J. Rutgers

Rassenverbesserung

HAROLD B. LEE LIBRARY
BRIGHAM YOUNG UNIVERSITY

Rassenverbesserung

Malthusianismus und Neumalthusianismus

von

Dr. med. J. Rutgers

Einzig berechtigte Übersetzung

von

Martina G. Kramers

Mit Einführung von Marie Stritt

Dresden und **Leipzig**
Verlag von Heinrich Minden
1908

Lehrkanzel für Botanik, technische Warenkunde u. Mikroskopie der k. k. Hochschule für Welt.
Allg. Bibl. B. Inv. Nr. 423

Alle Rechte vorbehalten.

HAROLD B. LEE LIBRARY
BRIGHAM YOUNG UNIVERSITY
PROVO, UTAH

Zur Einführung.

Dem übereinstimmenden Wunsch des Verfassers, der Übersetzerin und des Verlegers entsprechend, habe ich es, als ich im vorigen Sommer die Anregung dazu gab, übernommen, der vorliegenden deutschen Ausgabe des vielbesprochenen und vielverlästerten Buches von Dr. J. Rutgers ein paar Worte mit auf den Weg zu geben. Indem ich nun meinem Versprechen nachkomme, ist es mir ein innerstes Bedürfnis, das erste Wort an den verehrten Verfasser selbst zu richten und ihm, dem warmherzigen, tapferen Gesinnungsgenossen und Mitkämpfer im Befreiungskampf der Frau, für die befreiende Tat zu danken, die er mit diesem Buch für uns und für unsere Sache vollbracht hat. Nächst ihm gebührt aber auch Martina G. Kramers, die es uns zugänglich gemacht und die schwierige Aufgabe der Übersetzung in eine fremde Sprache auf das glücklichste gelöst hat, und dem Verleger Heinrich Minden Dank, der das Ansehen seiner Firma für ein Werk einsetzte, gegen dessen Tendenz auch bei uns die heftigsten Angriffe von vielen Seiten mit Sicherheit zu erwarten sind.

Nicht als ob die „Rassenverbesserung" etwa rein feministische Tendenzen verträte oder in der Behandlung eines der wichtigsten modernen Kulturprobleme ausschliesslich vom Standpunkt der Frauen ausginge. Im Gegenteil — gerade dass es das Bevölkerungsproblem von allen Seiten, nach seiner individuellen und allgemeinen, seiner volkswirtschaftlichen und rassenhygienischen Bedeutung beleuchtet; dass es ebenso als Glaubensbekenntnis des einsichtsvollen Sozialpolitikers wie als unabweisbare Forderung des Ethikers und Menschenfreundes, ebenso als das Ergebnis der wissenschaftlichen Forschung des Gelehrten wie der langjährigen praktischen Erfahrung des vielbeschäftigten Arztes anzusehen ist; und dass es von allen diesen Gesichtspunkten — und noch von manchem anderen —

mit unerbittlicher Logik zu dem gleichen Schluss gelangt, zu dem Schluss, der allein eine befriedigende Lösung auch der brennendsten Frauenfragen bringen kann — gerade das macht das Buch so wertvoll für unsere Sache.

Man sollte meinen, dass die darin erhobene Forderung des Neumalthusianismus: willkürliche Regelung der Kinderzahl durch die Mutter, für diejenigen, die das innere und äussere Recht der Persönlichkeit für die Frau geltend machen, eine selbstverständliche, grundlegende Forderung sein, und dass die blosse Vorstellung, in dieser ihrer allerpersönlichsten Angelegenheit den freien Willen und die eigene Verantwortung auszuschalten und auch ferner den blinden Zufall und die alte Geschlechtssklaverei walten zu lassen, alle Anhängerinnen der Frauenbewegung mit Empörung erfüllen müsste. Das trifft aber leider bis jetzt nicht zu. Es sind noch verschwindend wenige in unseren eigenen Reihen, die diese Konsequenz für die Allgemeinheit zu ziehen wagen oder gar den Mut haben, sich offen dazu zu bekennen. Zum Teil mag eine gewisse Scheu die Ursache sein, diese Dinge — obgleich sie die vitalsten Interessen der Frau berühren, geradezu Sein oder Nichtsein für sie bedeuten — öffentlich zu besprechen, zum Teil die nicht unbegründete Befürchtung, in weiten Kreisen damit Anstoss zu erregen — darf man's doch nicht „vor keuschen Ohren nennen, was keusche Herzen nicht entbehren können" —, zum Teil wohl auch die ungenügende Kenntnis, und die oft ganz falschen Vorstellungen, die so viele Unverheiratete in unserer Bewegung von diesem Gebiet und von den physiologischen und psychologischen Bedingungen der Mutterschaft haben. Als wichtigstes Moment kommt aber jedenfalls noch ein anderes in Betracht.

Die Frage der Kinderzahlbeschränkung wird bei uns offiziell noch als eine rein akademische behandelt, über welche die Leute am grünen Tisch ihre Ansichten auszutauschen pflegen, ohne dabei den praktisch wichtigsten Faktor, die nächstbeteiligten Mütter, überhaupt in Rechnung zu ziehen, — die sie aus Gründen, die im zweiten Teil dieses Buches eingehend dargelegt werden, für die grosse Masse mit aller Entschiedenheit

ablehnen, indess der praktische Neumalthusianismus in den Kreisen der Gebildeten, also auch der Leute vom grünen Tisch, von Tag zu Tage mehr an Boden gewinnt. Der Humor dieser naiven Selbstherrlichkeit und dieses seltsamen Widerspruches zwischen Theorie und Praxis ist weder unseren männlichen noch — leider! — unseren weiblichen Sozialpolitikern bis jetzt zum Bewusstsein gekommen. Letzteres ist nicht weiter verwunderlich. Wurde ihnen doch eben erst das Tor zu den Stätten der Wissenschaft geöffnet. Noch können und dürfen sie nicht wagen, jenseits desselben, in der ihnen noch neuen, fremden Welt, eigene Wege zu suchen, und müssen dankbar den Spuren ihrer Führer folgen, dankbar hinnehmen, was ihnen die Auffassung des Mannes im offiziellen Männerstaat auch hier zu bieten hat. So akzeptieren sie denn auch in den Fragen der Bevölkerungspolitik den bisher einzig massgebenden Männerstandpunkt als den einzig richtigen und suchen sich bestenfalls durch die schwächliche Konzession, dass die Beschränkung der Kinderzahl für die einzelne Frau im Einzelfalle vielleicht wünschenswert, aber aus volkswirtschaftlichen Gründen für die Gesamtheit vom Übel sei, mit der schwersten Not ihrer Geschlechtsgenossinnen abzufinden.

Die Kritik, die die Frauen von ihrem Frauenstandpunkt an die landläufige Bevölkerungspolitik noch nicht anzulegen wagen — Dr. Rutgers übt sie in seinem Buch um so schonungsloser, wenn auch immer in sachlich-vornehmer Weise, von allen Standpunkten. Mit verblüffender, unfehlbarer Sicherheit schlägt er den Theoretikern, die einer schrankenlosen Volksvermehrung das Wort reden, eine Waffe nach der anderen aus der Hand. An einer Fülle von Beispielen aus der Vergangenheit und Gegenwart, mit einem reichen statistischen Material weist er ihre sowohl volkswirtschaftlich wie rassenhygienisch falschen Voraussetzungen und falschen Schlüsse nach. Es wird ihre Sache sein, sich mit Dr. Rutgers auseinanderzusetzen. Dass er sie überzeugen wird, ist kaum anzunehmen, da hier wohl auch Weltanschauungsgegensätze in Betracht kommen, die eine Verständigung erschweren. Doch darf man hoffen, dass wenigstens die weiblichen Theoretiker sich auf die Dauer seiner

Beweisführung umsoweniger verschliessen werden, als ihnen diese die traurige Alternative erspart, vor die sie sich heute noch gestellt sehen: sie brauchen die individuelle Wohlfahrt und das Selbstbestimmungsrecht ihrer Geschlechtsgenossinnen der Bevölkerungspolitik zuliebe nicht mehr preiszugeben, wenn diese einander nicht mehr entgegenstehen, sondern zusammenfallen. In dieser Hoffnung seien besonders die beiden letzten Abschnitte dieses Buches der Aufmerksamkeit unserer Theoretikerinnen dringend empfohlen.

Für die vielen Millionen Praktikerinnen — wenn der Ausdruck für diejenigen gestattet ist, die das Elend unerwünschter und ungewollter Mutterschaft am eigenen Leibe erfahren haben und noch erfahren — für sie spricht das Rutgers'sche Buch das erlösende, in der Frauenbewegung spricht es das letzte Wort. Die Frauenfrage ist nicht die „Jungfernfrage", als welche man sie wohl ehedem meist angesehen hat; es handelt sich dabei um das Vollmenschentum, um das volle Persönlichkeitsrecht des Weibes. Nur kurzsichtige Verblendung kann sich aber der Täuschung hingeben, dass sie erreicht werden könnten ohne eine Entlastung der Frau als Geschlechtswesen. Alle ihre anderen Errungenschaften auf wirtschaftlichem, sozialem, geistigem Gebiet — und damit auch alle allgemein kulturellen Errungenschaften — bleiben illusorisch, im besten Fall auf einen verhältnismässig kleinen Kreis beschränkt, solange die Frauen nicht auch als Mütter ihr Leben unter eigene Verantwortung stellen, solange sie auf ihrem ureigensten Gebiet noch der blindwaltenden Naturkraft die Herrschaft lassen, die der Kulturmensch auf allen anderen bemeistert, seinem Willen und seinen Zwecken dienstbar gemacht hat. So umschliessen die hier aufgerollten Fragen für denjenigen, der Gedanken zu Ende zu denken gelernt hat, den eigentlichen, innersten Kern der Frauenfrage; so ist in gewissem Sinne die Bevölkerungsfrage als die Frauenfrage, zugleich als wirtschaftliche und soziale, als Erwerbs-, Rechts-, Sittlichkeits- und — nicht zum wenigsten — als Bildungsfrage anzusehen.

„Von jetzt an wird die Frau nicht mehr unter ihrer Fruchtbarkeit wie unter einem Fluch aus dem verlorenen Paradiese seufzen; durch physiologisches Wissen ist sie

wieder Herrin ihres eigenen Körpers, ihres eigenen Geschickes geworden . . .“ Dies stolze Wort von Dr. Rutgers ist heute schon zum Teil und wird noch immer mehr zur Wahrheit werden für die gebildeten, besitzenden Klassen — Dank den Hülfsmitteln der medizinischen Wissenschaft in den letzten drei Jahrzehnten und dem darauf begründeten, sich auch bei uns immer mehr einbürgernden praktischen Neumalthusianismus. Angesichts dieser Tatsache ist es aber eine dringende, eine unabweisbare Pflicht der bürgerlichen Frauenbewegung, die diese Kreise umfasst, seine Segnungen, zunächst durch eine allgemeine aufklärende Propaganda, auch denen zugänglich zu machen, die ihrer noch viel mehr bedürfen, für die sie eine Lebensfrage bedeuten — den mühseligen und beladenen Müttern des arbeitenden Volkes.

Möchte das vorliegende Buch die Anregung dazu geben und vor allem unsere Frauenvereine veranlassen, der bisher so ängstlich umgangenen Frage die ernste und nachdrückliche Beachtung zu schenken, die sie verdient.

Dresden, Oktober 1907.

Marie Stritt.

I.

Einleitung.

Für oder wider den Neumalthusianismus? — Das ist eine der brennendsten Fragen unserer Zeit. Es sind schon so viele Flugblätter, Vorträge, Broschüren, Pamphlete über diesen Gegenstand erschienen, es ist von Verteidigern und Gegnern schon so viel Treffliches darüber gesagt worden, dass der Laie nicht mehr klug daraus wird und bald den Gegnern, bald den Verteidigern recht zu geben geneigt ist. Denn diese Frage, scheinbar so einfach, ist derartig verwickelt, steht in so innigem Zusammenhang mit unsern feinsten Seelenregungen wie mit unsern elementarsten Lebensbedingungen, ist von so einschneidender Bedeutung auf jedem Gebiet, dass eine partielle Behandlung nie imstande sein wird, uns die richtige Einsicht zu bringen, eine möglichst vielseitige Erörterung daher erforderlich ist.

Nicht erst in der Neuzeit drängt sich uns diese Frage auf, wenn sie uns auch erst jetzt richtig zum Bewusstsein kommt; schon von jeher, so lange überhaupt organisches Leben existiert, ist die Anzahl der Nachkommen einer der Faktoren gewesen, welche entscheidend waren über Sein oder Nichtsein, über Freude oder Leid der Individuen.

II.

Die Forschungsmethode.

Es ist eine empirische Studie, die hier vorliegt. Ausgehend von Tatsachen, die leicht zu beobachten sind, weil sie das individuelle und häusliche Interesse berühren (erster Teil), werden erst im zweiten Teil die verwickelteren Fragen besprochen, welche das allgemeine Interesse betreffen. Im dritten Teil endlich werden die gewonnenen Resultate an den wichtigsten Systemen der Evolutionslehre geprüft.

Der erste und zweite Teil behandeln also die Beschränkung der Kinderzahl als Mittel zur Veredlung des Individuums und der Gesellschaft. Die Rassenveredlung ist dabei wohl mit einbegriffen, doch wird sie ausserdem noch im dritten Teil theoretisch behandelt.

Den Anfang unseres Buches wird mancher vielleicht ein wenig flach finden, besonders wo von den häuslichen Details zwischen Mann und Frau die Rede ist. Der Schluss, wo die Lehren von Darwin, Weismann und Lamarck kritisch analysiert werden, wird vielleicht anderen zu schwer erscheinen. Wir hoffen, dass sich das eine durch das andere ausgleichen wird; für die Vollständigkeit war beides unvermeidlich. Die verschiedenen Streitfragen werden in besonderen Kapiteln behandelt, die zum Teil miteinander im Zusammenhang stehen, zum Teil nicht. Aber schon in der Folge der Kapitel halten wir die Richtung vom Einfacheren zum Komplizierteren fest.

Ein Prunken mit reichem Tatsachenmaterial und eine Überladung mit Zitaten ist sorgfältig vermieden worden. Auch von einer eigentlichen Polemik wurde durchweg Abstand genommen, da diese leicht den wissen-

schaftlichen Gehalt der Darlegung beeinträchtigt. Ebenso haben wir auf den trockenen Ton gelehrter Beweisführung verzichtet, denn auf den Leser wirkt eine aktuelle Darstellung, eine mehr empirische als abstrakte Argumentation anschaulicher, und auch die ethische und ästhetische Würdigung des Gegenstandes kommt dabei besser zu ihrem Recht. Noch viel weniger wollen wir uns mit dialektischen Spitzfindigkeiten und Definitionen abgeben. Der Begriff und die Methoden des präventiven Geschlechtsverkehrs werden als genügend bekannt vorausgesetzt, daher beginnen wir gleich „in medias res".

Es handelt sich ja im Grunde auch nur um die Frage: ist die fakultative Sterilität ein Segen oder ein Fluch für die Menschheit?

Im allgemeinen bewegt sich in der vorliegenden Arbeit der Gedankengang innerhalb unserer heutigen Zustände; wo es nicht der Fall ist, wird dies ausdrücklich hinzugefügt. Wenn z. B. Kropotkin von Sibirien und von einer im Schwinden begriffenen Eisperiode ausgeht, und wenn er dabei eine geringe Menschenzahl als Regel, eine dichte Bevölkerung als Ausnahme darstellt, so ist es schliesslich nur Geschmacksache, dass er Ausnahme nennt, was wir Regel nennen würden. Ebenso wenig praktisch erscheint es, den Zustand in einer neugegründeten Kolonie während der Jahre als Norm anzunehmen, wo fruchtbares Land noch in Fülle zu haben ist, oder Kriegszeiten unter wilden Volksstämmen, wobei nur die grössere Zahl den Ausschlag gibt.

Alle Abschätzung ist relativ. Ob wir eine gewisse Anzahl von Menschen als viel oder wenig ansehen, hängt natürlich mit dem Überfluss oder dem Mangel an Nahrungsmitteln zusammen. So gibt es Schriftsteller und Diskussionsredner, die, wenn von ungenügenden Lebensmitteln die Rede ist, sich hinter einem: „Da dürfen die Leute eben nicht so viele Kinder haben!" verstecken,

und andere, die, sobald man von der Kinderzahl spricht, sagen: „Man hätte eben dafür zu sorgen, dass Lebensmittel im Überfluss vorhanden sind!“ —

Dies ist natürlich ein logischer Fehler. Wenn man von zwei in engster Beziehung zu einander stehenden Dingen das eine bespricht, versteht es sich dabei von selbst, dass man für den Augenblick das andere als ein fest gegebenes betrachtet; das heisst: nur unter der Voraussetzung, dass der eine Begriff ein Fixum ist, kann man den andern Begriff kritisieren. Damit ist aber keineswegs gemeint, dass der erstere Begriff nicht ebenso und nach der gleichen Methode kritisiert werden könnte.

Der Behandlung der verwickelten Probleme, die hier vorliegen, stellt sich noch ein grosses Hindernis in den Weg. Eine wissenschaftliche Beweisführung besteht der Hauptsache nach im Erforschen von Ursachen und Wirkungen, und diese Causalitätsfrage ist nicht immer so einfach wie man es sich vorstellt. In der Mechanik liegt die Sache meist einfach genug: wenn ich einen Karren fortschiebe, so ist meine Zellenbewegung die Ursache der Verschiebung des Karrens, nicht umgekehrt. Sobald wir aber zwei Zellenwirkungen im Zusammenhang betrachten, zumal zwei psychische Zellenwirkungen, so ist es nicht immer leicht zu beurteilen, welche von beiden die Ursache und welche die Folge darstellt. Wenn man genau zusieht, stellt es sich sogar fast immer heraus, dass jeder der beiden Faktoren wechselweise und zugleich Ursache und Folge ist: Wechselwirkung, Reciprocität, gegenseitiger Causalverband, wie man es nun nennen will. Das Übersehen dieser Tatsache lässt manche Debatte höchst überflüssig und komisch erscheinen; zwei einander diametral widersprechende Sätze stellen sich zuweilen beide als zutreffend heraus. Um ein konkretes Beispiel zu nennen:

hinsichtlich des Alkoholmissbrauchs kann man ebenso gut sagen: „die sozialen Missstände sind das Primäre, der Alkoholmissbrauch ist das Sekundäre“, wie: „der Alkoholmissbrauch ist das Primäre, die sozialen Missverhältnisse das Sekundäre.“ Ebenso kann man sagen „Unmässigkeit in der Kinderzahl ist das Primäre, die ökonomischen Missverhältnisse sind sekundär,“ und „die ökonomischen Missverhältnisse sind primär, der Leichtsinn im Kinderzeugen sekundär.“ Jede der beiden Erscheinungen ist zugleich Ursache und Wirkung.

Fast noch verwirrender ist aber die Tatsache, dass fast jede Handlung, jedes Ereignis nicht bloss eine einzige Ursache hat, mithin auch nicht aus einer einzigen Ursache erschöpfend zu ergründen ist, sondern nur durch das Zusammenwirken zahlloser Ursachen, die sich gegenseitig keineswegs ausschliessen, sondern untereinander ebenfalls zusammenhängen. Wenn man demnach ein und dasselbe Ereignis bei zehn Forschern auf zehn verschiedene Ursachen zurückgeführt findet, so kann es sehr wohl sein, dass alle diese Forscher mehr oder weniger recht haben, während es ausserdem noch hundert andere Ursachen geben kann, die von ihnen allen übersehen worden sind.

Und wie mit den Ursachen, so mit den Wirkungen: wo nützliche, sind per se auch weniger nützliche, bezw. schädliche Folgen zu verzeichnen; was in einer Hinsicht verderblich wirkt, kann in anderer nützlich sein, und Sankt Pauli Wort, dass aus Bösem Gutes hervorgehen kann, mahnt uns zur Vorsicht in unserm Urteil.

III.
Das physiologische Optimum.

Was ist unser Ideal, unser Lebenszweck? Glück? Nutzen? Energie? Erhaltung des Individuums und der Gattung? Entwickelung aller Fähigkeiten? Gott? — Das ist alles so unbestimmt und subjektiv. In unserem Streben nach diesen Idealen liegt aber ein gemeinsamer Kern; sie haben alle denselben objektiven Hintergrund, der sich naturwissenschaftlich in eine Formel zusammenfassen lässt: man sucht mit mehr oder weniger Geschick und Erfolg das physiologische Optimum. Was im konkreten Fall das physiologische Optimum ist, lässt sich empirisch durch Wägen, Zählen und Messen annähernd mit Gewissheit bestimmen. Es ist uns also mit dem Begriff des physiologischen Optimums ein objektiver Massstab (Kriterium) gegeben zur Schätzung unserer eigenen und der Taten anderer.

Zur Aufklärung für diejenigen, die keine Realstudien gemacht haben, denen dieser Begriff also fremd ist, will ich durch ein Beispiel an Lebewesen, deren Bedürfnisse und Organismus noch nicht so kompliziert sind wie bei uns, klar machen, was ich meine — an den Bakterien. Von jeder Bakterienart kennt man jetzt ganz genau die Lebensbedingungen, die ihnen unerlässlich sind, z. B. was die Temperatur betrifft: bei welchem Hitzegrad sie sterben (Maximumgrenze), bei welchem Kältegrade sie nicht mehr leben können (Minimumgrenze) und auf welcher Temperatur sie am üppigsten gedeihen (das Optimum); oder in Hinsicht auf ihre Fortpflanzung: wann diese durch Hitze oder Kälte unmöglich wird (Maximum- und Minimumgrenze) und wann sie am gedeihlichsten vor sich geht. Ebenso

im Hinblick auf die Lichtintensität, die sie bescheint, die Konzentration der Flüssigkeit, in welcher sie leben, die Nahrungquantität, die ihnen geboten wird, die Konzentration der Abfallprodukte, die sie vertragen; wie man z. B. weiss, dass die Hefezelle zu wirken aufhört, schliesslich sogar stirbt, sobald der erreichte Alkoholgehalt zu hoch wird.

Dasselbe gilt bei höheren Pflanzen und Tieren: es gibt für Nahrungsaufnahme u. s. w. in jedem Falle eine Maximumgrenze, eine Minimumgrenze und ein Optimum; ebenso für die Ruhe wie für die Arbeit, für Gehirn- wie für Muskeltätigkeit, für Assimilation wie für Sekretion.

So gibt es in jedem einzelnen Falle für jede spezielle Funktion einen objektiv zu bestimmenden Massstab. Und wenn es auch auf den ersten Blick scheint, als wäre dieser Massstab nur zur Beurteilung materieller Funktionen tauglich — im Grunde findet das nämliche Prinzip auch seine Anwendung auf die psychischen Funktionen; es findet sogar Anwendung nicht nur auf die Funktionen des Individuums, sondern auch auf die der Gesellschaft. Denn auch der Mensch als psychisches und als Gesellschaftswesen ist und bleibt ein Zellenorganismus, und im Grunde ist alle Ethik nur eine Art höhere Hygiene.

Die praktische Bedeutung eines solchen objektiven Kriteriums kann nicht hoch genug angeschlagen werden. Denken wir uns z. B. den Begriff „Luxus“. Was der eine als ein dem Menschen unerlässliches Bedürfnis betrachtet, hält der andere für unverantwortliche Verschwendung. Dies machte bisher alle Diskussion über die menschlichen Bedürfnisse nahezu unmöglich. Denn es leuchtet ein, dass, wenn man „Bedürfnis“ im Sinne von „genug, um nicht zu sterben“ auffasst, man mit Fug und Recht sagen kann: alle Menschen, die überhaupt leben, hätten

genug zu ihrem Bedarf — sonst lebten sie eben nicht mehr. Und versteht man „Bedürfnis“ im Sinne von „das Erwünschte“, so gelangt man leicht dazu, wieder alles zu begehren, was überhaupt begehrt werden kann, und das wäre nicht nur unbegrenzt, sondern oft geradezu übermässig und schädlich.

Der erwähnte objektive Massstab nun bildet eine sichere Grundlage für die folgenden Erörterungen. Man soll dem physiologischen Optimum zustreben, d. h. die beiden äussersten Grenzen vermeiden.

Im dritten Teile der vorliegenden Studie wird es sich überdies noch zeigen, dass wir auf diesen drei Grundlagen: Maximumgrenze, Minimumgrenze und Optimum auch theoretisch auf festem Boden stehen und einen ganz neuen Einblick in die Systeme von Darwin, Malthus und Lamarck gewinnen. Das Anstreben des physiologischen Optimums stellt sich im dritten Teile sozusagen als der Kern aller Evolution und aller Rassenverbesserung heraus.

Erster Teil.

Die willkürliche Regelung der Kinderzahl in ihrer individuellen Bedeutung.

IV.

Das Mysterium der Zeugung.

Ist unser Gegenstand nicht zu zart und fein und spröde, um in voller Öffentlichkeit besprochen zu werden? Ist die Erfindung, Erörterung und Anwendung der gewöhnlichen Präventivmittel nicht schon an sich ein Entweihen des Tempels der Ehe, heisst es nicht unreines Feuer legen auf den Altar der Liebe?

Leser, du erinnerst dich aus deiner Jugendzeit gewiss des grossen Eindrucks, den so mancher die Ehe idealisierende Roman, den etwa der dritte Akt des Lohengrin, die Szene des ersten intimen Zusammenseins von Braut und Bräutigam, auf dich machte. Hoffentlich hast du auch selbst einen solchen Lebensmai erlebt. In solchen heiligen Augenblicken inniger Liebe vergisst man Vergangenheit und Gegenwart, und wie dir im Frühling aus dem Duft der blühenden Sträucher eine süsse Betäubung zuweht, so ist es in solchen Augenblicken das Bild der Zukunft, das dich anlacht und dich mit einem Freudenrausch umfängt.

„Welche Innigkeit wird das zwischen uns beiden geben, wie viele ideal schöne Stunden! Und wenn wir erst ein Abbild unserer selbst haben werden, ein Kind, das uns gehört, uns beiden, für das wir zusammen weiterleben! Wie wollen wir es hegen, von der ersten Stunde an alles tun, um etwas Rechtes aus ihm zu machen; ja, schon vor der Geburt wollen wir es behüten, indem wir uns des Alkoholgiftes enthalten, und wir beide sind ja ganz gesund. Und im Frühling muss es geboren werden — wie schön wird das sein, nicht gleich in Kohlendampf und Gaslicht hinein! Wenn dann nachts die Fenster offen stehen, hört es schon morgens früh die Vögel singen, und wenn es sie dann nachahmt, bekommt

es gewiss auch selbst eine süsse Stimme! — Erst aber werden wir uns vernünftig und ruhig verhalten müssen, damit wir uns vor allem selbst in das neue Leben einleben. Zwar ist das Nestchen schon gebaut, aber wenn wir erst eine zeitlang darin gewohnt haben, wird es noch viel wärmer, viel heimlicher darin sein. Wir wollen darum anfangs recht vorsichtig sein, und die Anweisungen der neueren sexuellen Hygiene nicht verschmähen."

So denken und sprechen die einen; es gibt aber auch andere Naturen, die weniger feinfühlig sind in Bezug auf moralisches Pflichtbewusstsein, weniger besonnen, primitiver. Der Liebesrausch umnebelt ihre Sinne noch vollständiger, sie vergessen in solchen Augenblicken nicht nur die nüchterne Gegenwart, sondern auch die Zukunft. Sie sind ganz betäubt von diesem Rausch — das Hohe Lied Salomonis ohne die Weisheit Salomonis. Diese Neuvermählten überlassen sich völlig dem Rausche, impulsiv, instinktiv; wie sorglose Kinder durchkosten sie die ganze Reihe der menschlichen Empfindungen, die ganze jubelnde Tonleiter. Aber wenn dann, nach etwa Jahresfrist, die Wärterin die junge Wöchnerin wird verlassen haben und das junge Ehepaar wieder einmal allein zusammen ist und nun zusammen den kleinen Liebling pflegen darf, ohne diese ewige Wärterin, die so oft unbescheiden, grob und rücksichtslos war — dann wird man doch auch wohl ein ernstes Wörtchen zusammen sprechen.

„Gott sei Dank, dass dies überstanden ist! Jetzt wollen wir aber eine zeitlang recht vernünftig sein und einander für's erste Ruhe lassen. Wenn dieser kleine Prinz erst zu gehen anfängt — stelle dir vor, so ein winziges Geschöpf gehen! Das wird aber noch lange dauern! Wir wollen doch einmal nachfragen, wie andere Leute es damit halten."

Ist dies nun Entweihung? Ist es ein Entblättern von Blüten, ein Besudeln des frischen Morgentau's mit frecher Hand? Ist es Entweihung, wenn wir eindringen in das Zellenleben der Natur, bis in die Einzelheiten des geschlechtlichen Lebens?

Wenn das Leben uns wirklich ernst ist, wenn wir wirklich nach dem Höheren streben, wenn wir das Leben zu verschönern und zu bereichern suchen für uns alle und für die kommenden Geschlechter, so ist solche Erwägung nicht nur erlaubt, sie ist unsere Pflicht. Dann fragt man nicht mehr danach, was andere dazu sagen werden; man lebt, man denkt, man untersucht selbst, und man ruht nicht, ehe man alles über diese Dinge weiss. Und dann umgeht man nicht die Schwierigkeit, wie so mancher Kliniker es tut, der eine Herz- oder Nierenleidende fortschickt mit der Weisung: „Und nun, meine Beste, nehmen Sie sich nur hübsch in Acht, dass Sie eine Zeitlang frei bleiben!“ — sondern man dringt bis auf den Kern der Sache, den ehelichen Verkehr, und man zeigt ihr den Weg, um ihr das prophylaktisch Notwendige im gegebenen Falle auch praktisch möglich und erreichbar zu machen.

Nichts hat so grossen Schaden herbeigeführt und so verhängnisvolle Folgen für die Auslese und die Entwickelung der Menschheit gezeitigt, wie die Umhüllung der wichtigsten Kenntnisse auf sexuellem Gebiet mit einem undurchdringlichen Geheimnis. Was immer Buddhismus und Christentum für das Höhere im Menschen getan haben, diese sogenannt „niedere“ Sphäre seines Wesens ist dabei geradezu schändlich vernachlässigt worden. Im Grunde ist es schon eine Sünde wider die Natur, wenn man das Körperleben niedriger achtet als das Seelenleben — sind es doch zwei Seiten derselben Sache.

Und glaube ja nicht, der du dich Materialist oder Freigeist nennst, dass du deshalb diesen Standpunkt

schon ganz und gar überwunden hättest. Wir alle sind von Haus aus noch über und über katholisch in dieser Beziehung. Das heilige Halbdunkel imponiert uns immer noch.

V.

Sexuelle Abstinenz.

Ist nicht die einfachste Lösung aller Sexualfragen kinderleicht: Enthaltsamkeit? Damit ist alles auf einmal erfüllt: keine Sinnlichkeit, keine Unmässigkeit, keine Prostitutionsfrage mehr, keine venerischen Krankheiten, keine ausserehelichen Geburten, keine Übervölkerungsfrage und kein Neumalthusianismus mit seinen technischen Eingriffen.

Nun, ganz so kinderleicht ist die Sache doch nicht. Der Begriff sexueller Abstinenz hat nur deshalb für uns etwas Bestechendes, weil wir ihn für synonym mit Keuschheit halten. Damit muss man aber sehr vorsichtig sein. Wenn man einmal wirklich in alle Geheimnisse des Geschlechtslebens einzudringen vermöchte, würde man entdecken, dass tatsächliche Abstinenz, auch von jedem Versuch zur Befriedigung oder Erweckung des Sexualreizes, ebenso selten ist wie die Unterlassung der regelrechten Begattung allgemein.

Und könnte man noch tiefer in die Schlupfwinkel des Gemüts eindringen, könnte man vor dem Auge der ganzen Welt, wie Lichtbilder auf einem Tuch, die Phantasiebilder derer projektieren, die in erzwungener Abstinenz leben, so würde man mit Schrecken gewahren, was jeder Einzelne gegenwärtig sich selbst und andern gegenüber zu verhehlen bemüht ist. Man schwärme daher nicht so ohneweiters für das, was geschlechtliche Abstinenz genannt wird!

Nur in jenen seltenen Fällen, wo tatsächliche sexuelle Abstinenz mit der dazu erforderlichen Gemütsrichtung verbunden ist, da ist sie etwas erhabenes, etwas göttliches. Schade nur, dass der Mensch eben Mensch ist, und dass Körper und Geist mancherlei Bedürfnisse haben, die man wohl ignorieren, nicht aber ausrotten kann ohne Schaden für das gesunde, volle Menschenleben, ohne Schaden auch für den Geist. Denn es gilt hier nicht Enthaltsamkeit von etwas Schädlichem wie Alkohol, der ein Gift für das Zellenleben ist, sondern Enthaltung von dem, was die erste Daseinsbedingung für unser Leben war und zugleich den höchsten Reiz des erwachsenen Individuums darstellt.

Die Physiologie lehrt, dass jede Funktion durch ein gewisses Mass von Beherrschung an Kraft und Tüchtigkeit gewinnt; dass aber ein zu nachhaltiges Unterdrücken eines Bedürfnisses zu krankhaften Störungen Anlass gibt und auf die Dauer die Funktion lähmt. Der Segen eines geziemenden Masses von Enthaltsamkeit im Geschlechtsleben ist von Paul Mantegazza in seiner „Physiologie der Liebe“ mit grosser Wärme und Innigkeit dargelegt worden, dürfte auch wohl den meisten meiner Leser aus Erfahrung bekannt sein. Das unphysiologische Extrem, die allzu lange währende erzwungene Abstinenz, bildet dazu einen schreienden Gegensatz; sie wird auf die Dauer für Körper und Seele zum Fluch, was sowohl Laien wie Ärzte aus Erfahrung bezeugen können. Besonders bei der Frau kann der Schaden, welcher durch allzulange andauernde sexuelle Abstinenz entsteht, tiefe Störungen hervorrufen, umsomehr als bei ihr dieses ätiologische Moment noch öfter verkannt wird als beim Manne; hat sie doch oft selbst nicht die leiseste Ahnung von der wahren Ursache ihres psychischen und somatischen Leidens.

Der ledige Stand ist demnach für einen jungen Mann ebenso wie für eine junge Frau ein grosses Leid und eine Schädigung, auch wenn sie in Enthaltsamkeit leben; und ist letzteres nicht der Fall, ergeben sie sich der Unzucht, so kann Leid und Elend noch viel grösser für sie werden.

Doch gesetzt, dass endlich auch für sie die Zeit der Ehe anbricht, die sie so lange herbeigesehnt haben — soll es dann wieder Enthaltung heissen, sobald sie keine Kinder mehr verlangen oder verlangen dürfen? Abstinenz vor der Ehe, und dann noch nahezu lebenslängliche Enthaltsamkeit in der Ehe, während man zusammenlebt und sich herzlich liebt — das mag das Ideal einiger Asketen sein, aber nicht eines ernstlich nach dem physiologischen Optimum Strebenden; und es wäre wahrhaftig kein Kampf für „die Ehre Gottes", wenn man dessen Schöpfungswerk mit solcher Verachtung behandelte.

Wie weit es die Menschheit auch noch bringen mag in der Beherrschung der körperlichen Funktionen (in der Karezza bekommt man eine Idee davon), so viel ist gewiss, dass man zur Zeit in vielen Familien schon froh sein darf, wenn sie über das tierische Stadium des impulsiven und unbewussten Handelns hinauszukommen anfangen. Wie viel höher steht schon der präventive Geschlechtsverkehr als die habituelle Fruchtabtreibung, und diese wieder wie viel höher als gewohnheitsmässiger Kindermord! Wie häufig ist aber dieser Greuel auch noch in unserer zivilisierten Welt, wo die Begräbnisgebühr so oft willkommener ist als das Kind! Selbst wer für geschlechtliche Abstinenz schwärmt, müsste daher im Hinblick darauf die Präventivmittel als Erziehungsmittel ehren.

Wenn nun auch geschlechtliche Enthaltsamkeit das nächstliegende Mittel ist, um der Schwangerschaft

vorzubeugen — nicht nur das gebräuchlichste, das jedem von Kind an heilig war —, so darf man andere, leichtere Mittel zu dem gleichen Zweck doch nicht übersehen oder verkennen. Die Erfahrung lehrt, dass wenn man einmal verheiratet ist, die Enthaltsamkeit dasjenige Mittel ist, das am ersten vergessen wird und am leichtesten versagt. Wird aber die Enthaltsamkeit nicht streng durchgeführt, vergisst man sich auch nur einmal im Jahr, ein einziges Mal, so kann die Frau doch jedes Jahr wieder ins Wochenbett kommen. Ein Mittel zur Einschränkung der Kinderzahl in der Ehe ist die Enthaltsamkeit also nur in sehr geringem Masse; aber es gibt, wie gesagt, andere, die weniger unzuverlässig und weniger grausam sind. Auch hier darf man aber nicht verallgemeinern, sondern muss in jedem einzelnen Fall prüfen, welches Mittel zu empfehlen sei: ein mechanisches oder die Enthaltsamkeit.

Es ist selbstverständlich, dass in vielen Fällen, z. B. bei Ermüdung oder Unwohlsein eines der beiden Beteiligten, Enthaltsamkeit zur heiligen Pflicht wird auch in der Ehe. Aber als dauernder Modus vivendi?

Man vergesse zunächst nicht, dass es dabei immer zwei Beteiligte gibt! Was hilft es einer körperlich schwachen und geistig überlegenen Frau, wenn sie selbst mit ganzer Seele Enthaltsamkeit wünscht, wenn ihr Mann nichts davon hören will? Ist es dann nicht ihre Pflicht, sich zu schützen, damit sie nicht einer schwachen Nachkommenschaft das Dasein gibt? Oder umgekehrt, wenn die Frau entweder zu sinnlich ist oder zu alttestamentarisch denkt, soll dann der Mann nicht vernünftiger sein und die beste Lösung der Frage für beide suchen?

Und wem schafft es Freude, wenn Eheleute sich selbst und gegenseitig martern durch jahrelange Abstinenz? Wäre es nicht richtiger, diese Energie auf

etwas besseres zu verwenden? Diese schlaflosen Nächte, diese Unruhe, diese Unzufriedenheit! Ist denn das eine Idealehe, wenn die Eheleute einander um jeden Preis aus dem Wege gehen müssen, wenn jedes versuchen muss, das andere möglichst von sich entfernt zu halten? Wer dafür schwärmt, beweist nur, dass er keinen rechten Begriff von dem engen Zusammenhang zwischen Körper und Geist hat. Die beiden sind eins, es darf also ein Teil nicht benachteiligt werden zu Gunsten des andern. Man darf das Fundament nicht untergraben, um Bausteine für die Giebelspitze herbeizuschaffen.

Wäre Abstinenz das einzige empfehlenswerte Mittel zur Einschränkung der Kinderzahl, so läge selbstverständlich kein Grund mehr vor zum Gebrauch von Mitteln im Präventivverkehr. Der Leser könnte demnach meinen, der Autor hätte die Pflicht, hier eingehend zu erörtern, welches die physiologischen Schäden bei andauernder sexueller Abstinenz sind; dies würde aber an sich schon ein Buch füllen und den Zusammenhang des Ganzen stark beeinträchtigen.*) Es ist aber auch überflüssig für jeden, der mit offenen Augen in die Welt sieht.

Überdies leuchtet es ein und wird auch durch die Erfahrung bestätigt, dass die meisten Eheleute zu einem so unnatürlichen Leben, wie es die dauernde Abstinenz mit sich bringt, nicht zu bewegen sind, eben weil es ein Leid ist, ein grosses Leid; und selbst in den Fällen, wo dies das Präventivmittel ist, dem sie nach reiflicher Erwägung den Vorzug gaben, finden sie sich schliesslich doch noch dadurch betrogen.

---

*) Man lese die Krankengeschichten bei Dr. Mensinga, Fakultative Sterilität. Leipzig, Max Spohr.

VI.
Sexuelles Übermass.

Dass ein sexuelles Übermass dem Individuum wie der Rasse schadet, dazu bedarf es keines Beweises. Omne nimium nocet. Alles, was zu viel ist, ist schädlich. Die Natur selbst steckt sich ihre Grenzen; aber auch innerhalb dieser Grenzen kann gesündigt werden. Allein es leuchtet nicht ein, warum so häufig die Meinung geäussert wird, sexuelles Übermass sei eine Folge des Präventivverkehrs, da die Annahme doch so viel näher läge, es sei ein Fehler derer, die sich sorglos und unbedacht fortpflanzen. Indessen gibt es immer noch Leute, die folgendermassen argumentieren: wenn durch regelmässigen Gebrauch der Präventivmittel die Furcht vor den Folgen, die Angst vor Schwangerschaft fortfällt, so wird man sich seinen Leidenschaften zügellos hingeben. Diese Philosophen vergessen aber, dass wie beim Essen und Trinken, so auch hier, gerade durch die regelmässige Erfüllung des physiologischen Bedürfnisses Ruhe und Masshalten am besten verbürgt werden.

Ungleich viel öfter als sexuelles Übermass in Taten, findet sich Ausschweifung in Worten und Gedanken, psychische Überschätzung, Übertreibung und Überspannung auf sexuellem Gebiet, und diese werden in den allermeisten Fällen durch Unwissenheit und unnatürliche geschlechtliche Abstinenz herbeigeführt. Es ist ja gerade die sexuelle Abstinenz, die zur sexuellen Überreizung führt. Die geregelte Ehe kann aber nur dann für diesen krankhaften Zustand ein Heilmittel sein, wenn durch einen zweckmässigen Gebrauch der Präventivmittel der eheliche Verkehr auch wirklich die Quelle regelmässiger Befriedigung ist.

Einige Idealisten stehen allerdings nicht an, schon eine fluchwürdige Sinnlichkeit und Ausschweifung im geschlechtlichen Verkehr von Eheleuten zu sehen, die sich ihm ohne die Absicht, dadurch ein Kind zu erzeugen, hingeben. Doch jeder, der physiologisch zu denken gelernt hat und sterile Ehen (gleichviel ob die Sterilität natürlich oder künstlich ist) aus der Nähe beobachtet hat, weiss, dass auch ohne Schwangerschaft als sekundäre Folge das primäre Resultat jedes geschlechtlichen Verkehrs eine physiologische Euphorie ist, für die beide Gatten einander dankbar sind und sich befriedigt fühlen.

Mit Leuten, die das Fleisch abtöten wollen, und die nichts lieber sehen würden, als dass jeder der dauernden Glückseligkeit der Abstinenz und der Selbstquälerei teilhaftig würde — mit dergleichen Leuten brauchen wir in einer physiologischen Arbeit nicht zu rechnen. Für sie besteht eben die Physiologie überhaupt nicht.

VII.

Eheverbot bei Krankheitsanlage.

Ein frischerer Hauch weht uns entgegen. Wir kommen zu den hygienischen Bestrebungen unserer Zeit, die mit den Gesetzen der Selektion rechnen.

Es unterliegt keinem Zweifel, dass dereinst die Entwickelung der Menschheit es so weit bringen wird, dass man die Verbesserung der Rasse nicht nur als eine allgemeine sittliche Forderung, sondern geradezu als eine unerlässliche Pflicht der Gesamtheit gegenüber betrachtet. Aber bis wir soweit sind? Gesetzt, ich habe einen Patienten, der erblich belastet, und trotzdem verheiratet ist — was ist da anzufangen? —

Natürlich ist vor allem dafür zu sorgen, dass einer Konzeption möglichst vorgebeugt werde. Dies ist jedoch keine ideale Lösung der Frage, solange die Präventivmittel nicht unfehlbar sind und Enthaltsamkeit das fehlbarste von allen. Doch ist letzteres im einzelnen Fall oft das einzige Anwendbare, das einzige praktisch Erreichbare. Je mehr sich aber die Präventivmittel noch vervollkommnen werden, jemehr die dazu erforderliche Selbstbeherrschung noch allgemeiner geübt wird, desto näher rückt auch die Zeit heran, wo diese vorläufig noch unzulängliche Lösung des Problems eine vollständige sein wird. Überdies hat man es auch schon jetzt in seiner Macht, z. B. durch Kombination zweier Methoden, die Zuverlässigkeit der Präventivmittel nahezu bis zur Unfehlbarkeit zu steigern.

Unter den genannten Umständen von erblicher Belastung und krankhafter Anlage eines der beiden Eltern oder beider werden die Beteiligten auch gern jeden Rat befolgen, um eine Schwangerschaft zu verhindern; wenn man selbst mit einem Leiden behaftet ist, wünscht man in der Regel keine Kinder, besonders dann nicht, wenn man weiss, dass die Aussichten für diese ebenfalls keine besseren sein würden. Und wäre auch einer der beiden Eltern zu kurzsichtig, um das einzusehen, so würde der Partner es vielleicht um so stärker fühlen.

In welchen Fällen erbliche Belastung und krankhafte Anlage der Eltern am ehesten eine Gefahr für die Kinder herbeiführen, soll hier nicht weiter erörtert werden. Man hat die allgemeine Aufmerksamkeit noch nicht lange dieser Prophylaxe zugewendet; es steht daher zu erwarten, dass die Einführung des Eheverbots oder wenigstens des Zeugungsverbots sich umsomehr Freunde erwerben wird, je weiter man in die Gesetze der Erblich-

keit eindringt und jemehr man vor allem die Genealogie studiert.

Zuerst wird das öffentliche Gewissen wohl da erwachen, wo die Eltern mit irgend einem augenfälligen Leiden belastet sind, wie Tuberkulosis, Herz- oder Nierenleiden, Epilepsie, Wahnsinn; später wohl auch bei verborgenen Krankheiten: Syphilis, mässiger Alkoholismus. Schliesslich wird sich dieselbe Einsicht allen körperlichen Schwächen gegenüber, die von Eltern auf Kinder übertragen werden können, bahnbrechen, gleichviel ob sie im engern Sinne erblich sind oder in den Kinderjahren durch das Zusammenleben übertragen werden, wie Körperschwäche, Anämie, nervöse Reizbarkeit. Je weiter man dieses Prinzip durchführt, desto näher kommt man der idealen Auslese: Fortpflanzung nur der besseren Individuen!

Wenn spätere Jahrhunderte sich unsere heutige Generation noch einmal vor Augen führen könnten, würden sie wohl die Hände über dem Kopf zusammenschagen vor Erstaunen, dass man jemals solchen Exemplaren die Reproduktion der menschlichen Rasse anvertrauen konnte. Ist doch beispielsweise heutzutage die Ehe gerade für die schwächeren Mädchen oft am notwendigsten, da diese sonst nach dem Tode der Eltern „unversorgt“ auf der Welt zurückbleiben würden.

Hier ist noch sozusagen alles zu tun übrig.

Der präventive Geschlechtsverkehr ist praktisch ein nicht zu entbehrendes Glied in der genannten Entwickelungskette, und schon dadurch einer der mächtigsten Faktoren zur Evolution der Rasse.

VIII.

Die Kinderzahl pro Familie.

Der Zweck der Familie sind die Kinder. In den weitesten Volksschichten herrscht noch der Brauch zu heiraten und ein Hauswesen zu gründen, nicht sobald die Liebe erscheint, sondern sobald sich Schwangerschaft einstellt. Auch bei den Vögeln beobachten wir ja erst die Paarung und nachher den Nestbau, damit die Eier ausgebrütet werden können.

Die Zahl der Eier bei jeder Vogelart, die Zahl der Jungen bei anderen Tierarten ist immer einigermassen beschränkt. Bei den Säugetieren steht die Zahl der Jungen, die zugleich geboren werden, im Verhältnis zur Zahl der Brüste der Mutter, im Verhältnis also zum Nahrungsvorrat, wie umgekehrt der Nahrungsvorrat im Verhältnis zur Jungenzahl steht. Nach Darwin müssen ja auch beide Funktionen sich gegenseitig anpassen. Zwei ist auch hier die kleinste Zahl. Die Fruchtbarkeit des Menschen ist also schon von vornherein nicht gross: jedes Jahr Zwillinge dürfte ungefähr das Maximum sein. Und ebenso ist das Fruchtbarkeitsalter der Frau beschränkt, sagen wir vom 14. bis zum 45. Jahr. Wenn demnach die äusserste Grenze 62 Kinder wäre, so erscheint es schon als ein Glück, dass eine Anzahl von 24 Kindern von einer Mutter selten ist. Pflegt die Mutter ihre Kinder selbst zu stillen, bleibt sie während der Stillungsperiode frei von neuer Schwangerschaft, was meistens der Fall ist, und gebiert sie keine Zwillinge, so würde die Höchstzahl der Kinder ohne Präventivmittel nur etwa 16 betragen.

In der guten, alten Zeit — ich meine vor etwa fünfzig Jahren, als die Präventivmittel noch nicht so

allgemein im Gebrauch waren wie heute — galt erfahrungsgemäss sechs bis acht als normale Kinderzahl, und im Durchschnitt wurde eine vollständige Familie auf Mann, Frau und sechs Kinder berechnet. Schon damals war also die Zahl ziemlich gering im Verhältnis zur natürlichen Fruchtbarkeit der Frau, auch war die Kindersterblichkeit viel höher als heutzutage, die Zahl sechs für die lebenden Kinder konnte daher auch nur als Normalzahl gelten.

Es mag dahingestellt bleiben, ob diese Durchschnittszahl die meist gewünschte oder die wünschenswerteste gewesen ist. Mutmasslich war es zum Teil der Fall, zum Teil nicht. Gewiss aber ist, dass man auch damals viel murren und klagen hörte, dass aber jedenfalls das Mass der Ergebung ein höheres war als in unseren Tagen. War diese Ergebung die Folge des Ohnmachtsbewusstseins des Einzelnen, oder der Unkenntnis der Tatsache, dass man der Schwängerung vorbeugen konnte, oder der geringeren Anforderungen, die man an das Leben stellte, oder der religiösen Überzeugung — oder waren damals wirklich die ökonomischen Zustände weniger schlimm als jetzt? Das soll hier ebenfalls unerörtert bleiben.

Setzen wir den Fall: deine Tochter, die du mit aller Sorgfalt erzogen und behütet hast, heiratet. Die Aussichten sind nicht übel, eine Vermehrung der Einkünfte steht für die nächsten Jahre zu erwarten. Du hast mit ruhigem Gewissen deine Zustimmung gegeben, die Papiere sind in Ordnung, das Standesamt hat den Bund geschlossen, und alle Segenswünsche folgen dem neuen Paar in die eheliche Wohnung.

Leer ist nun der Platz der Tochter in deinem Hause und wenn du an sie und an ihre Zukunft denkst, welches sind deine Wünsche für sie? Der patriarchalische Segen: „Seid fruchtbar und mehret Euch?“ oder in der

Sprache der Märchen: „Jedes Jahr einen blonden Engel in der Wiege?“ Oder hast du am Abend vor dem Abschied den Bräutigam noch einmal bei Seite genommen und ihm zugeflüstert: „Ich weiss, dass du gut zu ihr sein, für sie sorgen wirst, nicht wahr? Sie ist ja noch so jung, so zart, willst du sie auch ein wenig schonen?“

Wenn nicht, so wirst du wohl ein Jahr später, nachdem du Zeuge gewesen bist vom Weh ihrer Mutterschmerzen, nachdem der Kampf um das Leben und das Ringen mit dem Tode dein Herz erschüttert haben, bitten und flehen: „Ach, schone doch unser liebes Kind nun für die erste Zeit! Sie wird wohl lange brauchen, ehe sie das alles überstanden hat und wieder dieselbe ist, die sie zuvor war.“

Der überstandene Schmerz wird vergessen, aber das künftige Leiden darf man nicht übersehen, wenn man vernünftig ist. Ist das Selbstsucht, ist es Niedrigkeit, ist es schlaue Berechnung? O, seien wir doch vorsichtig mit solchem Urteil!

Ganz gewiss können die Erwägungen, die dabei gelten, niedriger Art sein, engherzig, egoistisch, rein „materialistisch“. Es kann sein, dass der junge Mann sich der Bedeutung seiner Aufgabe, Schöpfer des künftigen Geschlechts zu sein, nicht bewusst ist; es kann sein, dass die junge Mutter ein feiges, kindisches Geschöpf ist, das jeden Schmerz und jede Mühe wie die Pest scheut. Aber darf man da ohneweiters verallgemeinern? Sind darum alle so? Ganz gewiss nicht. Es gibt hunderte und tausende, die gerade aus innigster Liebe für ihre Kinder, gerade um für eine kleinere Anzahl mehr sein, gerade um sie im höchsten Sinne zu Menschen erziehen zu können, eine Beschränkung für nötig halten und sich zu diesem Zwecke selbst Opfer auferlegen. Man vergesse nicht, wenn man solche ehe-

liche Vorsicht „feige Selbstsucht“ nennt, dass vielmehr das „Abwarten, was daraus wird“ eine der rohesten Äusserungen der momentanen tierischen Selbstsucht ist!

Nicht jede Familienvermehrung ist ein Gewinn.

Wer kennt nicht die Familien, wo mit jedem Kinde ein neuer Schatten über das Haus fällt, wo die Sorgenlast immer schwerer, die Mutter immer erschöpfter wird. Die Zuckertüte, die das kleine Kind angeblich den Geschwistern mitbringt, erscheint zwar noch immer in seiner Begleitung, aber das Entzücken, das sich wie ein elektrischer Schlag bei der Geburt der ersten Lieblinge einstellte, hat nach und nach einer gewissen Gelassenheit Platz gemacht, und auch die Gelassenheit hat ihre Grenzen, die umso eher erreicht werden, jemehr individuelle Energie die Eltern besitzen, je näher sie dem Ideal guter Eltern kommen.

Passive Naturen werden bis an die äusserste Grenze dieser Gelassenheit gehen, wider alle Wahrscheinlichkeit hoffend, dass es diesmal doch das letzte sein wird, im unerschütterlichen Glauben, dass man die Folgen seiner eigenen Taten der göttlichen Vorsehung überlassen soll, was Andersgläubige vielleicht „Gott versuchen“ nennen würden. Aber die Not kann zuweilen so hoch steigen, dass es auch ihnen zu viel werden muss und sie endlich, trotz Priesterzwang und Aberglauben, trotz Kurzsichtigkeit und sexuellem Egoismus, rundweg erklären: dem Familienzuwachs muss ein Ziel gesetzt werden.

Früher oder später muss also eine Grenze erreicht werden. Der Tod der Mutter ist leider nur zu oft diese Grenze. Der Tod der Mutter, der vielleicht hätte vermieden werden können. O Mütter, wenn der Kirchhof reden könnte! Wenn man sie jedem hörbar machen könnte, die stillen Seufzer der Opfer der Verblendung der Priester und der Fühllosigkeit der Ärzte! Wie

manche Familie ist durch sie, durch ihre Fahrlässigkeit zerstört worden.

Wenn man nun aber nicht erst dies Äusserste abwartet, sondern willkürliche Beschränkung übt, ehe die äusserste Grenze erreicht ist; wenn man in weiser Überlegung dafür sorgt, dass die Kinder, die man so sehnlich wünschte, nicht allzuschnell nach einander kommen, damit ihre Mutter nicht vor Erschöpfung zusammenbreche; wenn man lieber wartet, bie sie wieder stark und widerstandsfähig geworden und selber wieder nach einem neuen Liebling verlangt. Ist dies dann nicht ein höherer Standpunkt?

Selig mag uns zuweilen der Zustand kindlicher Einfalt der Menschheit erscheinen, da sie noch nichts wusste von Präventivmitteln, selig die Sorglosigkeit, die kindliche Naivetät, selig die Unbefangenheit der Taube, die sich makellos rein in die Luft erhebt nach wiederholter Paarung. So können wir uns wohl auch einen paradiesischen Zustand träumen, wo die Frau noch ohne Schmerzen gebar, wo sie noch eine vollkommene Widerstandsfähigkeit besass, wo Nahrung noch zu haben war für jeden, der hungerte — gewiss ist aber, dass wir jetzt nicht mehr im Paradiese leben, nicht einmal mehr in dem Land „wo Milch und Honig fliesst", und dass die Forderungen der Wirklichkeit ganz andere sind als die Traumbilder der Poesie. Doch steckt immerhin auch Poesie in unserer Wirklichkeit, und je glücklicher und hygienischer man lebt, desto fröhlicher wird diese Poesie sein. Die Poesie der Naturvölker ist immer tief schwermütig.

Betrachten wir nun einmal ganz objektiv so eine Familie, und fragen wir uns im einzelnen Spezialfall vorurteillos: ist es richtig — auch bei sehr mässigem Geschlechtsverkehr, z. B. nur an Feiertagen — ist es auch dann richtig, es nur dem Zufall zu überlassen,

was die sexuelle Konjunktur über die Eheleute verfügen wird? In vielen Fällen wird der Arzt sich ernstlich dagegen erklären, wenn auch der Pfarrer, seinem häufig noch ganz alttestamentarischen Standpunkt gemäss, geneigt sein dürfte, die Sache ruhig „Gott anheimzustellen" — das heisst: geht es gut, so wird er das Kind mit Vergnügen taufen; stirbt die Mutter, so wird er sie mit der gleichen Willfährigkeit begraben helfen.

Sehen wir also, was in diesem Fall die Erwägungen des Arztes sein werden.

IX.
Hygiene der Mutter.

Ist es, physiologisch gesprochen, nicht ein Vergehen wider die Gesundheit der Mutter, wenn man wichtige natürliche Verrichtungen wie Schwangerschaft und Geburt willkürlich unterdrückt? Wenn die Freunde des Präventivverkehrs behaupten, dass schon die Enthaltung von einem Augenblicksakt, wie der Geschlechtsverkehr es ist, schädlich sein könne — wie können dann dieselben Leute es ruhig geschehen lassen und sogar empfehlen, dass so bedeutsame Funktionen wie Schwangerschaft und Geburt mutwillig vereitelt werden?

Dies scheint in der Tat paradox; aber die Erfahrung hat noch nie und nirgends bewiesen, dass das Ausbleiben der Schwangerschaft Störungen in der Gesundheit verursacht.*) Physiologisch sind ja auch

*) Der berufenste Beurteiler, Prof. H. Treub, erklärt in seinem Lehrbuch der Gynaekologie, 4. Druck 1903, S. 657: „Und die Tatsache selbst, dass der Schwängerung vorgebeugt wird, kann ebenso wenig eine Gefahr sein. In den zahlreichen sterilen Ehen zeigt sich nichts davon, und es genügt heutzutage um sich her zu schauen, um zu der Überzeugung zu gelangen, dass auch willkürliche Sterilität für die Gesundheit nicht schädlich ist."

Gravidität und Milchsekretion fakultative Verrichtungen, im Gegensatz zu der Ovulation (resp. die Spermasekretion des Mannes), die einen wesentlichen Teil des Zellenlebens eines vollständigen Organismus bilden. Zwar kann man die mit Ovulation (und Spermasekretion) in indirektem Zusammenhang stehende Kongestionabilität in einem beliebigen Moment künstlich anreizen, und dadurch Muskelkontraktionen und Blutandrang hervorrufen, und umgekehrt kann man diese Kongestions- und Reizerscheinungen durch hemmende Einwirkungen für den Augenblick vermeiden, aber die eigentliche Absonderungsfunktion der Geschlechtsdrüsen, das Abstossen von Eizellen und Spermazellen findet dessenungeachtet statt, ebenso gewiss wie die Harnabsonderung und die Abschürfungen der Haut.

Dass in Bezug auf Gravidität und Milchabsonderung eine solche Unvermeidlichkeit nicht besteht, ist offenbar. Es ist mithin nicht unwahrscheinlich, dass der obenerwähnte Gegensatz damit im Zusammenhang steht. Jedenfalls genügen die hier angeführten Tatsachen, um zu zeigen, dass es keineswegs angeht, diese beiden Gruppen von Verrichtungen aus den gleichen Gesichtspunkten zu betrachten oder gar aus Erfahrungen bei der einen Gruppe Folgerungen in Bezug auf die andere herzuleiten.

Auch lässt es sich leicht erklären, warum man zuweilen von Arbeiterfrauen hört, sie fühlten sich nach einer Niederkunft so viel besser als vorher. Für jemand, der Tag und Nacht keine Ruhe hat, kann eine erzwungene neuntägige Bettruhe wohl einmal sehr wohltuend einwirken. Und dann hat so eine arme geplagte Frau wenigstens einmal im Jahre jemand, der für sie sorgt! Da ist es wahrlich kein Wunder, wenn sie sich darnach besser fühlt, zumal im Gegensatz zu der vorhergehenden Zeit der Gravidität. Dass in normalem Falle

Schwangerschaft ein hygienisches Erfordernis sein sollte, dafür gibt es keinen einzigen stichhaltigen Grund. Dass hingegen dieser Zustand und die Kraftprobe der Entbindung unter Umständen ganz gewiss eine grosse Gefahr für Gesundheit und Leben der Frau bedeuten, das ist leider nur allzu wohl bekannt aus jedermanns Erfahrung.

Noch ernstlicher wird die Gefahr bei zu häufig wiederholter Schwangerschaft, die die Kräfte erschöpft und die Gesundheit untergräbt, um so sicherer untergräbt, je rascher die Graviditätsperioden auf einander folgen. Die eine Frau erträgt diese Überlastung natürlich besser als die andere; doch gibt es für Kraft und Widerstandsfähigkeit jeder Mutter eine bestimmte Grenze. Das Beispiel einzelner Frauen, die ohne sichtliche Störung nach dieser Richtung Unglaubliches leisten, darf uns nicht leichtsinnig machen. Die vielen Mütter, die durch zu schnell wiederholte Entbindungen vor der Zeit zu Grabe getragen wurden, entschwinden unserm Gesichtskreis und werden zu leicht vergessen.

Der Nachteil allzu oft wiederholter Schwangerschaften für die Gesundheit der Mutter zeigt sich nicht nur im täglichen Leben; diese Tatsache ist so offenkundig, dass sogar die Statistik sie anerkennt. In erster Linie geht sie aus den Statistiken der Lebensversicherung hervor. Kann man doch in einem Handbuch für Ärzte an Versicherungsanstalten (Dr. Charles F. Stillmann: The Life Insurance Examiner, Spectator Co., N. York and Chicago 1880) auf Seite 186 lesen: „Die Mutter mehrerer Kinder hat günstigere Lebenschance als die Mutter eines einzigen Kindes; aber vom neunten Kinde an vermehrt jede Entbindung die Sterbechance (das Risiko).“

Und weiter auf derselben Seite: „Minderwertig*) sind alle Fälle, wo die Mutter nach dem Urteil des untersuchenden Arztes zu schnell nacheinander Kinder geboren hat.“

Bis jetzt hatten wir nur die Hygiene der gesunden Mutter im Auge; aber alle hygienischen Winke gelten natürlich in noch viel höherem Masse für jene leider nicht seltenen Fälle, wo die Mutter nicht ganz gesund und kräftig ist. Für diese Fälle sei zunächst auf das schon in Kap. VII über erbliche Minderwertigkeit Gesagte hingewiesen. Aber wenn Krankheit auch vielfach gänzliche Enthaltsamkeit verlangt, so sind doch die Fälle von grösseren oder kleineren Störungen in der normalen Gesundheit zahllos, in denen wohl der Verkehr, nicht aber Schwangerschaft erlaubt ist. In allen diesen Fällen kann der Präventivverkehr von unschätzbarem Werte sein.

Bei den mangelhaften hygienischen Zuständen, in denen heutzutage die meisten Familien leben, kann man gewiss sagen, dass für 99 unter 100 Frauen eine längere Ruhepause zwischen den Schwangerschaften sehr erwünscht ist, nicht nur damit sie sich wieder ganz erholen, sondern auch damit sie so viel Reservekraft gewinnen können, um zuversichtlich der Kraftprobe einer neuen Entbindung entgegenzugehen. Den tatsächlichen Zuständen muss man Rechnung tragen.

Wenn wir aber die hygienische und pathologische**) Indikation für eine willkürliche Sterilität erörtern, so dürfen wir keinen Augenblick vergessen, dass wir die ökonomische Indikation nie ganz

*) D. h. sie werden nicht mehr in die Lebensversicherung aufgenommen, es sei denn gegen höhere Prämienzahlung.

**) Der Ausdruck „medizinische Indikation“ scheint mir ungenau, es sei denn, dass man damit etwas anderes meint, nämlich das Interesse des Arztes.

davon trennen können. Eine Hygiene, die den gegebenen wirtschaftlichen Zuständen des betreffenden Individuums nicht Rechnung trägt, bleibt graue Theorie, eine leblose Abstraktion, und es ist oft gar nicht möglich, eine scharfe Grenze zwischen pathologischen Zuständen und wirtschaftlichen Übelständen zu ziehen. Hygiene ist Ökonomie und Ökonomie Hygiene. Kurzsichtig ist derjenige, der sie von einander trennen will, ein Tor, wer sie als Gegensätze betrachtet! In beiden haben wir das gleiche Streben nach dem physiologischen Optimum zu sehen.

X.

Hygiene des Kindes.

Wenn Eltern sich die Frage stellen: „Ist es gut, dass die Zahl unserer Kinder noch vermehrt werde?“ — so muss dabei wohl zunächst das Interesse des zu erzeugenden Kindes selbst in Betracht kommen, und es muss vor allem erwogen werden, auf welche Weise seine Lebens- und späteren Glückssausichten am günstigsten gestaltet werden können. Kein Vater und keine Mutter wird behaupten können, dass es ihnen nur um die Zahl der Kinder zu tun ist. Wenn Eltern sich ein Kind oder noch ein Kind mehr wünschen, so hoffen sie natürlich, dass es ein schönes, gesundes, liebes und frohes Kind sein, und dass es auch später ein nützliches und glückliches Glied der menschlichen Gesellschaft werden wird.

Das künftige, dauernde Glück des Kindes muss bei diesen Erwägungen den Ausschlag geben, nicht

etwa seine ersten frohen Lebensjahre. Denn es könnte z. B. wohl sein, dass sich an Kindern der Spruch bewährte: „je mehr Seelen, je mehr Freude"; es ist sehr wohl denkbar, dass ein Kind es ausserordentlich angenehm findet, so viele Brüderchen und Schwesterchen zu haben, dass Zucht und Ordnung zu den Unmöglichkeiten gehören. Aber diese Art von Glück rächt sich später nur allzu bitter!

Über die pädagogischen und ethischen Vor- und Nachteile von kleinen, zu kleinen, grossen und zu grossen Familien sprechen wir später. Hier sei nur die hygienische Seite der Frage erörtert, die Frage der Rassenverbesserung, die Frage nach dem physiologischen Optimum für das Kind.

Jeder, der mit Rassenzucht bekannt ist, sei es bei Pflanzen oder Tieren, weiss, dass ein Antagonismus zwischen Quantität und Qualität der Erzeugnisse besteht. Denkt man sich auch die Lebensbedürfnisse in unerschöpflichem Vorrat und im Überfluss vorhanden, so wird doch die Erschöpfung der Mutterpflanze oder des Muttertieres immer eine äusserste Grenze stecken. Ist ein oder sind verschiedene Lebensbedürfnisse in ungenügender Weise gedeckt, so wird das Optimum noch viel eher überschritten werden. Dieser Gedankengang ist keine Konsequenz unserer modernen Kultur, auch kein Verfallssymptom. Dieselbe Idee finden wir schon in der uralten Geschichte vom Däumling. Und sie ist so wahr, wie sie alt ist! Für den jüngsten der Reihe blieb schon bei der Geburt nicht mehr viel übrig — und schliesslich haben die Eltern für alle kein Brot mehr. Es ist zu allen Zeiten so gewesen, dass bei einer allzu grossen Kinderschar das Abendbrot hin und wieder zu karg ausfällt, die Bettstätte ein wenig zu eng wird. Und wenn der Benjamin seinen Platz allzu rasch einem neuen Benjamin räumen muss, so fühlt

jeder Mitleid, dass ein Kind dem andern geopfert wird.

„Aber die zahlreiche Familie gewährt einen so gemütlichen Anblick, und auch Entbehrungen können ja eine nützliche Lehre sein für später — oder für die Ewigkeit.“ — Die rechte Einsicht in die Sache fehlt diesen Lobrednern einer grossen Kinderzahl entschieden. Aufmerksame Beobachter, wie Ärzte und Lehrer, haben vielfach konstatiert, dass in sehr grossen Familien die Kinder eine niedergehende Reihe bilden, sowohl in Bezug auf ihre körperliche wie auf ihre geistige Veranlagung. Und für denjenigen, der hygienisch zu denken gelernt hat, der das physiologische Optimum sucht, hat in den letzten Jahren die höchste Instanz, die Statistik, das Urteil gesprochen. Man hätte es ehedem nicht geglaubt, dass dieses Urteil ein so vernichtendes sein würde.

So findet man bei Dr. A. Ploetz, Rassenhygiene, (Seite 59) die folgende Statistik über 26429 Geburten aus 5236 Ehen in einer sächsischen Arbeiterkasse von Geissler angeführt. Nicht mitgezählt sind dabei ein Teil der Totgeborenen und die Kinder aus Ehen mit nur einem oder zwei Kindern. Wo es mehr als zwei Kinder in einer Familie gab, starben im ersten Lebensjahre:

von allen	Erstgeborenen		22,9 %
„ „	2ten	Kindern	20,4 %
„ „	3ten	„	21,2 %
„ „	4ten	„	23,2 %
„ „	5ten	„	26,3 %
„ „	6ten	„	28,9 %
„ „	7ten	„	33,1 %
„ „	8ten	„	33,2 %
„ „	9ten	„	36,1 %
„ „	10ten	„	41,3 %
„ „	11ten	„	51,4 %
„ „	12ten	„	59,7 %

Man sieht, wie sehr sich vom zweiten und dritten Kinde an die Lebensaussichten für jedes folgende Kind vermindern. Dasselbe Ergebnis finden wir auch in einer dänischen Statistik, angeführt in dem Werke von Dr. S. de Bruin und Dr. C. de Lange, Die Nahrung des Kindes im ersten Lebensjahre (Seite 2):

In einer Arbeiterbevölkerung starben auf 100 Kinder in Familien

mit	1	Kind	20,1 %	Kinder
„	2	Kindern	19,1 %	„
„	3	„	25,1 %	„
„	4	„	23,4 %	„
„	5	„	24,5 %	„
„	6	„	31,1 %	„
„	7	„	35,8 %	„
„	8	„	40,3 %	„
„	9	„	52,5 %	„

Ebenso findet sich in der „Sozialharmonie“ vom 3. Oktober 1905 folgende Angabe. In Kopenhagen liefern die Ehen

von	1— 4	Kindern	22,6 %	Kindersterblichkeit
„	5— 8	„	30,2 %	„
„	9—12	„	49,5 %	„

Die angeführten Statistiken beziehen sich auf unbegüterte Familien; es könnte also den Anschein haben, dass das Ergebnis einzig und allein den besonders ungünstigen wirtschaftlichen Verhältnissen beizumessen sei. Jedoch begegnen wir leider auch in den reicheren Familien derselben Erscheinung, obgleich hier die biologische Minderwertigkeit etwas später eintritt. Zufälligerweise verfügen wir über eine Statistik, die gerade reichere Familien betrifft, und zwar besonders im Hinblick auf die Empfänglichkeit für eine typische Krankheit, die Lungentuberkulose. Man erinnert sich der bahnbrechenden Arbeit Dr. Brehmers in Görbersdorf,

des Gründers der Sanatorien für Lungenkranke. Von 1852—1889 behandelte er in seinem Sanatorium über 14000 Lungenkranke, meist wohlhabenden Familien angehörend, und er hat dieses reiche Material fortgesetzt statistisch bearbeitet.

Er stellte sich dabei u. a. die folgende Frage: Wenn bei den Eltern oder Voreltern schon Lungentuberkulose auftrat, so ist es leicht erklärlich, dass diese Krankheit sich auch später immer wieder in derselben Familie einstellt; wie aber kommt es, dass die Krankheit zuweilen unversehens auch in einer Familie auftritt, in der früher Lungenschwindsucht nicht vorkam?

Nun ergab seine Erfahrung, dass da, wo bisher noch keine Lungentuberkulose vorgekommen war und die Eltern gesund und kräftig waren, doch die jüngeren Geschwister einer zahlreichen Familie (ungefähr vom sechsten Kinde an) empfänglich für Lungentuberkulose sind, während die älteren Geschwister in derselben Familie davon frei bleiben. Und die Gefahr, von dieser Krankheit befallen zu werden, ist am grössten für diejenigen Kinder, die nur ein Jahr jünger sind als ihre Vorgänger. Diese Aussicht, später von Lungentuberkulose ergriffen zu werden, wird häufig sogar zur Wahrscheinlichkeit, wenn ein solches Kind (zumal in den Pubertätsjahren) anfängt, an Herzklopfen oder Kurzatmigkeit zu leiden, oder wenn es von jung an an Appetitlosigkeit litt. Auch in einer nicht zahlreichen Familie besteht Aussicht, dass die Lungentuberkulose sich zum ersten Male zeigen kann, wenn beide Eltern (oder eines von beiden) zufolge der obenerwähnten Tatsache, dass sie die jüngeren waren, schon empfänglicher dafür waren. Solche Kinder zeigen denn auch oft schon in ihrer Jugend Symptome von Skrophulose. Man nennt dies die „Brehmer'sche Belastung".

Wenn nun weiter Dr. Brehmer im zweiten Teile

seines Werkes die Frage stellt: „wie können wir der Empfänglichkeit für Lungentuberkulose vorbeugen?“ — nennt er in erster Linie und als wirksamstes Mittel: dass Eltern, die selber gesund sind, Mass halten müssen im Kinderzeugen und vor allem dafür sorgen müssen, dass die Kinder einander nicht zu schnell folgen.

Eindringlicher kann eine Warnung schwerlich ausgesprochen werden! Man muss taub sein wollen, wenn man ihr die Ohren verschliesst.

Was wir hier für die einzelne Familie festgestellt sehen, finden wir auch bei den Generalstatistiken der Sterblichkeit im Grossen und Ganzen. Hier finden wir als feststehende Regel folgendes Gesetz: Je höher in einem Lande die Geburtsziffer ist, desto höher ist auch im Verhältnis die Sterberate unter den Säuglingen. Kommen zu viel Geburten vor, so ergibt sich daraus schliesslich Vernichtung von Kinderleben, Kindergesundheit und Kinderglück.

Will man daher von einer „medizinischen Indikation“ reden, wohl — so ist dies ein medizinisches Indicium. Oder sollen die Kinder erst krank sein, um der Aufmerksamkeit des Arztes wert zu sein?

XI.

Bestimmung der Kinderzahl durch die Eltern.

Glaubt ihr nun wirklich, so wird man uns fragen, dass sich die Eltern, vor die Frage gestellt: „noch mehr Kinder oder keine mehr?“ von all diesen schönen

hygienischen Motiven werden leiten lassen? Werden sie nicht vielmehr von selbstischen und verwerflichen Beweggründen zu einer falschen Entscheidung getrieben werden? Lehrt doch schon der Katechismus, dass der Mensch von Natur böse sei und abgeneigt allem Guten. Um in modernem Sinn zu sprechen: wird die Entscheidung der Eltern wirklich im selektorischen Sinne erfolgen?

Eine Antwort darauf kann ich auf Grund meiner ärztlichen Erfahrung geben. Als Motive für Beschränkung der Kinderzahl wurden mir von den Eltern genannt: beschwerliche Graviditätsperiode und schwere Entbindungen; Schwäche und Erschöpfung der Mutter; Krankheit oder Arbeitslosigkeit des Vaters; geringe Einkünfte; Sorge um eine gute Erziehung der Kinder; grosse Zahl der schon vorhandenen Kinder; gebrechliche, kranke oder unglückliche Kinder; Alkoholismus beim Manne. Auch wird zugegeben werden müssen, dass überall da, wo die Kinder geringe Störungen zeigen, z. B. mürrisches Wesen, gegenseitige Unverträglichkeit, die Eltern genügenden Grund haben, sich nicht übermässig nach mehr Kindern zu sehnen.

Die Familie ist ein organisches und wirtschaftliches Ganzes, die Interessen ihrer einzelnen Glieder also grösstenteils die gleichen. Hat man nun ein Recht, die obenerwähnten Beweggründe besonders selbstische zu nennen? Wenn ein Mann seine Frau ungern durch den Tod verlieren und mit fünf bis sechs kleinen Kindern zurückbleiben möchte, ist das Liebe oder Eigennutz? Wenn es den Eltern leid tut, dass ihre Kinder hässlich oder kränklich sind, ist das Liebe oder Eigennutz? Wenn sie ihre Kinder gern gut nähren, ihnen Sonntags hie und da einen Leckerbissen geben möchten, ist das Eigennutz? Sind dies alles verwerfliche Beweggründe?

Einerlei, ob die Eltern bei der Bestimmung der Kinderzahl ihr Augenmerk auf die gegenwärtigen wirtschaftlichen Zustände richten, oder auf die künftige Stellung und die Erbschaft der Kinder, oder auf die Gesundheit der Mutter, oder auf die Wahrscheinlichkeit, dass die Kinder am Leben bleiben — in jedem dieser Fälle wird sich, objektiv betrachtet, eine Minimumgrenze, ein Optimum und eine Maximumgrenze feststellen lassen. Gewöhnlich wird auch nicht bloss ein einziger Faktor den Ausschlag geben, sondern es werden mehrere Gründe dabei zur Geltung kommen, und schliesslich wird die Entscheidung die Resultante mehrerer Optima sein. Eine auf diese Weise vorsätzlich bestimmte Grenze wird aber auf alle Fälle einer zufälligen Grenze weit vorzuziehen sein.

Ebenso wie in der Regel ein erwachsener Mensch der beste Geschäftsführer in seiner eigenen Wirtschaft ist, wenn er auch zuweilen Torheiten begehen mag, — ebenso werden auch in einer Familie die Eltern in der Regel selbst am besten wissen, wie weit sie gehen können und was für Erhaltung und Wachstum ihrer eigenen Familie notwendig ist. In dieser Tatsache liegt zugleich die beste Gewähr gegen jede unbedachte Verallgemeinerung.

Heutzutage hat man, nachdem in den letzten Jahrzehnten auch die Schutzmittel für Frauen so sehr vervollkommnet wurden, nun in jeder Familie noch eine andere, eine doppelte Gewähr: sowohl die Frau wie der Mann kann das Veto sprechen, nötigenfalls ohne den Beistand des andern. Dieses Eherecht hat sich also viel früher den veränderten Verhältnissen angepasst als das eheliche Güterrecht!

„In dubiis abstine," sagt man, wenn man im Zweifel ist, ob man eine Arznei nehmen soll oder nicht. „In dubiis abstine", sagt die höhere Bevölkerungs-

wissenschaft, wenn die Rede ist von vermehrter Kinderzeugung. Und darum ist es, wenn auch nur eines der Eltern dagegen ist, in den meisten Fällen besser, dass keine Schwängerung stattfindet, sogar wenn andere Beweggründe fehlen. Gerade wenn die Motive verwerfliche, rohe, eigennützige sind, so ist es von einem höheren Gesichtspunkte aus doppelt wünschenswert, dass kein Kind der grossen Gefahr eines solchen Vaters, einer solchen Mutter ausgesetzt werde.

Beim Sehnsuchtsruf nach dem Kinde muss das Kind selbst die Hauptsache sein; wenn wir uns daher auf den Standpunkt jenes noch nicht erzeugten Individuums stellen, so kann als feste Maxime erst recht nur gelten: „keine ungewollten Kinder!“

Kommt vielleicht später wieder einmal eine Zeit, wo die Gesamtheit einer grösseren Vermehrung der Kinderzahl bedarf und darnach verlangt, dann wird diese Gesamtheit erst eine ganz andere Gesinnung gegen die Frau, wie gegen das hülflose Kind hegen und betätigen müssen.

Heute ist die Mutter noch rechtlos und ihrer Menschenwürde beraubt und das Kind des Volkes wird in den Schmutz getreten. Schreie also nicht nach mehr Kindern, Moloch!

XII.

Zu grosse Kinderzahl.

Vielen Menschen ist das Leben heute eine Last; es ist daher unverantwortlich, diejenigen, die nicht um das Leben bitten, gedankenlos hineinzuwerfen, wenn

nicht die Aussichten auf Lebensglück einigermassen günstige sind. Kein grösseres Übel für ein Kind, als wenn ihm sein gehöriges Quantum an Licht und Luft fehlt und es nicht Raum hat, alle viere von sich zu strecken. Wie es ein Unglück für das Vögelchen ist, allein in seinem Käfig zu sitzen, so kann es auch ein Unglück sein, wenn zu viele in einen Käfig zusammengepfercht werden. Der Wohnraum ist beschränkt, der Schlafraum ist beschränkt, der Spielraum im Hause ist beschränkt und, da auch die Einnahmen der Eltern erst recht beschränkt sind, muss man oft gerade die kleinere Wohnung aufsuchen, weil die Zahl der Kinder grösser wird! Vergessen wir auch nicht den Hausherrn, der Mieter mit einem Haufen von Kindern gar nicht aufnimmt; die Wohnungspolizei, die nicht erlaubt in den Räumen zu bleiben, sobald die Familie dafür nach dem geltenden Wohnungsgesetz zu gross wird; die städtische Polizei, die nicht zulässt, dass man im Freien seine Wohnung aufschlägt. Dazu kommt noch, dass auch der Arbeitgeber nicht gern Leute in seinen Dienst nimmt, die mit zu schweren Familiensorgen belastet sind. Eine kinderlose Familie pflegt man eine tote Familie zu nennen; aber eine zu zahlreiche kann unter Umständen eine verlorene Familie sein.

Eine in philanthropischer Arbeit aufgehende Dame, sonst Gegnerin des Neumalthusianismus, sagte jüngst: „Kein grösseres Unglück für eine Familie, als wenn der Vater ein Trinker ist oder die Mutter jedes Jahr ein Kind zur Welt bringt.“

XIII.
Zu geringe Kinderzahl.

Mit einem Scherzwort, mehr witzig als zutreffend, wurde der Neumalthusianismus seinerzeit bezeichnet als das „Zweikindersystem.“ Diese unzutreffende Benennung war um so komischer, als damals viel öfter noch als heute der Neumalthusianismus als ein Mittel zur Weltreform gepredigt wurde; und es leuchtet ohne weiteres ein, dass die Welt sehr schnell ausgestorben wäre, wenn jedes Menschenpaar lebenslang nur ein oder zwei Kinder erzeugte.

Weniger harmlos wird heute von den Gegnern die Sache in der Regel so dargestellt, als ob das eigentliche Streben des Neumalthusianismus wäre „je weniger Kinder, desto besser.“ Viele Mäuler machen ja das Essen karg, eins ist darum vorteilhafter als zwei. Man könnte sich also höchstens ein Kind für die Erbschaft wünschen. Und warum sollte man nicht noch einen Schritt weiter gehen? Wenn die Neumalthusianer so alles zu berechnen wissen, dann werden sie wohl zuletzt gar keine Kinder mehr wollen: vielleicht gar nicht mehr heiraten . . . Das ist die Logik der Gegner. Statt des Ein- oder Zweikindersystems würde dann ein Keinkindersystem platzgreifen.

Gewiss, diese Einseitigkeit, diese äusserste Übertreibung, oder besser gesagt, diese Parodie auf eheliche Gewissenhaftigkeit kommt auch vor. Aber der Mensch ist und bleibt nun einmal ein geselliges Wesen und für gesellige Wesen sind Kinder der grösste Schatz auf Erden. Die gesellige Natur des Menschen wird aber noch lange blühen und wachsen, denn gerade die geselligen Menschen heiraten und pflanzen sich fort. Diejenigen aber, die so selbstisch sind, dass sie kein

junges Lebensglück um sich her wünschen; diejenigen, die so sehr entartet sind, dass sie mutwillig das einzige, was dem Leben Wert verleiht, nämlich die Sorge für die Kinder, zurückweisen; diejenigen, die so kurzsichtig und eigennützig sind, dass sie den Kreis des häuslichen Lebens am liebsten so eng wie möglich ziehen möchten, dergleichen krankhafte Naturen — wäre es nicht eine Wohltat für die Rasse, wenn diese re ipsa (durch eignes Zutun) ausstürben? Das wäre wenigstens eine sehr passende Strafe für sie, und ich würde solchen Leuten ungern auch nur ein einziges Kind anvertraut wissen. Selbst wenn dies der einzige Grund wäre, so müsste man die Präventivmittel so viel wie möglich bekannt machen, damit so offenbarer Eigennutz ausstürbe. Das wäre auch sicherlich die direkteste Auswahl in ethischem Sinne: Autoselektion.

Wer betrachtet Kinder als eine Last? Der zu viele hat. „La peur de l'enfant" ist darum ein Schreckbild für unsere Gegner, nicht für uns. Dieser Einwand wird umso hinfälliger, jemehr die eheliche Sorglosigkeit verschwindet.

Wer erträgt die Schwangerschaft mit Widerwillen? Die Frauen, die nicht mit Vorbedacht handeln. Nicht diejenigen, die rechtzeitig Vorbeugungsmittel zu gebrauchen lernten, ehe die Grenze der verlangten Kinderzahl erreicht war, bei denen also diese Grenze auch nicht so leicht überschritten werden kann.

Doch wir wollen einander nicht beurteilen und nicht verurteilen. Ist es doch schon schwer genug, die Motive unserer eigenen Taten zu ergründen. Es kann sehr viel andere Gründe als Selbstsucht auch für solche geben, die wenig oder gar keine Kinder wünschen, Beweggründe, die ein anderer nicht ahnt und nicht ahnen kann: ökonomische, hygienische, pathologische oder psychologische Motive. Es kann sehr triftige moralische

Gründe geben, wenn im einzelnen Falle ein Ehepaar kinderlos zu bleiben wünscht. Es kann ein hoher Grad von Selbstverleugnung dabei im Spiele sein, die grösste Gewissenhaftigkeit, die höchsten Anforderungen an das Ideal für die Menschheit — und unzählige andere Erwägungen ausserdem! Wenn es darum jemals gelten kann, so gilt hier das Wort: „Richtet nicht."

XIV.

Die Kinderzahl als Erziehungsmoment für die Eltern.

Niemals dürfen Kinder in die Welt gesetzt werden, um den Vater zu einem arbeitsamen Vater oder die Mutter zu einer selbstverläugnenden Mutter zu machen, wie manche aus angeblich hoch-ethischen Motiven behaupten. Das wäre erst recht ein verfeinerter Egoismus! Wir sagten es schon oben: das Interesse des Kindes darf allein den Ausschlag geben.

Da wir nun aber einmal die Sache von allen Seiten betrachten wollen, haben wir nichts dagegen, die Kinderzahl auch als ein Erziehungsmoment für die Eltern zu beleuchten, wenn auch nur als eine sekundäre Erscheinung.

Viele erblicken in dem Streben nach Beschränkung der Kinderzahl nur ein Verlangen nach Luxus und Musse, einen „materialistischen" Egoismus, einen hässlichen Zug in der modernen Gesellschaft. Dies Urteil ist aber ein voreiliges. Dass die Anforderungen an ein Hauswesen heutzutage höhere sind als früher, das ist doch nicht so ohne weiteres „modernes Wohlleben" zu schelten. O ja, es lässt sich leicht sagen, wenn

man es selbst so schlimm nicht hat in der Welt: „Jeder will eine Sprosse höher auf der Leiter klimmen, sie wollen es alle den Reichen gleichtun, fein gekleidet sein über ihrem Stand! Am liebsten möglichst wenig Sorgen haben, und Abends ausgehen können. Der Glaube ist ja im Schwinden begriffen . . . Die Kinder müssen Herren werden; ein Handwerk wird verachtet. Es ist der Untergang der Gesellschaft, eine Erziehung, die in die Hölle führt!“ u. s. w.

Man übersieht dabei aber so leicht, dass es auch ein berechtigtes Streben gibt, das den edelsten, selbstlosesten Motiven entspringt. Es ist der Eltern Pflicht, dafür zu sorgen, dass die Kinder anständig aussehen, sie lieber für die besseren Berufe zu erziehen als für ein schlecht entlohntes Handwerk. Es ist der Eltern Pflicht, auch in gesellschaftlicher Hinsicht an die Stellung ihrer Kinder höhere Anforderungen zu stellen.

Nehmen wir zum Beispiel eine gewöhnliche Arbeiterfamilie und legen wir den objektivsten Massstab, das physiologische Optimum, an sie an. Erscheinen da die Anforderungen der Eltern zu hoch? Ist wirklich genügende Gelegenheit für alle zum Baden und Schwimmen vorhanden? Genügt das Quantum Sonnenschein und frische Luft für alle? Ist die Atmosphäre, die die Kinder nachts atmen, rein? Ist ihre Arbeit am Tage gesund, ihre Erziehung gut geregelt? Ist der Elementarunterricht für sie so, wie wir ihn für unsere Kinder wünschen? Würden Sie, mein Herr, sich mit Ihren Ansprüchen für Ihre eigenen Kinder auf dieses Niveau beschränken? Wenn Sie das bedenken, schämen Sie sich dann nicht Ihres so vorschnell ausgesprochenen Urteils? Schämen Sie sich nicht des geringen Gehalts, das Sie selber Ihrem Personal zahlen? — Ich sage, es ist ein Wunder von Gelassenheit und Anspruchslosigkeit, dass die Eltern für ihre Kinder so wenig fordern.

„Schulgeld bekommen sie geschenkt, Ferienkolonien, Unterstützung — alles bekommen die Leute heutzutage gratis," sagen Sie. Aber was erhalten die Kinder der reichen Leute alles aus den öffentlichen Kassen geschenkt für ihre Erziehung und ihren Unterricht! Wieviel kostet jeder einzelne Gymnasiast, jeder Student die Stadt oder den Staat!

Wenn man also gewissenhaften Eltern aus ihrer Vorsicht einen Vorwurf machen will, so mag man erst reiflich erwägen, ob man ihn auch verantworten kann. Es ist der schönste Sieg des ethischen Prinzips, dass man sich heute verantwortlich fühlt auch den Nachkommen gegenüber. Und dass die Eltern alles daransetzen, aus ihren Kindern zu bilden, was sie nur immer können, das ist nicht mehr als ihre Elternpflicht. Dass sie dabei zuweilen auch unsere Sünden (die Sünden der Reichen) nachahmen, ist menschlich und legt wohl eher gegen uns als gegen sie Zeugnis ab.

Dieselben Motive, die in unserer eigenen Familie dazu führten, die Kinderzahl in gewissen Schranken zu erhalten, bestehen auch für die Familie der Armen; einige in geringerem, andere in höherem Grade. Jemehr das Licht der Wissenschaft uns alle in seine Kreise zieht, desto mehr werden gleiche Ursachen überall die gleichen Folgen haben.

Die armen Familien werden aus diesem Grunde wohl nicht gleich zu reichen Familien werden; aber sie dürfen nicht ruhen, ehe sie derselben hygienischen Vorteile teilhaftig sind, die auch wir durch willkürliche Beschränkung der Kinderzahl geniessen. Dann wird die Mutter nicht so oft vorzeitig zu Grabe getragen werden, und die Erziehung der Kinder wird in allen Ständen eine bessere sein können.

XV.

Die Kinderzahl als Erziehungsmoment für die Kinder.

Wird Beschränkung der Kinderzahl die Erziehung auch in moralischer Hinsicht verbessern? Wird nicht der Sand geschliffen durch eine Menge Sandkörner, Kieselsteine durch eine Menge Kieselsteine? Ist nicht gerade die Verschiedenartigkeit einer grossen Geschwisterschar, die kleine Welt der Brüder und Schwestern die beste Erziehungsschule, die Schule des Lebens? — Ganz gewiss, doch es gibt auch hier eine Grenze; auch hier besteht ein Optimum, das nicht ohne Nachteil überschritten werden kann.

Die Nachteile für ein einziges Kind sind schon so oft dargelegt worden und sind so allgemein bekannt, dass es überflüssig wäre, sich dabei aufzuhalten. Welch eine Rasse von selbstsüchtigen kleinen Tyrannen würde durch lauter einzige Kinder erzeugt! Wo bliebe die Erziehung zum Gemeinschaftsleben und die Koëdukation der Geschlechter in der Familie? Wir sahen es schon in den obengenannten Statistiken über die Hygiene des Kindes, dass das erstgeborene keineswegs am günstigsten gestellt ist. Auch bei zwei Kindern würde die Menschheit mit der Zeit aussterben. Glücklich also die Eltern, die sich hygienisch und wirtschaftlich den Luxus, mehr als zwei Kinder zu erzeugen, vergönnen können.

Durch gegenseitiges Abschleifen, durch den Zwang der Verhältnisse werden die Charaktere Nachgiebigkeit und Fügsamkeit lernen. Die Kinder können nicht immer auf den Wink bedient werden, sie können sich nicht mehr als Mittelpunkt des Weltalls fühlen. Sie werden es lernen, einen Leckerbissen untereinander zu teilen; vor allem wird das älteste Mädchen lernen, die Stütze

und zuweilen die Stellvertreterin der Mutter zu sein. Aber auch hier hängt viel von den Umständen und von den Charakteren ab; auch hier darf man nicht verallgemeinern. Die Charaktere können auch so beschaffen sein, dass sie einander gegenseitig reizen und sich dadurch immer schlechter vertragen. Sie können auch gegenseitig ihre Laster verschlimmern, wenn z. B. eines immer das erste sein will und das andere dabei stets den kürzern zieht. Schliesslich kann alles so sehr in Unordnung geraten, dass die Mutter nicht mehr Zeit und pädagogische Einsicht genug hat, und dass Ordnung und Zucht verschwinden und schliesslich Anarchie (im schlechtesten Sinne des Wortes) herrscht. Dieser Zustand kann zwar die Kinder für einen Augenblick ergötzen; aber auf die Dauer wäre er höchstens geeignet, ein einziges Genie, nicht aber mehrere brauchbare Menschen zu erziehen. Ich kenne sie aus meiner ärztlichen Praxis, die Familien von tüchtigen, reinlichen jungen Müttern, wo durch zu grosse Kinderzahl das ganze Hauswesen schliesslich einem Düngerhaufen gleichsah und eine kaum glaubliche Atmosphäre herrschte.

In ihrem gehaltvollen Buch „Concerning Children“ macht Charlotte Perkins Gilman die Leser auf eine grosse Gefahr in der Erziehung aufmerksam, die bisher noch nicht genügend gewürdigt wurde. Die Familie hat der Aussenwelt gegenüber etwa egoistisches, und wenn Kinder zu ausschliesslich innerhalb der Grenzen der Familie erzogen werden, so werden sie nie jenes weitere Gemeinsamkeitsbewusstsein, jene soziale Ethik gewinnen, die heutzutage den Menschen den Adelsbrief verleihen. Auch eine grosse Familie ist nur ein unvollkommener Ersatz für die weitherzigere Erziehung in und für die grosse Allgemeinheit. Sie sagt: „The privacy and conservatism of the family group have made it a nursing ground of rudimentary survivals,

long since outgrown in more open fields; and the ethical code of the family is patently behind that of the society in which it is located." (Die Abgeschlossenheit und konservative Tendenz der Familiengruppe haben diese zu einem Nährboden für rudimentäre Kulturerscheinungen gemacht, die auf weiteren Gebieten schon längst verschwunden sind, und die Ethik der Familie ist offenbar eine rückständige im Vergleich mit der der Gesellschaft, inmitten derer sie sich befindet).

Wenn also die Familien etwas kleiner werden, so wird man dadurch sehr viel besser in der Lage sein, das alte Übel des Familienegoismus zu überwinden. Dabei kann man dann auch, viel besser als dies je innerhalb einer Familie möglich ist, diejenigen Charaktere zusammenführen, die günstig aufeinander einwirken. Diese werden bei einer grösseren Auswahl von Gespielen schon von selbst eine gewisse Anziehung aufeinander ausüben und sich suchen; eine pädagogische Selektion, eine Wahlverwandtschaft, hervorgerufen sowohl durch das Talent der Erzieher, wie durch die natürliche Auslese. Denn jedes Kind wird diejenigen Gespielen vermeiden, die ihm unsympathisch sind; das Spiel wird ihm dadurch sehr viel mehr Freude machen. Die frohe Heiterkeit einer grösseren Kinderschar wirkt hinreissend, auch wenn man nicht alle selbst erzeugt hat.

Auf diese Weise wird der Interessenkreis, die Sympathie immer wachsen; die willkürliche Beschränkung der Kinderzahl kann also auch in dieser Hinsicht der Entwickelung nur förderlich sein.

Jemehr die Kinder in Gesellschaft von Kindern anderer Eltern aufwachsen, desto mehr werden Antipathien sich abschleifen, Sympathien sich erweitern, desto mehr wird die Gesittung gefördert, desto reicher wird das Leben werden. Um nur ein Beispiel zu nennen: die Keuschheit, die, wie die Völkerkunde

lehrt, junge Menschen allerwärts Geschwistern und allen denen gegenüber empfinden, mit denen sie von Kind an aufgewachsen sind, dieses zarte Empfinden wird dann in viel weiterem Umfang und in höherem Mass als es leider heutzutage der Fall ist, die jungen Seelen beherrschen.

XVI.

Ist der eheliche Präventivverkehr gesundheitsschädlich?

Wenn die Präventivmittel schädlich für die Gesundheit wären, so wäre dies ein triftiger Grund, um von einer Beschränkung der Kinderzahl abzusehen; wohlgemerkt, wenn der hygienische Schaden so gross wäre, dass er nicht durch die Vorteile der Beschränkung ersetzt würde. Vor diese schwierige Frage sehen sich diejenigen Eheleute gestellt, die aus irgend welchem Grund glauben, sich in der Wahl der Schutzmittel auf das einzige Mittel der sexuellen Enthaltsamkeit beschränken zu müssen, dessen Schädlichkeit bei andauerndem Gebrauch wir oben schon erwähnt haben.

Auch die augenblickliche Selbstbeherrschung, die die sogenannte „französische Methode“ fordert, kann beim Manne stellenweise zu einer Überreizung Anlass geben, d. h. bei einem nervös angelegten Individuum und bei ungenügender Übung. Auch gibt es Fälle, wo die Frau dadurch überreizt wird, irritiert ohne Befriedigung. In solchen Fällen wird es also erwünscht sein, diese Methode mit einer andern zu vertauschen.

Die übrigen Methoden, die man gewöhnlich empfiehlt, sind alle unschädlich, und bei der reichen Aus-

wahl der Mittel, die uns zu dem betreffenden Zwecke zu Gebote stehen, ist es nicht schwer, sich auf die ganz unschädlichen zu beschränken. Zunächst sind alle intra-uterinen Mittel unbedingt zu verwerfen; diese werden auch nie von Kundigen empfohlen, ebensowenig ätzende oder giftige chemische Mittel. Der ganze Vorrat von inneren Arzneien, die zu diesem Zwecke im Altertum im Gebrauch waren, ist für uns auszuschalten; sie sind samt und sonders durch mechanische Mittel verdrängt worden.

Diese gewöhnlichen mechanischen Mittel, die sich im Laufe der Zeit erfahrungsgemäss bewährt haben, sind ganz und gar unschädlich. Sogar die heftigsten Gegner des präventiven Geschlechtsverkehrs erkennen heutzutage ohne Vorbehalt an, dass ihr Haupteinwand hinfällig geworden ist und dass ihre Bedenken nunmehr nur ethischer Art sind. Nur in Vorträgen „für das Volk“ wird die Schädlichkeit zuweilen noch erwähnt, jedoch ohne dass jemals in der einschlägigen medizinischen Literatur das geringste davon nachgewiesen worden wäre.*)

A priori würde man dies nicht erwarten und eigentlich sollte man meinen, der Gebrauch jener Mittel zu dem gedachten Zweck erheische eine gewisse tech-

*) Einzelne Versuche nach dieser Richtung waren zu naiv, um ernst genommen zu werden. Und so erklärt denn auch Prof. H. Treub in seinem Lehrbuch der Gynaekologie, 4. Druck, 1903, Seite 657: „Es würde wahrlich dem Gynaekologen, der selber rät, reinigende Vaginalinjektionen vorzunehmen, schwer fallen, zu beweisen oder auch nur wahrscheinlich zu machen, dass die Irrigation schädlich wird, wenn sie post Coitum gemacht wird. Ebenso schwer würde es ihm fallen zu beweisen, dass psychische Schäden durch den Coitus interruptus drohen, weil dadurch der Geschlechtstrieb der Frau nicht befriedigt wird, da er weiss, dass auch die zu Ende geführte Cohabitation den meisten Frauen weder Befriedigung noch irgend welchen Genuss gibt. Und wie sollte er schliesslich erklären, dass ein von ihm eingeführter Ring nicht schadet, wohl aber ein von der Patientin selber eingeführter Ring? Dies ist kurzweg unmöglich.“

nische Übung, eine Gewandtheit und Überlegung, die keineswegs allgemein sind. Doch die Erfahrung lehrt, dass gerade einfache, arme Frauen auf diesem Gebiet oft viel unbefangener und deshalb oft bessere Schülerinnen sind als manche reiche Dame.

Früher, da man meinte, ein Pessarium occlusivum könne länger als eine Nacht über sitzen bleiben, hat sich das Verkehrte dieser Meinung bald gezeigt. Bei nur gelegentlicher Anwendung desselben in der Weise, wie es den Frauen von Sachverständigen gelehrt wird, sind alle Erscheinungen von Druck, Kongestionen, Empfindlichkeit u. s. w. vollkommen ausgeschlossen. Jeder Arzt findet heutzutage hundertmal Gelegenheit, sich bei seinen Patienten von der vollständigen Harmlosigkeit der gebräuchlichen Präventivmittel zu überzeugen, und wenn auch die Worte einzelner dogmatischer Mediziner das Publikum noch in Zweifel versetzen könnten, so genügt doch das Beispiel fast aller Ärztefamilien, um auch die letzte Spur eines Zweifels hinwegzuräumen.

Weit entfernt, gesundheitsschädlich zu sein, stellen sich vielmehr bei den Schutzmitteln noch nachträgliche hygienische Vorteile heraus, die man ursprünglich nicht von ihnen erwartet hatte. Zwar wusste man auch früher schon, dass beispielsweise das Condom, wenn es nicht zerreisst, die Ansteckung durch venerische Krankheiten verhindert. Schade nur, dass die Möglichkeit eines Risses nicht ausgeschlossen ist, und dass extragenitale Ansteckung immerhin stattfinden kann und zumal bei Syphilis gar nicht selten ist.

Da aber hier von Rassenhygiene die Rede ist, muss man auch schon den relativen Wert dieses Mittels dankbar anerkennen, als Prophylaxe gegen die obenerwähnten Krankheiten, die ja auch in der Ehe so grosse Verheerungen anrichten können, nicht nur unter

den Erstangesteckten und ihren unschuldigen Gattinnen, sondern auch unter der Nachkommenschaft.

Weit bedeutsamer aber ist die Tatsache, dass der regelmässige Gebrauch von Schutzmitteln einen anderen hygienischen Vorteil für die Frau mit sich bringt. Es gibt nur ein einziges Mittel, um dem Eindringen und Fortzeugen von Krankheitskeimen in die weiblichen Genitalien vorzubeugen, nur ein einziges zur Bekämpfung der zahlreichen Frauenkrankheiten, die von Ansteckung und Infektion herrühren — von dem unschuldigsten Fluor albus bis zur schlimmsten Krebsinfektion, die venerischen Krankheiten mit einbegriffen — das ist die Reinlichkeit.

Nun denn: Reinlichkeit ist die Hauptsache, das Wesentliche bei der Anwendung aller Schutzmittel. Das Verhindern der Infektion und das Verhindern der Schwangerschaft sind wissenschaftlich betrachtet verwandte Begriffe. Mehr noch: bei den leichteren Störungen genügt Anwendung der gewöhnlichen Ausspülung, welche auch die Hauptsache bei den verschiedenen Schutzmitteln ist, um diese Störungen, wo sie schon bestehen, zu heilen. In zahlreichen Fällen hat sich mir das in meiner Praxis bestätigt.

In der Rassenhygiene bildet diese Art von Vaginalhygiene gewiss eins der wichtigsten Kapitel.

XVII.

Ist der eheliche Präventivverkehr unsittlich?

Im vorigen Kapitel haben wir gesehen — sogar die Ärzte, die den Neumalthusianismus bekämpfen,

geben dies zu — dass es nicht so sehr hygienische als ethische Gründe sind, die sie zu Gegnern unserer Prinzipien machen. Wir sind daher verpflichtet, auch diese ethischen Einwände zu erörtern. Denn wenn auch oben zur Genüge dargetan wurde, dass eine Beschränkung der Kinderzahl unter gewissen Umständen notwendig sein kann; wenn auch erwiesen ist, dass damit sogar grosse ethische und hygienische Vorteile verbunden sein können, so kann doch tief in unserer Seele ein Abscheu dagegen eingewurzelt sein, eine Empfindung, die uns stutzen macht, wenn die kategorische Frage gestellt wird: „ist diese Handlung gut oder böse?“ Kommt es doch oft genug vor, dass mit dem Bösen auch Vorteile verknüpft sind, sogar ethische Vorteile. Man denke z. B. an die Unerschrockenheit des Strassenräubers, an die Geduld des Meuchelmörders. Aber das darf uns nicht blind machen gegen die Hauptsache.

Könnte nicht der Präventivverkehr, obgleich oft sehr nützlich, seinem innersten Wesen nach doch unmoralisch sein? Ist es nicht ein Verkennen der Sittlichkeit als solcher, wenn wir das Nützlichkeitsprinzip zum Führer nehmen? Kommt man dabei nicht zu der grössten Willkür, zum subjektiven Utilitarismus?

Ich meine, dass derjenige, der so spricht, den Utilitarismus nicht verstanden hat. John Stuart Mill in seinem „On Utilitarianism“ rät, nicht über eine einzelne Tat die Rechnung abzuschliessen, das wäre Kasuistik und würde auf die sonderbarsten Irrwege führen; sondern in erster Linie zu untersuchen, ob eine Tat einer Kategorie von Handlungen angehört, die in höherem Sinne nützlich sind. Die zufälligen Nebenumstände korrigieren sich dabei von selbst. Zum Beispiel: ein Mord könnte unter Umständen viel Nutzen bringen, aber diese Kategorie von Handlungen macht unser aller Leben so un-

sicher, dass daraus genügend erhellt, dass sie verwerflich ist. „Es wäre gut, dass Ein Mensch würde umgebracht für das Volk“ (Joh. XVIII, 14) ist also nach Stuart Mill im Prinzip unsittlich gedacht.

Gehört nun auch der Präventivverkehr in diesem Sinne zu einer Kategorie von unsittlichen Handlungen?

Lache nicht, Leser, ich meine damit nicht, dass präventiver Geschlechtsverkehr ein Mord wäre; diese Beschuldigung kann nur dem einfallen, der nicht physiologisch denken gelernt hat. Von Mord kann nur die Rede sein, wo es sich um ein selbständiges Individuum handelt. Setzen wir den Fall: ich schneide mit einem Messer ein Stückchen von der Spitze meines Daumens ab, so ist das nicht ein „Mord“, an diesem abgeschnittenen Stückchen begangen, obgleich es eine Gruppe lebender Zellen repräsentiert und sogar noch lebensfähig nach der Abtrennung ist, wenn ich es z. B. zu einer Reverdinschen Hautüberpflanzung verwenden wollte.

Die reifen Geschlechtszellen bei Mann und Frau sind aber ebenfalls nur durch die Natur abgestossene Zellen. Wenn ich mich morgens wasche, so entferne ich tausende von Epidermzellen, die abgeschürft sind und ohnehin schon nicht mehr lebensfähig waren; wenn ich mich aber mit einer Stecknadel verwunde, so verliere ich tausende von roten Blutkörperchen, Zellen also, die verloren gehen in der Blüte ihres Lebens und in jenem Augenblick noch lebensfähig sind, z. B. bei Überleitung auf ein Tier derselben Gattung. Die Geschlechtszellen nun stehen in der Mitte zwischen diesen beiden letzten Beispielen: sie werden spontan abgesondert, aber sie sind noch lebensfähig. Es ist Zellenleben, aber nicht individuelles Leben, denn sie können auch unter den günstigsten Umständen nur kurze Zeit ihr individuelles Leben behaupten; sie entarten und sterben binnen wenigen Tagen, es sei denn, dass sie

sich mit einer Zelle des andern Geschlechts verschmelzen.

Nun ist aber die Aussicht auf Letzteres für die einzelne lebende Geschlechtszelle äusserst gering; Henle fand im Ovarium eines achtzehnjährigen Mädchens 36 000 Eier; Sappey bei einem dreijährigen Mädchen 400 000 Eier. Wenn so ein Kind nicht gestorben wäre, sondern später geheiratet hätte, so hätte es ihrem Manne doch nicht als Schuld angerechnet werden können, wenn die Eier nicht alle, wie man sagt: ihre „Bestimmung" erreicht hätten. Gebraucht man die Worte in dem nun einmal festgestellten Sinne, so muss man sagen: die Bestimmung dieser 36 000 bis 400 000 Eier ist, mit Ausnahme einer sehr geringen Anzahl, die — zu Grunde zu gehen.

Bei den Geschlechtszellen des Mannes trifft dies noch mehr zu. Bei einer einzigen Begattung liefert der Mann nach Lode's Untersuchungen, mitgeteilt in Prof. Fürbringer's Handbuch (Die Störungen der Geschlechtsfunktionen des Mannes, Seite 11) 200 bis 300 Millionen Spermazellen. Für die Befruchtung von ein oder zwei Eiern sind aber nur eine oder zwei Spermazellen nötig, alle übrigen 199 999 999 lebenden Zellen sind sogar bei einer befruchtenden Begattung dazu bestimmt, spurlos vertilgt zu werden!

Dieses Zugrundegehen von Zellenleben kann uns vielleicht traurig stimmen, ebenso wie die Wolken von Blütenstaub, die wir im Sommer über das Kornfeld wehen sehen. Gewöhnlich aber macht dieses Schauspiel keinen so traurigen Eindruck auf uns, im Gegenteil — einen Eindruck des Überflusses, der unversiegbaren Fülle der Natur.

Wie traurig müsste uns sonst die Keuschheit bei jungen Leuten oder eine geziemende Mässigung bei Vermählten erscheinen; welch' eine Vertilgung von

Zellenleben stellte sie dar! Und doch sind dies für unser moralisches Empfinden schöne, zugleich liebliche und erhabene Bilder der Reinheit.

Das Schauspiel des Überflusses und der Vergeudung in der Natur trifft uns nicht peinlich; wir fühlen seine grosse Bedeutung und empfinden den Reichtum, die Grossartigkeit der Natur.

So wird auch unser Präventivverkehr mit seiner Vergeudung von Zellen durch den übergrossen Reichtum an schon vorhandenen Menschen veranlasst, Menschen, die, wenn auch nicht von uns, doch von unseresgleichen gezeugt sind. Wenn wir höher ständen in sozialem Bewusstsein, so würde uns diese Vorstellung mit ebenso wohliger Freude erfüllen, wie ein Zug von Fischen, die wir an einem Frühlingstage in einem sonnigen Fleck im Wasser zappeln sehen; wir würden stolz auf die Erfolge der anderen, auf den Erfolg der Gesamtheit sein.

Wir haben uns tatsächlich soweit von der Natur verirrt, dass das Natürliche uns schändlich vorkommt. Wer erinnert sich nicht eines gewissen Schamgefühls, da er zum ersten Male von dem Geschlechtsleben seiner Eltern oder anderer verehrter Menschen hörte! Unrein waren wir also schon damals. Die meisten Nichtmediziner finden alle natürlichen Verrichtungen schmutzig, ihre Details ekelhaft: denkt euch, dieses schöne Weissbrot sollte mit Speichel und Schleim vermischt werden! Man schämt sich, von den Details sowohl einer befruchtenden wie einer sterilen Begattung zu sprechen. Das ist ein Fehler in uns, ein Mangel an Ernst, aber ein Fehler, mit dem mancher sich brüstet als mit einem Merkmal der Sittlichkeit. Soweit hat sich der Mensch verirrt!

Teilweise ist dieses zu entschuldigen mit der relativen Neuheit eines physiologischen Gedankenganges. So lange Europa christlich heisst, hat man nicht gewagt, oder auch nur versucht über das Geschlechtsleben

nachzudenken. Daran haftete der Makel der Sünde und der Gottlosigkeit. Kein Wunder also, dass die physiologischen, sogar die unumgänglichsten körperlichen Bedürfnisse bei uns noch keine Anerkennung, wenigstens noch keine offizielle Sanktion finden.

Und wenn man, teleologisch gesprochen, vielleicht fragen könnte: wenn die Natur in ihrem Streben zur Erhaltung der Gattung eine bestimmte Gruppe von Spermazellen so weit geführt hat, dass sie endlich wirklich in die Nähe der Eizelle gelangt sind, ist es dann nicht boshaft, dies im letzten Augenblick zu verhindern, sozusagen angesichts des gelobten Landes? — so können wir dagegen fragen: Wer übt schlimmern „ehelichen Betrug", der, welcher den ganzen Geschlechtsverkehr versäumt, oder der, welcher seine eheliche Pflicht erfüllt, nach Paulus Worten (I. Kor. VII, 3): „der Mann leiste dem Weibe die schuldige Freundschaft, desselben gleichen das Weib dem Manne" und nur die sekundären Folgen vermeidet? Wir alle wissen, wie locker in der Natur das Band ist, das Befriedigung und Befruchtung verknüpft, und wir sahen noch eben, dass hunderte von Millionen Zellen, auch im günstigsten Falle, jedesmal verloren gehen. Nun denn — die eine Funktion, die Befriedigung, wird auch beim Präventivverkehr vollkommen erfüllt; die andere Funktion, die Befruchtung, müsste dann erst ihren Anfang nehmen. Was wird nun zerstört, was nicht in der Regel von der Natur selbst zerstört würde?

Und der ästhetische Standpunkt, der dem ethischen so nahe verwandt ist? Niemand, der die Schutzmittel kennt, wird daran ein Ärgernis nehmen. Es herrscht dabei im Vergleich zu dem „normalen" Verkehr weit grössere Reinlichkeit. Vor allem die Frauen werden von dem Augenblick an, wo sie anfangen, Schutzmittel anzuwenden, so reinlich wie Krankenpflegerinnen. Und

was das störende der Anwendung betrifft, die dabei erforderlichen technischen Vorbereitungen, so gibt es heutzutage Mittel, die im Augenblick selbst absolut keine Sorgfalt erheischen, und das sind noch dazu die besten; also auch dieses Bedenken ist hinfällig.

Der reinen Spekulation ist der folgende ethische Einwand gegen den Präventivverkehr entnommen. „Wer eine Tat begeht, muss auch deren Folgen wollen.“ Ganz recht! Nur ist es gerade der Neumalthusianer, der den Zweck mehr als die anderen im Auge behält. Verlangt der Neumalthusianer keine Kinder, so vollbringt er unbefruchtende Begattung und erwartet deren Folgen, nämlich — die sexuelle Befriedigung. Verlangt er aber Kinder, so vollzieht er den möglichst fruchtbaren Verkehr. Ist das nicht zweckmässig? Die Gegner aber begehen oft eine unverantwortliche Tat, indem sie hoffen, dass die Folgen ausbleiben werden!

Wir sehen also, dass die ethischen Bedenken, die gewöhnlich von den Gegnern gegen den Präventivverkehr vorgebracht werden, nicht stichhaltig sind. Wären nun auch der Nutzen und die Vorteile der willkürlichen Beschränkung der Kinderzahl noch so gering, etwas unmoralisches liegt auf keinen Fall darin. Der Präventivverkehr gehört nicht zu einer Kategorie von unsittlichen Handlungen.

Und doch kann unter Umständen die Tat selber sehr unsittlich und unmoralisch sein. Ebensogut wie man gute Zwecke verfolgen kann mit der zärtlichen Sorge für die Gattin oder für die schon geborenen Kinder, — so kann man auch böse Zwecke im Auge haben: Selbstsucht, Eitelkeit, Faulheit, Geiz. Es kann die Äusserung eines gesunden Optimums wie eines trübseligen Pessimismus sein. Man kann dabei die Wiedergeburt der Menschheit im Auge haben, oder nur

einfach Groll im Herzen gegen die bestehende Ordnung der Gesellschaft.

Das sind die ethischen Momente, die hierbei in Betracht kommen. Aber es sind dieselben ethischen Momente, die bei jeder menschlichen Handlung in Betracht kommen müssen, und die demnach auch in jedem einzelnen Fall anders zu beurteilen sind, je nach Motiven und Umständen. Aus ethischen Gründen dürfen die Gegner nicht sagen, dass der Gebrauch der Schutzmittel Sünde sei, ebenso wie die Verteidiger nicht vergessen dürfen, dass der Gebrauch nicht immer ein guter ist. Insoweit können Gegner und Verteidiger sich die Hände reichen.

XVIII.

Ist unser Urteil über diese Frage immer sittlich begründet?

Es war in dieser Studie unvermeidlich, so lange auf ethischem Gebiet zu verweilen, weil ethische Momente, wie auch Schallmayer zeigt*), von höchstem Gewicht für das Wohl des Individuums und für die Erhaltung, a fortiori also auch für die Veredelung der Rasse sind. Freilich dürfen dann diese Gefühle keine konventionellen Lügen sein, denn diese können die Rassenveredelung nur aufhalten.

Wie kommen nun die Menschen gerade auf diesem Gebiet zu so weit auseinandergehenden Urteilen? Die einen sind leidenschaftliche Verfechter des Neumalthusianismus, die anderen ebenso unerschütterliche

*) Dr. Wilh. Schallmayer, Vererbung und Auslese im Lebenslauf der Völker, Jena 1893.

Gegner. Der eine sieht in ihm ein Allheilmittel gegen alle Leiden und Sünden der Gesellschaft, der andere ist ebenso fest davon überzeugt, dass er den Untergang der heutigen Kultur bedeutet. Verschiedene Ursachen können dabei im Spiele sein.

1. Je älter eine Überzeugung ist, desto blinder sind wir davon erfüllt, desto ehrwürdiger und heiliger kommt sie uns vor, während in Wahrheit umso unaufhaltsamer die Zeit heranrückt, da diese Überzeugung durch veränderte Verhältnisse zum „survival", zur Lüge geworden sein wird. Darwinistisch gedacht muss die Überzeugung sehr alt sein, dass nur fruchtbare Befriedigung die wahre sei. Diese Überzeugung, dieser Instinkt muss noch aus der Zeit herrühren, als die Bevölkerungsdichtigkeit sehr gering und möglichst grosse Fruchtbarkeit eine Forderung der Selbsterhaltung, eine Existenzbedingung für die Volksstämme war, wenn sie nicht in gegenseitigem Kampfe vertilgt oder von wilden Tieren und wilden Naturkräften vernichtet werden sollten. Nur diejenigen, die diesen Instinkt besassen, überdauerten, während man heutzutage gerade aus Selbsterhaltungstrieb die Anzahl der Individuen beschränkt.

2. Das Urteil wird verschieden ausfallen, je nachdem die Beobachtungen des Einzelnen verschieden sind. So sieht der Beamte der Sittenpolizei immer nur den Missbrauch und kennt nur diesen. Und so führte auch einmal ein Student das Argument an: „Als ich in der Kaserne war, gebrauchten alle Schmutzfinken diese Pfuscherei." Dies erinnert uns an gewisse misslungene, von Dilettanten ausgeführte Photographien, wo der Standpunkt falsch gewählt war. Das Bild wird dadurch verzerrt und optisch unebenmässig.

Namentlich werden Personen, deren erste Bekanntschaft mit den Schutzmitteln in ihrer Jugend un-

reinen Beziehungen entstammte, dieses nie vergessen können, und diese Verbindung von Vorstellungen wird ihnen stets ein Hindernis sein, ein unbefangenes Urteil über die Sache an sich zu gewinnen.*)

3. Der grosse Wert der fakultativen Sterilität, der grosse Wert dieser Herrschaft des Menschen über die Natur, wird in der Regel schlecht verstanden von denen, die selbst unfruchtbar sind, infolge körperlicher Gebrechen oder vorgeschrittenen Alters. Sie können leicht verurteilen und verlästern und von den Dächern rufen: „Ich danke Dir, Herr, dass ich nicht bin wie jene!" Am deutlichsten zeigt sich diese Erscheinung oft gerade bei solchen Frauen, die in ihrer Jugend, in den Fruchtbarkeitsjahren, die grössten Verteidigerinnen des Neumalthusianismus waren. Diese Umkehr zeigt nur, dass bei ihnen mit dem Geschlechtstrieb die Energie noch nicht erloschen ist.

4. Viele verurteilen öffentlich den Neumalthusianismus und brüsten sich, als ständen sie zu hoch für diese Pfuscherei, weil sie, gerade infolge der Sünden ihrer Jugend, der Sünden der Prostitution, in ihrer späteren Ehe nicht mehr als ein oder zwei Kinder haben konnten. Das sind unsere Enthaltsamkeitsprediger und das muss man als Arzt wissen — und von Amtswegen dazu schweigen!

---

*) So ist es auch physiologisch sehr gut erklärlich, wie in „Sesame" (Roman contemporain par Michel Corday) der Held des Buches André, der in seiner Jugend keine andern sexuellen Beziehungen als die mit Prostituierten gekannt hat, der dem andern Geschlecht (z. B. seiner Schwester) gegenüber Betrug der Offenheit vorzieht, und der durch seine Stellung die Emanzipation der Arbeiter nicht ernstlich wünschen kann, — sich nicht entschliesst, als Verteidiger des Neumalthusianismus öffentlich aufzutreten, obgleich er die Notwendigkeit vollkommen einsieht. Ein solcher Mann fühlt sich nicht sittlich frei dazu, wenn er auch die besten Mittel kennt; bei ihm überwiegt natürlich die Furcht vor dem Missbrauch.

5. Die schlimmsten und vielleicht zahlreichsten Feinde sind diejenigen, die insgeheim die Präventivmittel anwenden und öffentlich dagegen sprechen. O wenn doch alle diejenigen, die sich über diesen Gegenstand ein Urteil anmassen, wenigstens aufrichtig und wahr sein wollten! Wenn alle diejenigen, die, sei es bei ihren Eltern oder bei ihren Kindern oder sonst in ihrer Umgebung, den Segen der Kenntnis der Schutzmittel erfahren haben, dann offen ihre Erfahrungen aussprächen, dann würde Missbilligung und Lästerung bald verstummen. Denn der Fehler liegt nicht so sehr in der schiefen Darstellung, die die Gegner von der Sache zu geben pflegen, als vielmehr im feigen Stillschweigen und der falschen Scham von weitaus den meisten ihrer Freunde.

Wenn die Freunde schweigen, so hört man eben nur die Gegner sprechen und glaubt dann leicht, dies sei die öffentliche Meinung, die „vox populi, vox Dei". Wo es sich um eine richtige Erkenntnis handelt, ist solches Stillschweigen Verrat an der Wahrheit. Die höchste Sittlichkeit ist immer die Wahrheit.

Und darum muss man jedes Gespräch und jede Schrift, die Wahrheit sucht, anerkennen, auch wenn man nicht damit einverstanden ist. Zweideutig, pornographisch wird ein Gespräch, eine Schrift nicht deshalb, weil sie etwas offenbart, das hätte verborgen bleiben müssen — keine Wahrheit soll und darf verborgen bleiben —, sondern deshalb, weil darin eine unrichtige Vorstellung von den Dingen geweckt wird, eine einseitige oder übertriebene.

Es ist hierbei selbstverständlich und wir brauchen es kaum ausdrücklich zu betonen, dass man bei der Verbreitung der Kenntnisse über die Mittel zur willkürlichen Einschränkung der Kinderzahl mit Überlegung und mit Takt zu Werke gehen muss. Man behandelt die tech-

nischen Details des innigen ehelichen Zusammenlebens nun einmal nicht bei Tische oder mit Kindern. Jedes Ding hat seine Zeit und seinen Ort.

Auf dem Gebiete des Präventivverkehrs hat man, dünkt mich, folgende Regel festzuhalten: Jeder muss wissen, dass Kinder zur Welt bringen eine willkürliche Verrichtung ist, dass die Eltern dafür verantwortlich sind, ob sie viel oder wenig Kinder verlangen; die Kenntnis der Details aber gehört erst zur Hygiene der Ehe.

XIX.

Ist die Anwendung von Präventivmitteln naturwidrig?

Was für winzige Gründe für einen trägen Geist genügen, um einen Irrtum oder ein Vorurteil zu bestätigen, das zeigt folgende Argumentation. Man sagt: „Der Präventivverkehr braucht nicht unsittlich zu sein, nicht empörend für unser Gefühl; aber er ist naturwidrig.“

Naturwidrig! Meint man damit, dass der Präventivverkehr nicht in der rohen Natur vorkommt, so ist diese Thesis relativ wahr; wenigstens sind Gummiartikel bei den Tieren nicht im Gebrauch und auch noch selten bei wilden Völkern; wohl aber allerhand andere Formen von unfruchtbarer Paarung und Befriedigung. Wo fruchtbare Bestäubung stattfindet, da findet man auch unfruchtbare Bestäubung. In diesem Fall enthält dann die Bezeichnung des Präventivverkehrs als „naturwidrig“ keine Missbilligung unserer Schutzmittel. Eher das Gegenteil.

Oder will man damit sagen, dass die Anwendung der Schutzmittel den natürlichen Lauf der Dinge beeinträchtigt, in offenbarem Widerspruch steht zu den „Zwecken“ der Natur? Dann wäre diese Bezeichnung das höchste Lob für den Menschen, denn der Mensch soll höhere Zwecke haben als die Natur.

Die Vögel des Himmels fallen den Katzen zum Raub, sobald sie, erschöpft durch Ermüdung oder Hunger, zu nahe an der Erdoberfläche verweilen. Wir ertränken unsere jungen Kätzchen bis auf eins oder zwei, sobald sie geboren sind, und die Mutter sucht trostlos die Verlorenen. Das sind die primitiven Methoden der Natur und der Viehzucht, um das Überflüssige zu entfernen. Gerade weil man nicht zufrieden war mit diesen primitiven Methoden der Vertilgung, hat die Menschheit nach besseren Mitteln gesucht. Man tötete die neugeborenen Kinder nicht mehr, sondern setzte sie aus, um den Göttern noch ein wenig Gelegenheit zu bieten, die armen kleinen Geschöpfe zu retten. Später nahm man seine Zuflucht zur Fruchtabtreibung durch Gift, noch später zu blutigem Abortus. Endlich sucht man auch diese Greuel zu vermeiden, indem man lieber ungewünschter Schwangerschaft vorbeugt. Ist dies nicht ein viel höherer Standpunkt?

Dass die Schutzmittel nicht naturwidrig sind in dem Sinne, dass sie der Gesundheit schaden oder die Sittlichkeit verletzen, wurde bereits zur Genüge dargetan.

Unendlich viel Verwirrung ist im Laufe der Zeit daraus entstanden, dass man das Wort Natur in so tausendfach verschiedenem Sinne zu gebrauchen pflegt, z. B. die Freuden des Landlebens im Gegensatz zur Stadt; die Pflanzen- und Tierwelt im Gegensatz zu Kunstprodukten; die Kausalreihe von Ursachen und Wirkungen, die ausserhalb des Menschen, wenigstens

ausserhalb des Bereiches seines freien Willens besteht; das Primitive im Gegensatz zum Kulturergebnis; das Einfache im Gegensatz zum Komplizierten u. s. w.

Gewiss ist, dass die rohe Natur oft unserer Existenz und unserer Sittlichkeit sehr verderblich ist, wie denn auch in Bibel und Kirchenlehre die Natur als das eigentlich Verderbte hingestellt wird, gegen das man ankämpfen muss. Ist nicht alle moralische Erziehung ein Kampf gegen die ursprüngliche Natur, ein Bezwingen der natürlichen Reflexe, ein Heranbilden zu höherer Natur? Sind nicht alle unsere technischen Erfindungen ebenso viele Siege, erfochten im Kampfe mit der Natur? Sollten wir denn das Meer ruhig über das Land hinströmen und im Winter ruhig alles erfrieren lassen?

Alles, was uns adelt und erhebt, ist ein Sieg über die Natur. Alle unsere gewöhnlichen Nahrungs- und Zierpflanzen, alle unsere Haustiere sind Kunstprodukte, die Natur erzeugt nur Unkraut. Die Beherrschung des Wasserstandes, die Ablenkung des Blitzes, die Verhütung von Ansteckung, dies alles und unendlich viele andere Siege über die Natur haben der Menschheit unendlich viel Glück gebracht, unendlich viel Leid von ihr abgewendet.

Und so ist nun auch die Beherrschung einer unserer wichtigsten Funktionen, der Zeugungsfunktion, ihre Unterstellung unter unsern vernünftigen Willen — einer der grössten Siege des Menschengeistes über die Natur. Auf keinem andern Gebiet kann man mit so geringer Mühe soviel Leid abwenden, soviel Glück spenden. Nur erwünschte Kinder!

Wolltet Ihr wirklich auf sexuellem Gebiete „natürlich“ sein? Sollen euere Knaben und Mädchen einfach auf den Strassen über einander herfallen, nach dem Gebote der Natur? Seien wir als Menschen vielmehr

stolz darauf, dass wir über die Natur gebieten. Das sei unser höchster Adel.

Und wenn es einst so weit kommen sollte, dass Völker und Individuen nicht mehr so töricht sind, gegeneinander zu kämpfen und sich Schaden zuzufügen, wenn alle zusammen arbeiten werden zum Wohl aller, — auch dann noch wird er da sein, dieser Kampf wider die Natur, der dann erst recht wirksam und mit vereinten Kräften gekämpft werden kann. Alles, was wir schon jetzt der Natur abgewonnen haben, bringt uns einen Schritt weiter auf jenem Wege.

Die Natur hat zu ihren Zwecken Wollust und Fruchtbarkeit listig mit einander verknüpft; uns aber kommt es zu, auch diesen Knoten zu entwirren, auch diese Kette zu brechen!

XX.

Missbrauch.

Zu wiederholten Malen hatten wir schon Gelegenheit zu zeigen, dass aus kurzsichtigen, engherzigen, selbstischen Motiven oder auch aus zu ausgiebiger Anwendung der Schutzmittel Schaden erwachsen kann. Ist es also nicht Pflicht der Obrigkeit und jedes redlichen Menschen, zur Bekämpfung des Neumalthusianismus beizutragen und darüber zu wachen, „ne quid detrimentum res publica capiat?“

In noch viel stärkerem Masse werden wir diesen Eindruck erhalten, wenn wir an eigentümliche Missbräuche denken und uns vorstellen, welch riesige Verbreitung sie in der jüngsten Zeit erfahren haben, wie unverschämt sie sich in den Zeitungen, in der Roman-

literatur, und unter leichtsinnigen jungen Leuten breit machen. Es ist freilich richtig, dass die geschlechtlichen Missbräuche früher noch schlimmer waren; aber da wir Kinder waren, bemerkten wir sie noch nicht, und die Bedeutung der Zeitungsreklame war damals auch noch nicht so gross.

Es ist eine bekannte Tatsache und sie ist nur natürlich, dass eine Sache um so häufiger missbraucht wird, je ausgedehnter der Gebrauch ist, der von ihr gemacht wird; dass ein Heilmittel um so verderblicher wirken kann, je segensreicher es sich in anderen Fällen erweist. Die Contra-Indikationen entsprechen immer den Indikationen. Dec. Hordei (Grützenwasser) ist eine viel weniger gefährliche Arznei als Opium, aber es ist auch viel weniger heilsam. Feuer, Wasser, Stahl, Gold sind uns zu unentbehrlichen Lebensbedürfnissen geworden; wir segnen sie, obgleich wir nur allzugut wissen, wie viele Menschen durch sie in's Verderben geführt werden! Wir werden daher nicht ihren Gebrauch zu verhindern, sondern ihren Missbrauch zu bekämpfen suchen. So müssen wir es auch mit den Präventivmitteln halten. Es wäre töricht, anders zu handeln.

Selbst der, dessen angebeteter Liebling seinen Tod im Wasser gefunden hat, wird nicht auf den Gedanken kommen, dass Wasser zu verbannen oder zu fordern, dass es verboten wird, öffentlich darüber zu sprechen oder zu schreiben. Zumal die letztere Verfügung würde höchst verderblich wirken und gewiss zur Folge haben, dass die Zahl der Verunglückten noch weit grösser würde!

Auch in anderer Hinsicht ist eine Warnung gegen den Gebrauch auf Grund des Missbrauchs ein logischer Fehler und ein psychologischer Irrtum. Unsere Taten sind individuelle Taten, sie werden von individuellen Beweggründen, von unseren eigenen Motiven, nicht von

den Motiven anderer bedingt. Wenn ich z. B. sehe, dass mein Nachbar etwas verkehrt anwendet, so kann ich das stillschweigend oder ausdrücklich missbilligen, aber es kann nie ein Grund für mich sein, dass ich nicht dieselbe Sache richtig anwenden sollte. Im Gegenteil, ich werde an meinem Nachbar ein Beispiel nehmen können, wie man's nicht machen soll.

Den richtigen Gebrauch empfehlen und vor dem Missbrauch warnen — diese zwei Dinge schliessen sich keineswegs aus, im Gegenteil, es sind die beiden Kehrseiten einer und derselben Sache. Wer sich zu dem einen berufen fühlt, sollte sich zu dem andern verpflichtet fühlen.

Man soll, wie Paulus sagt, das Böse durch das Gute überwinden, nicht durch Widerstand gegen die Verbreitung von Kenntnissen, wie viele es gern tun möchten. Dadurch bestärkt man nur die tierische Unwissenheit und stumpft das Verantwortlichkeitsgefühl noch mehr ab. Wir wollen keinen katholischen Index, keine russische Zensur, durch die Erwachsene verurteilt werden, ewig Kinder zu bleiben, Unmündige, Bevormundete. Nur durch reiche Erfahrung wird das Gute siegen.

Wenn wir damit schon im Voraus das Prinzip festgestellt haben, so werden wir in den drei folgenden Kapiteln die einzelnen Missbräuche noch eingehender besprechen, um davor zu warnen. Wir werden dabei zugleich die Frage erörtern, inwiefern die Kenntnis der Präventivmittel gute oder schlimme Folgen haben kann.

Aber, ich wiederhole es: wären auch die Missbräuche noch hundertmal schlimmer als sie sind — der Missbrauch darf uns nie gegen den richtigen Gebrauch einnehmen.

XXI.

Prostitution.

Steht nicht zu befürchten, dass bei allgemeinerer Kenntnis der Präventivmittel der Prostitution, dieser unheimlichen Karrikatur des Liebeslebens, diesem Herd der Ansteckung, dieser Schmach für das weibliche Geschlecht, Vorschub geleistet werde? Ist nicht eigentlich der Gebrauch der Schutzmittel an sich schon eine Art von Prostitution? So fragen viele, die keine rechte Vorstellung davon haben, was man unter Prostitution versteht.

Freilich, wenn man unter Prostitution jeden geschlechtlichen Verkehr versteht, der nicht die Erzeugung von Kindern bezweckt, oder jede Abweichung von dem einzigen modus vivendi, den man sich in seiner Phantasie als sanktioniert vorstellt, so kann man wohl vielerlei unter diesem Namen zusammenfassen. Richtig verstanden bedeutet Prostitution aber nur: geschlechtliche Hingabe gegen Entgelt, also nur eine einzige Art des ausserehelichen Geschlechtsverkehrs. Bei der Prostitution gibt die eine Partei Geld, die andere Befriedigung der Sinnlichkeit, von Liebe ist überhaupt nicht die Rede.

Ist nun die Furcht begründet, der Prostitution, der geheimen oder öffentlichen, werde Vorschub geleistet werden durch die Verbreitung der Kenntnis von Schutzmitteln?

Von Alters her haben die berufsmässigen Prostituierten sich immer vor Schwangerschaft zu wahren gewusst, sei es als Folge natürlicher Sterilität oder venerischer Krankheiten, oder sei es durch künstliche Mittel. Ihre Sterilität ermöglicht vor allem der Prostituierten ihre Existenz. Der Lohn, den sie fordert, ist

eine Bezahlung für dieses Monopol. Nimm ihr das Monopol dadurch, dass alle Frauen willkürlich steril werden können, so ist ihr Gewerbe als solches vernichtet. Der einzige Vorzug der Prostitution fällt weg.

Daher kommt es, dass es dem oberflächlichen Beobachter scheinen kann, als ob auch alle andern Frauen, indem sie sich steril machen, sich der Prostitution nähern, sich gewissermassen selbst prostituieren. Aber „duo quum faciunt idem, non est idem.“ Dieselbe Tat kann bei einem Menschen genau die entgegengesetzte Bedeutung haben wie bei dem andern. Die eine Frau wünscht unfruchtbar zu sein, um sich dadurch zu sexuellem Sklavendienst feilbieten zu können; die andere wünscht Unfruchtbarkeit, um dadurch Herrin zu werden über ihren eigenen Körper und ihr Schicksal, um sich ganz den Kindern widmen zu können, die sie schon besitzt.

Der Lohn der Prostitution (und dadurch das Angebot von Prostituierten) wird mehr und mehr fallen, je geringer das sexuelle Risiko im allgemeinen wird. Und was die Nachfrage nach Prostituierten anbelangt, so hängt diese von den verschiedensten Faktoren ab, in erster Linie von dem Umstand, ob die heiratsfähigen Männer ledig oder verheiratet sind. Nichts leistet bekanntlich der Prostitution so grossen Vorschub, als das gezwungene Ledigbleiben so vieler heiratsfähiger Männer. Daher drängt sich uns die Frage auf: hat der Präventivverkehr vielleicht auch Einfluss auf die Ehefrequenz?

Bei oberflächlicher Beurteilung könnte man meinen, die Erleichterungen des Präventivverkehrs seien so gross, dass jedes Motiv für Eheschliessung dadurch fortfällt, und man hört auch oft genug von den Verteidigern der Ehe (nota bene von den männlichen Verteidigern!) den Verzweiflungsruf: „Wenn der Neumal-

thusianismus allgemeine Aufnahme findet, wer wird dann noch heiraten wollen?“ Wir meinen: jeder, der die Vorteile und Segnungen der Ehe kennt und zu würdigen weiss, vorausgesetzt dass nicht irgend welche widrigen Umstände seine Pläne durchkreuzen.

Die Erfahrung lehrt denn auch, dass die Heiratsfrequenz nicht etwa in dem gleichen Verhältnis fällt, in dem der Gebrauch der Schutzmittel zunimmt. Eher lehren die Statistiken verschiedener Länder das Gegenteil.*)

Versteht es sich doch auch wahrlich von selbst, dass manches Pärchen noch lange mit der Vermählung zögern würde, aus Furcht vor den unvermeidlichen Beschwerden und endlosen Leiden, falls es ihnen auch so gehen sollte wie der Mutter oder der Grossmutter, die neun oder dreizehn Kinder gehabt hat, — während sie mit Freuden die Ehe eingehen, wenn sie wissen, dass sie selbst die Kinderzahl regeln können. Eine Menge von Bedenken, die sonst zum Verschieben oder gar zum Aufgeben der Vermählung Anlass gegeben hätten, kommen nun eben mehr und mehr in Wegfall. Den Verlobten lacht das eheliche Leben froh und heiter

---

*) Nach den Jahresstatistiken des Centralbureaus in den Niederlanden verminderte sich die Zahl der Geburten in den Niederlanden von 34,3 pro tausend Einwohner i. J. 1883 zu 31,8 pro tausend Einwohner i. J. 1902. Die Heiratsfrequenz aber stieg durchweg, denn sie betrug:

von	1883	bis	Ende	1887	durchschnittlich	14	pro 1000	Einw.
„	1888	„	„	1892	„	14,5	„ „	„
„	1893	„	„	1897	„	14,7	„ „	„
„	1898	„	„	1902	„	15	„ „	„

Dr. K. H. Rombouts hat in seiner akademischen Dissertation die Anzahl der Ehen in unserm Lande im Verhältnis zu der Anzahl von Frauen von 14 bis 50 Jahren berechnet. Von 1880 bis Ende 1884 findet er 28,7 Eheschliessungen auf 1000 Frauen in diesem Alter; von 1895 bis Ende 1899 beträgt diese Zahl 28,9 pro tausend.

Auch in Frankreich ist die Anzahl der Eheschliessungen im Zunehmen begriffen. Im Jahre 1897, bei einer Bevölkerung von über 38 700 000 Einwohnern und einer Geburtsziffer von 859 107,

entgegen, während sie sonst noch lange in ihrem ledigen Zustand hätten ausharren müssen. Viel Leid — und viel Unzucht und Prostitution wird also durch die Kenntnis der Schutzmittel vermieden. Wissen ist Macht auch hier.

Einen nicht unbeträchtlichen Beitrag zum Bordellbesuch liefern auch verheiratete Männer, die in der alten, verhängnisvollen Weise ihre Gattin „schonen" wollen, um dadurch von zu grossem Zuwachs in der Kinderzahl befreit zu bleiben. Auch gegen diese Kunden der Prostitution ist der Neumalthusianismus die beste Abwehr.

Und wie kommt zumeist die Frau dazu, das freudlose, jammervolle, durch Alkohol vergiftete Leben einer Prostituierten zu wählen, sich jedem, auch dem, der ihr Ekel erregt, hinzugeben?

Die Prostitution ist für die Frau eine ökonomische Frage. Die verstossene Maitresse, die nicht weiss, wass sie nun anfangen soll; dass verführte Mädchen, schwanger oder mit einem Kind, sich selbst überlassen; die Leichtsinnige, die immer weiter heruntergekommen

---

betrug die Zahl der Eheschliessungen 219 462. Die letztere Zahl nahm stetig zu:

1898 = 287 197 Eheschliessungen
1899 = 295 775 „
1900 = 299 084 „
1901 = 303 469 „

In letzterem Jahre betrug die Bevölkerung 38 962 333 Einwohner und die Geburtsziffer 857 274. Von 1897 bis 1901 fiel also die Geburtsziffer von 22,2 pro tausend Einwohner auf 22,00 pro tausend Einwohner; aber die Zahl der Eheschliessungen wuchs von 5,67 pro tausend Einwohner zu 7,78 pro tausend Einwohner. Auch hier also: weniger Geburten mehr Eheschliessungen!

Bei der europäischen Bevölkerung Neu-Seelands fand man 1890 auf eine Bevölkerung von 620 000 Einwohnern 18 287 Geburten und 3 797 Eheschliessungen, 1899 kamen auf eine Bevölkerung von 750 000 Einwohnern 18 835 Geburten und 5 461 Eheschliessungen. In diesen Jahren verminderte sich also die Geburtsziffer von 29,48 pro tausend auf 25,11 pro tausend und die Anzahl der Eheschliessungen stieg von 6,12 pro tausend auf 7,28 pro tausend.

ist und sich endlich auf die Strasse gesetzt sieht; die durch niedrige Löhne ausgebeutete Frau, die schliesslich keinen Ausweg mehr sieht; die Frau, der durch die Schutzgesetze die Fabrik verschlossen bleibt — aus dieser riesigen, verzweifelten Schar rekrutiert sich die Prostitution, rekrutieren sich die Opfer ohne Liebe. Aus Wollust wird man Courtisane, aber Prostitution ist nur Lohndienst.

Wo nun die willkürliche Beschränkung der Mutterschaft die Frau aus ihrer Geschlechtssklaverei befreit und ihre ökonomische Gleichberechtigung mit dem Manne erst zur Tatsache macht, ändert sich mit einem Schlag die Szene. Dann wird das Mädchen sich schon von Kind an an den Gedanken gewöhnen, ihren eigenen Unterhalt zu verdienen, statt nach der Ehe als Broterwerb zu streben oder sich auf die Prostitution als Ergänzung zu dem allzu kargen Frauenlohn zu werfen. Damit wird auch das ganze bisherige sexualökonomische Verhältnis, das den Nährboden für die Prostitution bildet, hinfällig. Damit verschwinden auch die Ehen aus Berechnung, bei denen die Frau sich nicht bloss auf Zeit vermietet, sondern für das Leben verkauft, diese Prostitution in der höchsten Potenz.

Geschlechtliche und ökonomische Unabhängigkeit wird die Frau wieder zu Ehren bringen. Heute werden leider unsere altmodischen Missverhältnisse von unserem altmodischen Eherecht immer noch sanktioniert.

XXII.

Ausserehelicher Verkehr.

„Aber wenn es nun auch nicht gerade die Prostitution ist, kann nicht auch der Leichtsinn durch die Kenntnis der Präventivmittel befördert werden?“

Leichtsinn! Versteht man darunter die Nichtachtung der Folgen, den Egoismus des Augenblicks, dann ist ja die Anwendung der Schutzmittel, ethisch gesprochen, schon wieder ein Fortschritt gegen die früheren Zustände. Und sündigt man auch wider sich selbst, so sündigt man doch nicht länger wider eine mögliche dritte Person, die dass Opfer dieses Leichtsinns wird.

„Aber bei so bequemer Gelegenheit wird der Abscheu verschwinden und die Sünde erst recht zur Gewohnheit werden!“ Ach nein, so schlimm wird es nicht werden. Was wirklich unsittlich ist, trägt schon seine Strafe in sich, auch abgesehen von den möglichen materiellen Folgen. Und so unfehlbar sind die Schutzmittel denn doch nicht, dass man sich unter allen Umständen darauf verlassen könnte. Wer so handelt, spielt immer noch ein gewagtes Spiel; und auch früher wurde nicht jedes Mädchen gleich schwanger, wenn sie mit Männern Verkehr hatte. Das Risiko ist jetzt eben nur geringer.

Man hat doch auch früher, solange man keine Schutzmittel kannte, den ausserehelichen Verkehr nicht immer vermieden. Die Verzweiflung der unverheirateten Mutter, die Furcht vor unheilbarer Infektion, alle Strafen der Hölle, alle Warnungen und Ermahnungen — auch früher hat man sie nicht geachtet. Viele behaupten sogar, dass die Unzucht noch weit allgemeiner und

dreister auftrat als heutzutage; die Geschichte liefert davon genügend Beispiele.

Die Beweggründe unseres Handelns liegen meist viel tiefer als in einer Wahrscheinlichkeitsrechnung. Und wenn Keuschheit nur auf Wahrscheinlichkeitsrechnung gegründet ist, so ist es schon nicht die wahre Keuschheit. Wer wirklich keusch ist, der wird sich unter keiner Bedingung der Ausschweifung ergeben, sondern einen tiefen Abscheu davor haben, und wären auch Vorteile statt Nachteile damit verknüpft. Und wer wirklich leichtsinnig ist, der achtet auch der schlimmen Folgen nicht, ja sie verleihen seinem Wagnis sogar noch einen höheren Reiz. Sowohl bei der einen wie bei der andern Gruppe von Personen gibt die Kenntnis der Schutzmittel nicht den Ausschlag.

Nun — das muss freilich zugegeben werden — gibt es allerdings Grenzwerte: Personen, die jetzt leichter verführbar sind als früher; dagegen muss man aber in Betracht ziehen, dass heute auch die Rückkehr auf den guten Weg viel leichter möglich ist als früher. Damals trafen nur allzu oft die unseligen Folgen einer augenblicklichen Unvorsichtigkeit, eine drakonisch ungerechte Strafe, das Mädchen, und nur sie allein, und trieben sie nur allzu oft in augenblicklicher Verzweiflung zum Selbstmord oder in chronischer Verzweiflung zur Prostitution, in jedem Falle ihr Leben unwiderruflich zerstörend. Und diese Verlorenen waren vielleicht gerade die ausgeprägt sexuellen Naturen, die für die Fortpflanzung die besten selektorischen Eigenschaften hatten.

Später, je mehr die Präventivmittel sich der Vollkommenheit nähern, werden sich auch mit den Tatsachen unsere Begriffe von gut und böse ändern müssen. Aber der ethische Wert des Präventivverkehrs könnte über dergleichen kasuistischen Streitfragen leicht

vergessen werden. Handelt es sich doch dabei nicht einfach um ein Paar Kinder weniger oder mehr in den Familien, sondern um die Entscheidung darüber, ob das Erzeugen von Kindern beim Geschlechtsverkehr bis in alle Ewigkeit von der zufälligen genitalen Konjunktur abhängen oder ob es unserer Überlegung anheim gestellt werden soll. Es fragt sich, ob unsere Herrschaft über die Natur sich auch auf diese wichtigste Lebensfrage ausdehnen soll. Dies ist zuvörderst über Wohl und Wehe des lebenden und aller zukünftigen Geschlechter entscheidend.

Je mehr die Zeugung eine bewusste Handlung wird, deren Folgen man nach Belieben regeln kann, in demselben Masse wird der ungezügelten Leidenschaft die Herrschaft entzogen werden. Ein neues Kapitel wird unserer Ethik hinzugefügt werden. Statt des einzigen Kapitels über das Geschlechtsleben bekommen wir dann zwei Separatabschnitte: einen über den Geschlechtsverkehr mit seinen Normen und seinen Verpflichtungen, und einen andern über das Kinderzeugen. In beiden wird Masshalten Pflicht sein. Und in einer Reihe von Jahren wird die Überlieferung auch diese neuen Kapitel der Ethik gutheissen.

Die Frage, die diesem ganzen Streit zu Grunde liegt — wodurch das Urteil verschiedener Leute eben auch so verschieden ausfällt —, diese Frage ist: haben wir Vertrauen auf die Macht des Guten? Haben wir Glauben an die Zukunft? Dieses Vertrauen, dieser Glaube beherrscht unsere ganze moderne Lebensanschauung. Wir wissen, dass das Gute siegen muss; denn was auf die Dauer im Evolutionsprozess nicht obsiegt, beweist schon dadurch, dass es nicht gut war.

Die Kenntnis der Natur verbreitet sich allmählich und unaufhaltsam, trotz aller Anstrengungen, Lüge und Unkenntnis noch eine Zeitlang aufrecht zu erhalten als

Stützen für veraltete Begriffe. Auch die Kenntnis des Geschlechtslebens und seiner Folgen verbreitet sich und bildet die Grundlage einer neuen Geschlechtsmoral. Alles was diese Probe nicht bestehen kann, ist eitel, ist konventionelle Lüge. Das wachsende Bewusstsein der Solidarität, das unzertrennlich mit Evolution und Zellenlehre verknüpft ist, wird auf die Dauer eine festere Grundlage für ethisches Handeln sein als die Furcht vor Strafe. Von diesem Standpunkt aus betrachtet, wird auch die Prostitution und das leichtsinnige Augenblicksverhältnis immer mehr verurteilt, immer weniger entschuldigt werden.

XXIII.

Fruchtabtreibung.

Der Vollständigkeit halber sei noch ein Wort über die willkürliche Fruchtabtreibung gesagt, ein Verfahren, das nicht nur vom sittlichen Standpunkt eine verwerfliche Handlung ist, sondern auch eine Gefahr für die Volksgesundheit darstellt; es sei denn, dass ein Eingriff wegen pathologischer oder anderer Gründe, also um grösserer Lebensgefahr vorzubeugen, lege artis und von befugter Hand geschieht. Jede heimliche Fruchtabtreibung bedroht die Gesundheit der Frau, und zwar in hohem Grade. Auch die Fruchtbarkeit der Rasse wird dadurch beeinträchtigt, denn Abortus veranlasst oft eine Neigung zur Sterilität.

Nun liegt es auf der Hand, dass Schutzmittel und Fruchtabtreibung sich gegenseitig ausschliessen. Und fürchtet man etwa, dass in einzelnen Fällen zur Fruchtabtreibung gegriffen werde als letzte Zuflucht, wenn

die Präventivmittel versagten — so erhellt daraus offensichtlich die Pflicht eines jeden, der dieses fürchtet, nach Kräften an der Vervollkommnung der Schutzmittel und an der Verbreitung der Kenntnis der besten Präventivmethoden mitzuarbeiten.

Aber ein anderer Gedankengang ist auch möglich. Wenn die Frau meint, die Folgen des Geschlechtsverkehrs willkürlich regeln zu dürfen, wird sie dann nicht allmählich moralisch immer mehr herunterkommen und sich schliesslich vor nichts mehr scheuen, nicht einmal vor der Fruchtabtreibung? Ein psychologischer Kausalnexus.

Gewiss, da die Frau eben erst bewusst zu handeln beginnt, wird sie anfangs auch wohl einmal verkehrt handeln, in diesem Fall also vielleicht auch zur Fruchtabtreibung schreiten. Indessen durch Erfahrung belehrt, wird sie später wohl besser acht haben und dafür sorgen, dass sie nicht in die Lage kommt, zu einem derartigen Eingriff ihre Zuflucht nehmen zu müssen; und wenn sie nicht mehr schwanger wird, kann sie auch keine Frucht mehr abtreiben.

Die Kenntnis der Nachteile, die mit dem Abortus unzertrennlich verbunden sind, wird schliesslich die Frauen schon von dem Wunsche eines Abortus zurückhalten, u. zw. um so eher, je mehr sie auch auf geschlechtlichem Gebiet mit vollem Bewusstsein handeln lernen. Dann werden die Frauen sich auch untereinander, noch mehr als es schon jetzt geschieht, den Gebrauch der Präventivmittel empfehlen und vor Fruchtabtreibung warnen; und das wird besser zum Ziele führen als alle Drohungen des Gesetzgebers.

In demselben Masse, in dem sich das Verantwortlichkeitsgefühl beim Kinderzeugen entwickelt, wird auch das Verantwortlichkeitsgefühl in Bezug auf ein solches Attentat auf das schon befruchtete Ei und auf

alle damit verknüpften Folgen zunehmen. Hätte die Mutter, die jetzt gegen ihren Willen befruchtet wird, gestern die Schutzmittel anzuwenden gelernt, so würde sie nicht morgen Fruchtabtreibung begehen!

Mitschuldig am gewohnheitsmässigen Abortus ist jeder, der die Unwissenheit in den Familien aufrechtzuerhalten bestrebt ist.

Bisher hat in fast allen zivilisierten Ländern und zu allen Zeiten die hohe Obrigkeit die Fruchtabtreibung durch mehr oder weniger drakonische Strafbestimmungen zu hindern gesucht, doch immer ohne Erfolg. Wohl aber haben diese Gesetze den Tarif für diesen Frevel gesteigert, den Nimbus des Verbotenen erhöht, das Übel ins Dunkle verlegt, und die Heimlichkeit hat die Gefahr für Gesundheit und Leben noch immer mehr erhöht. Mit Gewalt wird man eben die Frau nie zwingen können, das Ei am Leben zu erhalten; immer wird sich zu einer so geringen Leistung eine geschickte Hand finden. Zur Not tut es die Schwangere selbst, was noch gefährlicher ist; oder sie nimmt heimlich irgendeine Arznei, und das ist das Allergefährlichste.

Die einzig logische Bekämpfung der willkürlichen Fruchtabtreibung ist das Vorbeugen unerwünschter Schwangerschaft durch bessere Kenntnis der Schutzmittel. Diese Kenntnis zu verbreiten, wäre daher auch für die hohe Obrigkeit der richtigste Weg zur Bekämpfung der willkürlichen Fruchtabtreibung und damit zugleich eines anderen Frevels der noch schlimmer, aber leider auch noch häufig genug ist, des Kindesmordes. Die Obrigkeit würde dann auch der historischen Entwickelung gemäss arbeiten: die Fruchtabtreibung hat den gewohnheitsmässigen Kindermord verdrängt, und der Präventivverkehr wird die gewohnheitsmässige Fruchtabtreibung verdrängen.

Andererseits ruft gerade derjenige, der die Fruchtabtreibung in's Dunkel hüllt, dadurch die „Engelmacherei“ und den Kindermord hervor. Wer daher die öffentliche Verbreitung der Kenntnis des Präventivverkehrs gewaltsam hindert und in's Gebiet des Obscönen zurückweist, der leistet dadurch der willkürlichen Fruchtabtreibung Vorschub. So geht man rückwärts, anstatt vorwärts.

Auch hier gilt Hippokrates' Spruch: *πρῶτον τό μὴ βλάπτειν* — man muss vor allem dafür sorgen, dass man das Übel nicht verschlimmert.

Zum Schluss noch ein Wort über die pathologischen Fälle. Die Bekämpfung des von selbst eintretenden Abortus ist eine Aufgabe der sexuellen Hygiene. Zwei Ursachen spielen dabei eine Hauptrolle: Syphilis und allzu häufige Schwangerschaft. Dass beide Momente durch die Anwendung der Schutzmittel günstig beeinflusst werden, liegt auf der Hand.

In jenen Fällen, die wir im Anfang dieses Kapitels erwähnten, in denen der Arzt kraft seines Amtes verpflichtet ist, „lege artis“ die Frucht abzutreiben wegen unzweifelhafter pathologischer Erscheinungen, — in allen jenen Fällen muss es als unverantwortlich, ja sogar als widersinnig und frevelhaft bezeichnet werden, wenn sich der Arzt prophylaktisch auf ein kategorisches Verbot der Schwangerschaft beschränkt, ohne die Patientin dabei ganz genau über die Mittel, durch welche in der Ehe Schwängerung zu verhindern ist, zu belehren.

Dazu aber ist es in erster Linie nötig, dass der Arzt selber mit der Technik dieser Mittel durchaus vertraut sei, auch in schwereren Fällen; und dass er den Grad der Sicherheit der verschiedenen Mittel und der Kombinationen von Mitteln, im Vergleich mit der Unsicherheit der versprochenen Enthaltsamkeit seitens

des Gatten, wohl zu beurteilen wisse. Wenn man heutzutage mit Recht über die Leichtfertigkeit klagt, mit der viele Frauen zur willkürlichen Fruchtabtreibung schreiten, so ist gewiss die Leichtfertigkeit des Arztes nicht geringer anzuschlagen, der durch seine Versäumnisse die Ursache ist, dass ein medizinisch verordneter Abortus unvermeidlich wird. Ein Glück ist es dann noch für die Frau, wenn der Arzt die erste Versäumnis nicht etwa durch eine zweite „gut macht", indem er auch die Abtreibung der Frucht versäumt. Übrigens kommt die doppelte Fahrlässigkeit seitens des Arztes jetzt nicht mehr so oft vor, da die meisten Frauen ihr Interesse in diesem Falle leider schon gar nicht mehr dem Arzt anvertrauen.

Zweiter Teil.

Die willkürliche Beschränkung der Kinderzahl in ihrer Bedeutung für die Gesamtheit.

XXIV.
Einleitung.

Wir haben den einzelnen Menschen und die Familie nun unter allerlei Gesichtspunkten betrachtet. Wir haben gesehen, wie nützlich eine gewisse Beschränkung hier, wie unerlässlich sie dort war. Wir haben gesehen, wie sie auch die höheren Eigenschaften des Einzelnen veredeln kann, ohne dabei zu übersehen, dass, wie alles in der Welt, auch diese Beschränkung zu einem Missbrauch führen kann. Wir haben nicht allgemein gültige Schlüsse gezogen, weil in der Wirklichkeit jeder einzelne Fall für sich beurteilt werden muss. In jedem einzelnen Falle müssen die Beteiligten selber entscheiden, welcher Grad von Beschränkung der für sie wünschenswerte ist.

Wenn nun eine immer grössere Zahl von Personen mit vernünftigem Urteil zu handeln lernen, wenn sie die Fruchtbarkeit nicht dem blinden Zufall, d. h. der sexuellen Konjunktur überlassen, sondern nach Belieben die Zahl ihrer Nachkommen beschränken, soweit es ihnen erforderlich oder rätlich scheint — welche Folgen wird das für die Gesamtheit haben?

Die Gesamtheit ist die Summe der Individuen. Wäre nun unser Standpunkt der, dass wir jede Beschränkung in jedem einzelnen Fall für erwünscht oder aber jede Beschränkung für verderblich halten, so könnte man dieses Urteil ohne weiteres verallgemeinern und es auf die Gesamtheit anwenden. Da wir uns jedoch nicht auf einen so absoluten Standpunkt stellen, müssen wir auch hier wieder Unterschiede machen.

Die hygienischen Vorteile, welche die Beschränkung mit sich bringt (und wir haben gesehen, wie zahlreich sie sind!), werden sich gewiss auch als Vorteile für die Gesamtheit erweisen. Besonders wo die Notwendigkeit vorliegt, kann die Bedeutung der Beschränkung für die Gesamtheit nicht zweifelhaft sein. Gedeiht doch jede Gesellschaft durch tüchtige Individuen und verkommt durch die untauglichen. Aber die ökonomischen Vorteile sind immer relativ; hier könnte also wirklich ein Konflikt der Pflichten gegen sich selbst und gegen die Allgemeinheit, zwischen Privat- und Gesamtinteresse, entstehen. Und wäre die Beschränkung noch so vorteilhaft für die Familie — wenn die allgemeine Sicherheit des Staates oder die Kraft des Volkes dadurch gefährdet würde, so könnte der Nachteil für die Gesamtheit dem individuellen Vorteil nicht nur gleichkommen, sondern ihn sogar übertreffen.

Wir dürfen also nicht a priori aus den individuellen Vorteilen auf die allgemeinen schliessen; sondern wir müssen, ebenso wie wir erst die einzelnen Familien unter verschiedenen Voraussetzungen betrachtet haben, auch hier wieder die verschiedenen Gemeinschaftsgruppen und die verschiedenen Verhältnisse im einzelnen betrachten und uns dann erst die Frage vorlegen, was für Heil oder Unheil davon zu erwarten ist, wenn die Beschränkung der Kinderzahl allgemein geübt wird. Vor allem ist dies deshalb erforderlich, weil, wie wir oben sahen, auch Missbrauch mit der Beschränkung getrieben werden kann. Wir müssten also sehr sorgfältig untersuchen, ob nicht vielleicht die Nachteile für die Gesamtheit überwiegen.

XXV.
Voreiliges Generalisieren.

Wie sehr man irren könnte, wenn man ohne weiters einen individuellen Vorteil der Kinderzahlbeschränkung generalisieren und als Vorteil für die Gesamtheit betrachten wollte, geht aus folgendem Beispiel hervor, das einen logischen Fehler darstellt, der tatsächlich öfter von den Verteidigern der Beschränkung begangen wurde und begangen wird.

Oft werden relative Vorteile denen zu Teil, die als erste etwas neues einführen — eine Art Vorrang der Initiative, der aber schliesslich fortfällt, je mehr die Neuerung allgemein wird. An einigen Beispielen auf anderen Gebieten wird das noch deutlicher werden. Jeder kennt den Vorzug des Frühaufstehens und den Extravorteil für denjenigen, der zuerst damit anfängt. Wenn später alle Hausgenossen und alle Menschen so klug würden, so bliebe nur der hygienische Vorteil übrig, dass man den Tag mit gedämpftem Licht und Kühle anfängt, des Abends weniger beim künstlichen Licht sitzt, u. s. w. Ein anderes Beispiel: auf dem Gebiete der Annoncenreklame hat der erste einen riesigen Vorteil; später, wenn alle Reklame machen, bleibt nur der allgemeine Vorteil der Öffentlichkeit übrig.

So geht es auch in unserem Falle, mit der Einschränkung der Kinderzahl. Auch hier könnte man meinen, dass es sich nur um einen Vorteil für denjenigen handelt, der zuerst so klug war. Der Lohn hat sich nämlich nach einer mittelgrossen Familie geregelt, bestehend aus — nehmen wir an —: Mann, Frau und sechs Kindern. Wer nun bloss zwei bis drei Kinder hat, kann

ihnen von diesem Lohn eine sehr viel bessere Erziehung geben, als es der Masse der Berufsgenossen möglich ist. Wenn aber allmählich mehrere dieser Berufsgenossen so klug geworden sind, besteht eine Möglichkeit, dass auch die Löhne sich künftig wieder dem alsdann normalen kleineren Hausstand anpassen werden; und der Extravorteil käme dadurch allmählich wieder in Wegfall. Ja man kann sich sogar vorstellen, dass jeder errungene Vorteil wieder zunichte werden könnte, in der Weise, wie es Lasalle in seinem „ehernen Lohngesetz“ ausdrückte. Aber dies ist nicht wahrscheinlich; gelingt es doch einer Organisation immer eher, eine Erniedrigung des Lohnes zu verhindern, als eine Erhöhung desselben durchzusetzen. Und gerade die erwähnten Bahnbrecher wären in diesem Fall die besten Vorkämpfer zur Erlangung besserer Existenz- und Arbeitsbedingungen. Überdies sind ja seit den ersten Bahnbrechern die hygienischen und pädagogischen Anforderungen der Arbeiterfamilie gestiegen, und das wird sich auch später nicht anders gestalten. Das „eherne Lohngesetz“ sagt, der Lohn habe eine Neigung, sich nicht über die notwendigen Daseinsbedingungen hinaus zu steigern; aber diese „notwendigen Daseinsbedingungen“ sind etwas sehr relatives und werden unzweifelhaft gerade durch die Forderungen der Bahnbrecher und durch die allmählich verbreitete Anwendung ehelicher Vorsichtsmassregeln immer mehr steigen. Und lange bevor die eheliche Vorsicht bei allen, auch bei den wenigst gebildeten Familien Anwendung gefunden haben wird, — lange also ehe der relative Vorteil allen gemeinsam zu gute kommt — werden auch die Arbeitsbedingungen sich verändert haben; denn sobald die Mehrzahl der Menschen so tüchtig sein wird wie jetzt die Bahnbrecher, wird schon die Lohnarbeit nicht mehr die herrschende Produktionsweise sein, sondern

sie wird den genossenschaftlicheren Produktionsformen den Platz geräumt haben.

Jedenfalls ist aber auch der augenblickliche Vorzug für die Bahnbrecher nicht zu verschmähen. Im Gegenteil, gerade er ist ein kräftiger Antrieb für alle, nach dem Platz an der Sonne zu streben, ein Antrieb, der auch wieder der Gesamtheit zu Gute kommt. Nur würde man einen Fehler in der Beweisführung begehen, wenn man diesen Bahnbrechervorzug generalisieren wollte.

XXVI.

Ein Paradoxon.

Man behauptet oft, der Gebrauch der Präventivmittel wirke gerade verkehrt für die Gesamtheit, denn die Armen, die sie anwenden sollten, wendeten sie nicht an, und die Reichen, die sie nicht brauchen, wären nur zu sehr geneigt, sie anzuwenden. Auf Grund dessen wird oft das folgende, wahrlich nicht verlockende Bild von der heutigen Gesellschaft entworfen.

Die reichen Familien haben in der Regel wenig Kinder, was vielleicht aus der grossen Zahl von Verwandtenehen bei schon geringerer Qualität der erblichen Anlagen, vielleicht auch aus konstitutionellen Luxuskrankheiten, wie Alkoholismus, Syphilis und dergleichen herrührt; nicht selten auch durch die Ehen in weiter vorgeschrittenem Alter und ohne besondere Sympathie der Gatten, durch gesonderte Wohnung, Maîtressen, längeren Aufenthalt im Auslande u. s. w., wohl auch durch den Gebrauch von Präventivmitteln — also teilweise durch die Verhältnisse, teilweise durch künstliche Mittel herbeigeführt wird. Die Wohlhabenden können

vielerlei Schutzmittel anwenden, seien es auch die am wenigsten einwandfreien; andererseits wird gerade durch die beschränkte Kinderzahl das ererbte Familienvermögen nicht in jeder neuen Generation zerbröckelt. Sie bleiben also reich.*)

Die Proletarier hingegen haben in der Regel grosse Familien, soweit der Tod nicht schon in den ersten Lebensjahren die allzu dichte Saat gelichtet hat. Sie kennen die Schutzmittel wenig oder gar nicht, können sie auch vielfach nicht erschwingen, und halb sich stützend auf die göttliche Vorsicht in Ermangelung der eigenen, halb erdrückt von den täglichen Sorgen, Leuten aus höherer gesellschaftlicher Stellung, die ihnen Einschränkung der Kinderzahl abraten, Glauben schenkend, auch manchmal die eigenen Kinder ausbeutend — lassen sie jahraus, jahrein den Zufall frei walten. Weil sie Proletarier sind, haben sie Kinder die Menge; und weil sie solch eine Menge von Kindern haben, bleiben sie Proletarier. So haben die Armen zwar geschlechtliche Befriedigung, doch Hunger nach Brot; die Reichen haben zwar Brot, hungern aber oft vergeblich nach der wahren Liebe, nach einer glücklichen Ehe. Namentlich führen viele reiche Frauen in dieser Hinsicht ein ärmliches Dasein.

Die Leute der Mittelklasse, der kleinen Bourgeoisie, werden von zwei Gefahren bedrängt. Auf der einen Seite sind sie in der grössten Angst, zum Proletariat herabzusinken oder auch nur dafür angesehen zu werden; daher klammern sie sich wie Kletten an die Äusserlichkeiten von Wohlanständigkeit und Herkommen, was für sie ein Streben nach Selbsterhaltung bedeutet. Auf der andern Seite sehen sie sich auf wirtschaftlichem

*) Alte Chroniken berichten, dass auch im Mittelalter viele Burgherren wenig Kinder hatten; es würde sich der Mühe lohnen, möglichst viele Stammbäume daraufhin zu prüfen.

Gebiete immer mehr von den überreichen Unternehmern oder Unternehmergruppen überflügelt. Wenden sie die Schutzmittel in der Ehe schon nicht aus hygienischen oder ethischen Motiven an, so doch aus ökonomischem Selbsterhaltungstrieb. Beim heutigen Produktionssystem sind sie als selbständige Produzenten zum Tode verurteilt, der Kapitalismus wird ihnen bald den Garaus machen; aber sie wissen ihren Untergang durch Beschränkung der Kinderzahl noch eine Zeitlang hinauszuschieben und einer kleinen Schar von Erben wenigstens soviel zu hinterlassen, dass auch deren Kinder noch nicht ganz wehrlos im Kampf gegen das Grosskapital dastehen. Wie denn auch ihre eigenen Vorfahren es vielleicht dadurch so weit in der Welt gebracht haben, dass von Geschlecht zu Geschlecht etwas aufgespart wurde und die Kinderzahl nicht zu gross war.

Fürwahr, kein verlockendes Bild der heutigen Gesellschaft! Man sieht, dass die ökonomischen Beweggründe zur Einschränkung der Kinderzahl im Einklang stehen mit dem ökonomischen Zustand der Gesellschaft, sogar von ihm beherrscht werden; aber eben in diesem ökonomischen Zustand, nicht in den Schutzmitteln, steckt der Fehler. Die Nachteile von Ausbeutung und Reichtum auf der einen Seite, gänzlicher Verelendung auf der andern, der dadurch entfachte Wettbewerb auf Leben und Tod — das ist die Schattenseite unseres modernen Produktionssystems. Die Beschränkung der Kinderzahl ist das sekundäre. Würde sie nicht angewendet, so wäre das Elend noch viel grösser, würde der Reiche noch rücksichtsloser auszubeuten suchen zu Gunsten seiner Nachkommenschaft, der er um jeden Preis eine gute Lebensstellung sichern will, und sollten auch neue Ämter für sie erst ge-

schaffen werden müssen; und die Mittelklasse würde noch schneller ihrem Verhängnis entgegeneilen.

Die Bourgeoisie geniert sich nicht in Bezug auf die Präventivmittel; sie verschanzt sich hinter sie in dem traurigen Kampfe. Und indem man so die Schutzmittel lediglich aus ökonomischen Beweggründen anwendet, um das „Geschäft" oder die „Wirtschaft" nicht zu zersplittern, um den Söhnen einiges Betriebskapital zu hinterlassen, den Töchtern eine gute Aussteuer mitzugeben und was der „niedrigen" Motive mehr sind, so bleiben deshalb doch auch die hygienischen Vorteile der Beschränkung für Weib und Kinder nicht aus.

Die reicheren Klassen verlieren dabei nur an ihrer Anzahl; da jedoch bei uns kein Kastenwesen im eigentlichen Sinne besteht, so gleicht sich dieses Defizit sogleich durch das Emporkommen von weniger Bemittelten aus. Es entsteht also im Baume der Gesellschaft eine Art von mehr oder weniger kräftigem Saftstrom, der aufsteigt und Blüten treibt; die dürren Blätter aber fallen ab. Vom Standpunkt der Selektion kann man im Hinblick auf die Erblichkeit sagen: Individuen, deren Keimplasma durch die antiselektorischen Einflüsse des Luxus und des Kapitalismus gelitten hat, werden durch Individuen, die noch alle Vorteile der jahrhundertelangen tierischen Auslese besitzen, ersetzt. Im Hinblick auf die traditionellen Werte kann man sagen: Individuen, die verweichlicht und übersensitiv sind, werden ersetzt durch Individuen, die noch die volle Widerstandsfähigkeit besitzen. Denn die Emporkommenden sind meist die besten Elemente aus den niedrigeren Volksschichten.

Wie stehendes Wasser fault, wie die Pflanze bei zu geringem Wurzeldruck nicht gedeihen kann, so ist dieser Saftstrom eine gesunde Lebensäusserung der Gesellschaft.*)

*) Der Lordkanzler Baco († 1626) warnte schon zu seiner

Aber, so wird man sagen, dieser notwendige Wurzeldruck beruht denn doch schliesslich wieder auf der Fruchtbarkeit der untersten Schichten. Allerdings, die Welt der Konkurrenz auf Leben und Tod, in der wir leben, steht noch ganz auf dem tierischen Standpunkt des Darwin'schen Daseinskampfes, dessen Grundlage die Überzahl der Individuen ist. Wir werden aber später sehen, wie Auslese und Fortschritt auch auf andere Weise, und vielleicht noch besser, gefördert werden können, jemehr der allgemeine Kampf einem gegenseitigen Verständnis und solidarischen Wirken Platz macht. Dann wird die Welt ein ganz anderes Schauspiel bieten, das weniger leidvoll ist und eine höhere Entwicklungsform darstellt.

XXVII.

Noch zwei Paradoxa.

Ein anderes Paradoxon, das man vielfach anführt, ist dieses: die Beschränkung der Kinderzahl, wie sie heutzutage im Gebrauch ist, ist eine Dummheit; denn die Vernünftigen wenden sie an und die Unvernünftigen nicht; die ersteren werden dadurch immer mehr in der Minderheit bleiben.

In der Tat, ein recht schmeichelhaftes Bedenken gegen den Neumalthusianismus, wenn man ohne weiteres zugibt, dass die vernünftigen Leute ihn befürworten und dass die unvernünftigen seine Gegner sind! Aber die Folgerung, die die Gegner des Neumalthusianismus

Zeit, dass namentlich reiche Leute nicht zu viel Kinder haben sollten; dies wirke erlahmend auf die Masse, und man könnte so nie eine tüchtige Armee bekommen. Er gebrauchte dabei ein Bild aus dem Forstwesen: Wenn man die grossen Bäume unbehelligt wachsen lässt, wird der ganze Rest zu Gestrüpp.

daraus ziehen, nämlich: dass man daraufhin die Propaganda bekämpfen solle, ist noch einfältiger. Soll man etwa versuchen, die Klugen töricht zu machen oder umgekehrt?

Gegen die Rückständigkeit der Unvernünftigen gibt es nur ein Mittel, das sich vorschreiben liesse. Macht die Unvernünftigen klug auch auf diesem Gebiet. Mit ein wenig gutem Willen und mit bescheidenen Mitteln lässt es sich ganz gut durchführen. Sogar die allerärmsten werden auf diesem Gebiet gern Rat und Hilfe annehmen. Ist nicht auch für die arme Frau die Entbindung ein schmerzliches Leiden? Fühlen die Armen nicht die Kälte und den Mangel an Nahrung, wenn die Familie allzu zahlreich wird? Meine Erfahrung ist, dass die ärmste Frau, wenn sie nur genügend unterrichtet und wenn sie nicht von geistlichen und andern Ratgebern irregeleitet wird, noch dankbarer für die Hülfe und Rettung ist als die reiche. Vernunft ist ja auch nicht durch ein Monopol geschützt. Alle Menschen könnten zu gleicher Zeit vernünftig sein. Ja, es ist sogar jeder kluge Mensch und jede kluge Handlung ein Propagandamittel, ein Brennpunkt, von dem das Licht weithin ausstrahlt.

Dass einst alle Menschen so vernünftig sein werden, die eheliche Vorsicht zu schätzen, scheint jetzt noch eine Utopie. Aber der Nachahmungstrieb ist gross und schier unwiderstehlich. Unsere Weltanschauung, unsere heutige Weisheit ist die Weltanschauung, die Weisheit der Menge nach einem Jahrhundert; so wie augenblicklich das Geistesleben der Masse das höhere Geistesleben vor etwa einem Jahrhundert wiederspiegelt.

Wer hätte dazumal, als die Reichen sich mit Kleidern zu schmücken und Kopf- und Fussbedeckung zu tragen anfingen, glauben können, dass je eine Zeit kommen würde, wo diese Luxusartikel auch den Armen

unumgänglich nötig erscheinen würden? Die geschlechtliche Enthaltsamkeit während der Menstruation, der ursprünglichen Paarungszeit der Frau, später vermieden, weil dann die Frau am empfänglichsten ist — dieses uralte Mittel zur Einschränkung der Fruchtbarkeit ist auch erst ganz allmählich bis in die Massen durchgedrungen; es wird heutzutage von jedem gefordert als ein traditionelles Postulat der Sittlichkeit, von dem nur noch selten abgewichen wird. Man findet es heute selbstverständlich.

Aber wenn nun wirklich alle Menschen so klug sein werden, dass sie die Zahl ihrer Nachkommenschaft mit Vorbedacht regeln, wird dann nicht das Geschlechtsleben unter der Gehirntätigkeit gelitten haben? — Nein, so wenig wie heutzutage ein vernünftiger Mensch über seiner grossen Gelehrtheit Zeit oder Kraft zum Geschlechtsverkehr verliert. Die Erfahrung lehrt, dass der Kluge durch Schutzmittel frei bleibt, nicht aber durch männliches Unvermögen.

Wenn dereinst alle Menschen so klug sein werden, dass sie nicht mehr willenlos und gewissenlos Kinder erzeugen; wenn niemand mehr Kinder erzeugen will, deren Aussicht auf künftiges Glück nicht günstig ist — dann wird auch wohl die Zeit gekommen sein, wo der Mensch nicht länger den Menschen bekämpft, sondern wo alle vereint den Kampf gegen die Natur aufnehmen. Dann wird es vielleicht wieder einmal zu wenig Hände geben, und dann wird vielleicht auch wieder eine Zeit kommen, wo gerade die klügsten und gesündesten Menschen die meisten Kinder erzeugen werden.

Und wenn in unseren Tagen, in der Übergangszeit, nur die entwickelten, klugen und vernünftigen Familien sich beschränken, so glaube man ja nicht, dies sei nur ein Nachteil. In der Welt des Geistes gilt noch viel mehr als auf dem Gebiete des Reichtums

und der Konkurrenz, dass eine immerwährende Erneuerung nottut. Unser Wissen, unsere Weltanschauung veraltet und rostet noch weit eher als unser Gold und Silber! Um nicht zum Stillstehen und zum Einschlafen zu kommen, muss vor allem auf dem Gebiet des Geistes jedesmal eine neue Rekrutierung stattfinden. Beschränken die tüchtigsten ihre Zahl, so rekrutiert sich aus den nächstfolgenden Schichten, die noch unverfälscht und unverdorben sind, selektorisch neue Mannschaft. Wetteifer und Beförderung ist auch auf dem Gebiete des Geistes die unfehlbare Gewähr der ewigen Jugend, als Gegensatz zum Perückenrégime!

Auch auf ethisch-hygienischem Gebiet hört man das nämliche Paradoxon. Man behauptet z. B.: der Abstinent wird seine Familie in vernünftigen Schranken halten; der Alkoholist wird seine sexuellen Triebe zügellos walten lassen, namentlich wenn er unter dem Einfluss des Alkohols steht. Mit der Zeit wird also die Bevölkerung einen riesigen Prozentsatz von alkoholisch Entarteten enthalten.

Stellen wir uns auf den Standpunkt des Kampfes ums Dasein, so ist die Lösung dieses Paradoxons folgende: Die Alkoholfreien werden sich im Kampfe ums Dasein verstärken durch weise Beschränkung ihrer Zahl; ihre Kinder werden eine sorgfältigere Erziehung geniessen; sie werden also siegen im Kampfe ums Dasein. Die Alkoholistenkinder hingegen, zahlreich wie der Sand am Meere, werden ausser erblich degenerierten Anlagen auch noch unter einer vernachlässigten Erziehung leiden; sie werden also im Kampfe unterliegen. Aber jedermann fühlt, mit welchen unendlichen Leiden dieses Untergehen alkoholisierter Geschlechter verknüpft ist, wieviel Schaden dadurch der Gesamtheit

zugefügt wird*), und wie viel die Mutter dabei ertragen muss.

Nehmen wir zum Beispiel einen der häufigsten Fälle, nämlich: dass der Mann Alkoholiker ist und die Frau das Opfer wird, ein umso beklagenswerteres, je höher sie selber sittlich steht und sich ihres tiefen Leides bewusst ist. Nur der Arzt weiss, was so eine Frau durchzumachen hat. Und wie viel hat sie schon gelitten, ehe sie dazu kommt, ihr Leid dem Arzt zu offenbaren! Wir Männer haben sie zwar (durch alle Jahrhunderte) gelehrt, dass der Frau Schweigen zieme; und der Gesetzgeber hat hübsch dafür gesorgt, dass Sprechen und sich Widersetzen ihr auch gar nichts nützt. Ihres Menschenrechtes beraubt, ist sie wehrlos. Das einzige, was sie tun kann, ist, wenigstens Sorge zu tragen, dass keine alkoholisierten Kinder mehr gezeugt werden. Versagt ihr nicht dieses einzige, wenn ihr nicht noch grausamer sein wollt als die anderen!

Wäre es auch nur für solche Fälle, so müsste man die Präventivmittel segnen als eine der grössten Wohltaten für die Menschheit, als eins der wirksamsten Mittel, um Entartung vorzubeugen.

Wenden wir den Blick nun nach besseren Zeiten, wo Arbeitsgemeinschaft unter den Menschen sein wird. Dann wird man vereint alle keimverderbenden Einflüsse bekämpfen, dann wird man vereint kämpfen gegen den Alkohol, nicht durch Beratungen über Alkoholverkaufsgesetze, sondern man wird dieses Gift alles Zellenlebens und alles geistigen Lebens aus dem täglichen Gebrauch verbannen.

*) Pelman hat das Leben von 709 der 834 Nachkommen einer im Jahre 1740 gestorbenen alkoholisierten Landstreicherin, Ada Inke, amtlich untersucht. Unter ihnen waren 106 ausserehelliche Kinder, 142 waren Bettler, 64 Alimentierte, 181 Prostituierte, 96 waren wegen Verbrechen verurteilt, unter ihnen 7 für Mord. Dem Staate hat diese Nachkommenschaft in 75 Jahren 5 Millionen Mark gekostet.

Ein Alkoholist wird dann, weil er an einer schweren Krankheit leidet, die richtige Pflege finden, und er wird keine Kinder zeugen dürfen.

Und was vom Alkohol gesagt ist, gilt, mutatis mutandis, ebenso für die Syphilis und andere direkt den Keim schädigende Einflüsse.

XXVIII.

Der gesellschaftliche Mechanismus der Produktion.

Betrachtet man nun, nach diesen Proben als Vorbereitung, den heutigen Mechanismus der Produktion, so wird man bemerken, dass die Bevölkerungszunahme ein wichtiges Moment zum wirtschaftlichen Fortschritt ist, ein Sporn zu sozialer Tätigkeit. Durch die Zunahme der Menschenzahl liefern alle irgendwie planvollen Unternehmungen einen stets wachsenden Gewinn; der Bodenertrag steigt, man wird zu neuen Methoden, neuen Entdeckungen und Erfindungen angeregt. Wenn auch das Leben dadurch schwerer wird, so wird doch auch die Energie erhöht. Ebenso wie im Darwinismus der Kampf ums Dasein die treibende Kraft für die Auslese ist, so ist in der Menschenwelt die Konkurrenz die treibende Kraft für Fortschritt und Vervollkommnung. Die Vermehrung der Individuen ist in beiden Fällen ein Hauptmoment: man muss entweder über die anderen siegen oder untergehen.

Wäre es nun aber wirklich ein so grosses Unglück, wenn die Heftigkeit dieses Daseinskampfes, dieser Konkurrenz auf Leben und Tod, etwas gemässigt würde? Das Leben kann auch zu schwer, die

Spannkraft kann auch zu sehr in Anspruch genommen werden. Wenn der Kampf zu heftig wird, so wird er eine Quelle des Unrechts, des unlauteren Wettbewerbes, der Ausbeutung von Kolonien u. s. w. Alle besseren Regungen müssen schliesslich dem Selbsterhaltungstrieb weichen. Ruhiges Glück macht einem blinden Wagemut Platz. Auch ist es ein grosser Irrtum, anzunehmen, der Wettbewerb sei das einzige Moment des Fortschritts. Es gibt noch viele andere, die ebenso die Energie anregen: Wetteifer ist edler als Konkurrenz, Sympathie fördert das Glück mehr als Brotneid, Arbeitsgenossenschaft steht soziologisch höher als persönliche Gewinnsucht. Wenn die Menschen nicht ihre Kräfte im gegenseitigen Wettkampf vergeudeten, in dem sie sich gegenseitig schaden, so könnten sie gemeinsam der Kräfte der Natur noch viel besser Herr werden. Dies alles, die Künste des Friedens und die Segnungen des Friedens werden erst zur rechten Geltung kommen, wenn der Kampf ums Dasein, der Wettbewerb, Krieg und Hass gemildert werden. Dann wird die Menschheit noch ganz andere Fortschritte aufweisen können als heute.

Stellt euch einmal eine Studentenvereinigung vor, lauter junge Leute von guter Erziehung. Sie kennen als Studenten keine Konkurrenz, keine Sorgen um das liebe Brot. Ist etwa unter ihnen die Energie gedämpft, herrscht rohe Selbstsucht, Erschlaffung, Faulenzerei? Setzen wir den Fall, es ist ein Ruderklub: werden sie nicht mit sehnigen Armen kräftig rudern, sich für eine Race einüben? Nicht bittere Notwendigkeit treibt sie, sondere Lebenslust, Ehrgeiz; sie wollen etwas leisten, sich hervortun vor ihren Freunden, und doppelt, wenn junge Damen dabei sind. Es gibt wahrlich noch andere, höhere Triebfedern zur Tatkraft als den Kampf ums Dasein!

Die menschliche Gesellschaft befindet sich gegenwärtig, in Folge ihrer wirtschaftlichen Entwickelung, in einer Übergangsphase zu einer höheren Form der Arbeitsgemeinschaft. Man fängt an einzusehen, dass der Kampf auf Leben und Tod, der Kampf Aller gegen Alle, nicht die höchste, nicht die vorteilhafteste Daseinsform ist. Freilich nicht alle fühlen dies. Und doch wirkt das neue Prinzip schon lange Zeit. Wer mehr das innere Leben beobachtet, nicht ausschliesslich das, was sich auf der Oberfläche abspielt, wer etwa Kropotkin's „Mutual Aid" gelesen hat, der weiss, dass das Prinzip der gegenseitigen Hülfe zu allen Zeiten, seit dem Beginn des Zellenlebens auf der Erde, ein viel wichtigeres Moment des Fortschritts gewesen ist.

Aber auch so lange wir noch in dieser Übergangszeit leben, ist es — soziologisch gesprochen — nicht entsetzliche Selbstsucht, auch wenn der Vater es bezahlen kann und die Gesundheit der Mutter es leidlich gut verträgt — ist es nicht abscheuliche Selbstsucht, viele Kinder zu erzeugen, die später andere im Daseinskampf werden verdrängen müssen? Namentlich sind die Kinder der Reichen gefährliche Konkurrenten für alle, die nicht den gleichen Vorzug geniessen.

Und mag man auch für sich diese Kinder als einen erlaubten Luxus betrachten, so ist es doch Selbstsucht, zu viel von diesem Luxus für sich in Anspruch zu nehmen. Wenn die Verheirateten so viele Kinder haben, wird die Zahl der Unverheirateten später umso grösser werden. Ihr gezwungenes Cölibat ist die Kehrseite unseres Überflusses.

XXIX.

Kinder als Erwerbsquelle.

Ich sprach einmal mit einem Holzschuhmacher, der mir folgende Erwägung zum Besten gab: „Mit der Einschränkung der Kinderzahl ist es nichts. Je mehr Kinder, desto besser für die Gesamtheit; können sie keine Lederschuhe bezahlen, so kaufen sie sich doch leicht ein Paar Holzschuhe.“ Ach, all' die armen Würmchen, die viel zu vielen, die nutzlos im ersten Lebensjahre sterben, sie werden es nie auch nur zu einem Paar Kinderschuhen bringen!

„Aber,“ sagt man vielleicht, „davon hat wieder der Totengräber Nutzen, und der Bote der Begräbniskasse. Und leben sie auch nur einen Tag, so hat doch schon die Hebamme etwas dabei verdient.“ So könnte schliesslich in der heutigen Gesellschaft der kurzsichtige Eigennutz den Wunsch zeitigen, dass die andern ihre Kinderzahl lieber nicht beschränken möchten, wenn man auch in der eigenen Familie klugerweise Mass zu halten geneigt ist. Diese Auffassung ist aber nicht berechtigt, sobald man ein wenig weiter um sich sieht. Man wünscht eine möglichst hohe Bevölkerungszahl, um dadurch viel Arbeit zu haben; aber diese Arbeit verlangt man ja doch nur gegen gebührende Entlohnung. Und dann: bei jeder Verbesserung in jedem beliebigen Beruf ist die Hauptsache, dass man weniger Arbeit und mehr Lohn erhält. Stellen wir uns z. B. eine Hebamme vor: sie muss sich Tag und Nacht abmühen um einen Hungerlohn. Warum? die Arbeiterfamilien können nicht mehr bezahlen. Jedes Jahr ein Kind, da ist 8 Mark schon viel. Nehmen wir aber an, dass weise Beschränkung allgemein Eingang fände, dass z. B. dieselben Familien nur alle zwei oder drei Jahre ein Kind hätten.

Die Hebamme wird sich dann weniger abzuquälen brauchen und — sie kann mit der Zeit einen viel bessern Lohn fordern. Ebenso ist es in allen andern Gewerben. Je mehr der Wettbewerb unter den Fachgenossen der Organisation Platz macht, desto bessere Bedingungen sind zu erreichen für alle Beteiligten. Zu wenig Geburten wäre der Tod der Gesellschaft; zu viele Geburten bringen Sorgen, schlecht entlohnte Arbeit und Enttäuschungen. Eine mässige Anzahlbeschränkung in den Familien ist die beste Gewähr für die allgemeine Wohlfahrt.

So abscheulich es auch ist, auf die Geburt möglichst vieler Kinder in anderen Familien zu hoffen, damit wir daraus in unserm Beruf oder Handwerk einigen Gewinn oder Vorteil ziehen — auf Kosten dieser armen Kinder, die ungewünscht zur Welt kommen! — noch abscheulicher und grausamer ist es, wenn die Eltern sich selbst eine zahlreiche Nachkommenschaft wünschen, um früher oder später ihre Kinder ausbeuten zu können. Die Arbeiterschutzgesetzgebung hat sich schon in's Mittel legen müssen, um die allerschlimmste Kinderausbeutung unmöglich zu machen. Aber das Gesetz schützt nur in gewissen Fällen, und seine Lücken lassen immerhin noch Freiheit genug, um das Kind wirtschaftlich auszubeuten.

Dass dieser Missbrauch durch die eigenen Eltern die Rassenverbesserung sehr ungünstig beeinflusst, ist offenbar. Es handelt sich hier um den praktischen Nutzen einer grossen Kinderzahl, den nur moralisch ganz Unentwickelte aus ihr ziehen können. Die Erfahrung lehrt das in überzeugender Weise.

Lydia Kingsmill Commander*) hat bei achtunddreissig Ärzten und Ärztinnen in New-York und Um-

*) The Independent, 130 Fultonstreet, New-York, 13. Okt. 1904, Seite 847.

gegend Umfrage gehalten und durch deren Erfahrung bestätigt gefunden, dass die Amerikaner fast ausnahmslos kleine Familien vorziehen, um diese desto besser für den heutigen Kampf ums Dasein tüchtig machen zu können. Nur die allerniedrigste Menschenklasse, wie eben angekommene Auswanderer, der ländlichen Bevölkerung Europas entstammend, Italiener u. a., die kaum selbst zu essen haben, leben sorglos dahin und lassen ihre Kinder, sobald sie gehen können, Erwerb suchen durch Stiefelputzen, Zeitungsverkauf u. s. w. Arme Kinder! Was kann daraus Gutes für die Gesamtheit kommen?

Zu viele Kinder ist auf die Dauer für niemand gut, auch nicht für die Gesamtheit. Es wird dadurch Verelendung erzeugt. Und kaufen sie auch Brot, was hilft's dem Bäcker, wenn sie es nicht bezahlen können? Überproduktion von Kindern ist daher genau so eine Gefahr für die Gesamtheit, wie Überproduktion auf anderen Gebieten. Man bedenke nur, wie alle Reformen durch eine zu grosse Menschenzahl aufgehalten werden. Nehmen wir z. B. die Volksschule, die beste Gewähr für eine künftige Weiterentwickelung. Wenn der Strom von Kindern zu rasch wächst, so wird es einfach unmöglich, jedes Jahr die genügende Anzahl von neuen Schulen zu schaffen und das erforderliche Lehrerpersonal heranzuziehen und zu bezahlen. Und das Resultat? Schulen, wie unsere Volksschulen eben sind, wo die Kinder in Massen zusammengepfercht sind, und nicht erzogen, bloss gedrillt werden, eine schablonenmässige Erziehung!

Oder setzen wir den Fall, es wird eine neue Erwerbsquelle eröffnet, eine neue Betriebsform eingeführt, ein See trocken gelegt oder eine andere, tausenden Brot bietende Arbeit in Angriff genommen. Von allen Seiten strömen die ausgehungerten Menschen herbei;

sie machen sich sesshaft, sie heiraten, sie bekommen Kinder. Und wenn die Kinderzahl auch längst gross genug wäre, um alle verfügbaren Arbeitsstellen zu besetzen, alle neugeschaffenen Vorteile zu benutzen — so werden die Eltern doch fortfahren (sie sind nun einmal verheiratet), noch weiter eine Menge Kinder zu erzeugen. Je ergiebiger die neue Erwerbsquelle gewesen ist, um so grösser wird also schliesslich auch das daraus hervorgegangene Elend sein — wenn keine eheliche Vorsicht geübt wird.

XXX.

Automatische Regelung der Bevölkerungszahl.

Nun entsteht aber ein neues Bedenken. Wir haben gesehen, dass im allgemeinen Interesse ein zu schnelles Anwachsen der Bevölkerung ebenso verhängnisvoll sein kann wie ein zu langsames Wachstum. Wie soll dies nun geregelt werden, um nicht in das eine oder andere Extrem zu verfallen? Wie kommen wir dem Optimum am nächsten?

Man könnte etwa an eine Kommission denken, deren Aufgabe es wäre, für jede Familie die Anzahl festzusetzen. Diese Kommission müsste mit allen Verhältnissen der Familie aufs genaueste vertraut sein. Es müsste also, wegen der Fülle der Arbeit, sehr viele solcher Kommissionen geben . . . Und bei Lichte betrachtet, sind ja in der Tat schon derartige Kommissionen vorhanden, ja sogar für jede einzelne Familie eine besondere: die Eltern! Diese sind zweifellos am besten mit allen Verhältnissen bekannt, und was mehr sagt,

es mangelt ihnen auch nie an Interesse dafür, denn sie selbst sind die Nächstbeteiligten.

Von allen gesellschaftlichen Nachteilen, verursacht durch zu schnellen Bevölkerungszuwachs, empfinden die Einzelfamilien natürlich zunächst die Wirkung. Gibt es in den verschiedenen Berufen Arbeitslosigkeit oder Schwierigkeiten, eine gute Stelle zu finden, so wird dies die Berufsausbildung erschweren und auch auf die Erzeugung vieler Kinder hemmend wirken. Andererseits wird für gesunde, lebenslustige Eltern der tierische Trieb, wenn sie keine Schutzmittel kennen, und die Liebe zu Kindern und Häuslichkeit, wenn sie solche Schutzmittel kennen, ein Motiv sein, mehr Kinder zu erzeugen. Demnach wäre den Eltern selbst schon eine automatische Regelung an die Hand gegeben, die bewirken würde, dass man schliesslich doch nicht allzuweit vom Optimum abweicht.

Ob sie keiner Korrektur bedarf? Sicherlich! Wir erwähnten schon das Eheverbot bei Kränklichkeit. Kränkliche Kinder kann die Gesellschaft unter keinen Umständen brauchen. Und je kränklicher sich die Eltern selbst fühlen, desto weniger werden sie auch nach Kindern verlangen, wenn sie wissen, wie sie sich in der Ehe vor Schwangerschaft schützen können. Geschlechtlich-hygienische Aufklärung wird auch dieser grossen Gefahr vorbeugen.

Was aber jene ökonomisch-pathologischen Fälle in den untersten Schichten der Gesellschaft betrifft, wo die Eltern auf die Groschen lauern, die ihre Kinder durch Betteln, Stiefelputzen oder Zeitungsverkauf heimbringen, so ist hier offenbar die Obrigkeit und die Gesellschaft selbst dazu berufen, für die Wunden am Volkskörper Heilung zu suchen. Von dem Augenblicke an, wo diese Familien aus ihrem Leid und Elend emporgehoben werden, werden dieselben Eltern, eben-

sowenig wie wir, nicht mehr nach einer grossen Kinderzahl verlangen. Was ohne die willkürliche Beschränkung der Kinderzahl eine fast unmögliche Aufgabe wäre, das wird mit der Kenntnis der Schutzmittel, dem Wunsche der Eltern selbst entsprechend, eine schnelle Abnahme von Ausgaben und von sozialer Aufopferung bewirken.

Später wird man es auch der Mühe wert achten, das Publikum hinsichtlich der Menschenproduktion statistisch aufzuklären, wie man es jetzt schon nötig findet, gelehrte Statistiken über die Produktion von Korinthen und Tabak zu veröffentlichen. Nachfrage und Angebot werden genau angegeben werden können. Dadurch wird viel Leid und Enttäuschung vermieden werden, denn die Statistik sieht schärfer als der Instinkt. Und wenn die Eltern im Zweifel sein sollten, was in einem gegebenen Fall das beste ist, mehr Kinder oder keine Kinder mehr, so können sie sich ja Rat holen. Gilt es die Erziehung, so können sie mit dem Lehrer sprechen; besorgen sie, dass ihrer Gesundheit etwas mangele, so können sie den Arzt zu Rate ziehen; haben sie moralische Bedenken, sich an den Geistlichen wenden. Aber die Eltern sind ja selber mündige Menschen; sie sind nicht gezwungen, dem Rate zu folgen, den ein anderer ihnen gibt, sie dürfen sich nie dahinter verstecken, denn sie bleiben jederzeit selbst verantwortlich für ihre Taten. Keinesfalls aber darf der Zufall darüber entscheiden, wie viele Kinder zur Welt kommen. Und wenn jetzt schon selbst der frömmste Gläubige die Produktion in seinem Gewerbe nicht höheren Mächten überlässt, so wird er sich später auch als selbstverantwortlich fühlen, wo es die Produktion von Kindern gilt.

Das Erzeugen von Nachkommen wird immer mehr zu einer willkürlichen Handlung der Eltern, der Be-

völkerungszuwachs wird automatisch geregelt werden. Ist es nun nicht Aufgabe der Obrigkeit, sich in diesen Fragen eine gesetzliche Regelung vorzubehalten, auch abgesehen von den eben erwähnten pathologischen Fällen? — Ich meine, man sollte damit sehr vorsichtig sein. Verbot von grossen Familien scheint mir prinzipiell ebenso bedenklich wie eine obrigkeitliche Ermutigung. Allgemeine Aufklärung dürfte hier vollkommen genügen, und jeder Zwang weckt Widerstand. Dazu kommt, dass nach bisheriger geschichtlicher Erfahrung aller Zeiten Bevormundung sich nach beiden Richtungen, was den Erfolg betrifft, immer als eitel herausgestellt hat. Im Gegensatz aber zu der Gepflogenheit, wonach heutzutage manche Regierungen die öffentliche Verbreitung von Kenntnissen über eheliche Vorsichtsmassregeln als unsittlich zu hindern suchen, wäre es sicherlich Pflicht der Obrigkeit, die erforderlichen hygienischen Kenntnisse jedem Ehepaar zugänglich zu machen.

Alle Gründe, die dafür sprechen, dass der allgemeine Unterricht der Gegenstand unausgesetzter staatlicher Fürsorge sein muss, beweisen auch unwiderleglich, dass der Staat ebenso verpflichtet ist, dafür zu sorgen, dass der Unterricht auf geschlechtlichem Gebiet ein genügender sei.

Beim Elementarunterricht werden auch die meisten andern physiologischen Erscheinungen und deren Hygiene äusserst mangelhaft behandelt, obgleich die Hygiene die Grundlage des Wohlbefindens und des Glücks der Gesamtheit sein sollte. Beim weiteren Unterricht werden Anatomie und Physiologie des Menschen wohl mehr berücksichtigt, meistens aber mit Ausnahme jener Organe, welche gerade in diesen Jahren soviel pädagogischen Takt erfordern. Und beim akademischen Unterricht? Gibt es Professoren oder Docenten in der Wissenschaft der Bevölkerungslehre als biologische Frage?

Beim medizinischen Universitätsstudium werden ausführlich behandelt: Embryologie, Gynaekologie und Obstetrie, venerische Krankheiten, Onanie und Impotenz — die gewerblich in Frage kommen —, aber das ganze Gebiet des Geschlechtsverkehrs mit seinen weittragenden Folgen für den psychischen und physischen Zustand des Individuums wird in der Regel ausser Acht gelassen. Kann nicht die geschlechtliche Enthaltsamkeit ein niederdrückendes Moment sein und deshalb wie andere niederdrückende Einflüsse für konstitutionelle Leiden empfänglich machen? Ist nicht der geschlechtliche Reiz ein mächtiger Lebensreiz, mindestens gleich stark, wenn nicht stärker, als andere physiologische Reize? Von alledem wird nichts erwähnt. Es ist unglaublich, aber wahr. Auch die fakultative Sterilität, von der Dr. Mensinga aus seiner reichen Erfahrung bewiesen hat, dass sie in vielen Fällen ein therapeutisches Mittel ersten Ranges sein kann, wird höchstens im Vorbeigehen erwähnt. Gründliche Kenntnis des Abortus provocatus ist beim Examen für den jungen Arzt unerlässlich; aber nach der Kenntnis der Präventivmethoden wird nicht einmal gefragt.

Haben wir da nicht Recht zu behaupten, die Obrigkeit erfülle ihre Pflicht nach dieser Richtung schlecht?

XXXI.

Wird nicht manches Genie ungeboren bleiben?

Wir wollen nun kurz das Thema der Genies erörtern; ich meine nicht etwa die Lehren, die der Welt von einigen Genies verkündigt wurden — im Gegenteil! — sondern das Bestreben, Genies zu erzeugen,

was an sich gewiss ein sehr rühmliches ist. Wir begegnen da häufig folgenden Bedenken: „Wenn ihr Neumalthusianer die Geburt so vieler Kinder verhindert, bedenkt ihr nicht, dass vielleicht unter diesen von euch unterdrückten Kindern auch Genies gewesen sein könnten? Wie viele Genies wären ungeboren geblieben, wenn ihre Eltern seinerzeit ebenso verstockte Neumalthusianer gewesen wären wie ihr jetzt?“

Abgesehen von der Tatsache, dass dieser Vorwurf mit demselben Recht die Keuschheit und alle geschlechtliche Enthaltsamkeit träfe, sowohl die eheliche wie die ausserehelichе, so beruht die ganze Folgerung auf der Auffassung, dass Genies unabhängig von den Verhältnissen entstehen, spontan (d. h. durch Zufall) oder durch angeborene Eigenschaften. Die Lehre vom Zufall bedarf keiner Widerlegung mehr, und auch die Lehre von den angebornen Eigenschaften ist logisch sehr anfechtbar und empirisch überwunden, obgleich sie gegenwärtig in der Weissmann'schen Hypothese wieder eine willkommene Stütze findet. Das heisst, wenn man bei seinem Gedankengang den „Iden“ eine grosse Rolle zuschreibt; nicht wenn man diese nur als die Träger der Artmerkmale betrachtet, und die späteren äusseren Einflüsse für den Rest verantwortlich macht.

Auch im Mittelalter wurde schon gelehrt, das menschliche Leben sei präformiert, präordiniert, prädestiniert; aber die Wissenschaft hat bei einer derartigen Erklärung der Erscheinungswelt niemals ihre Rechnung gefunden.*) Heisst es doch immer „ignotum per ignotius“, das Unbekannte aus dem noch Unbekannteren erklären. Namentlich erscheinen diese präformierten Genies völlig unverständlich. Wer daran glaubt, muss es als einen glücklichen Zufall betrachten,

*) Siehe hierüber: Max Verworn, Allg. Physiologie. Ein Grundriss der Lehre vom Leben. Jena, G. Fischer 1897, 2. Druck, Seite 540 u. s. w.

dass Andreas Hofer gerade in den Alpen und Columbus gerade am Meere geboren wurde; dass Luther zufällig in der Reformationszeit lebte und Alexander der Grosse zu einer Zeit, als die umliegenden Reiche entkräftet waren.

Steht man dagegen auf dem Standpunkt, dass grosse Geister und grosse Charaktere bei günstiger Anlage durch die Umstände erzogen und gebildet werden, dass sie sich genetisch entwickeln, dass der heilige Augustin bekehrt wurde, nicht durch das Keimplasma seiner Mutter Monica, sondern durch ihre Tränen und Gebete, durch ihre innige Mutterliebe — dann gibt es nur eine Methode, um soviel Genies wie möglich zu züchten, und die ist — ideale Umstände anstreben für alle, die geboren werden. Unter grossblumigen Pflanzen findet man die meiste Wahrscheinlichkeit, dass sie aussergewöhnlich grosse oder doppelte Blumen tragen werden. Diese Methode aber ist nur dann möglich, wenn man nicht zu viele Kinder erzeugt. Man wird doch nicht so unmoralisch sein, ein Genie durch die Verzweiflung schaffen zu wollen, welche die ungünstigen Umstände mit sich bringen — wie seinerzeit englische Fabrikanten Mütter von grossen Familien gern in ihren Dienst nahmen, weil diese durch die Verzweiflung der Armut so unglaubliche Arbeit leisteten. Mit demselben Recht könnte man in jeder Hinsicht für eine Verschlechterung der Zustände wirken, damit durch den Widerstand dagegen Gutes entstehen möge.

Aber wenn auch wirklich die Gesamtheit hoffen könnte, dass unter einer grösseren Anzahl von Geborenen auch mehr (krankhafte oder nicht krankhafte) Genies sich finden würden, so könnte dies doch für den einzelnen nie und nimmer ein Grund sein, sich einem solchen Wagnis auszusetzen. Welches Elternpaar wird in dieser Lotterie spielen wollen, mit so

geringer Aussicht auf guten, mit so sicherer auf schlechten Erfolg? Ist es nicht höchst unmoralisch, auch nur zu wünschen, dass Eltern so töricht sein möchten?

Das ist die Lehre von den Genies! Hatte ich nicht recht, dass sie nicht von Genies gepredigt wird?

Die Bedenken gegen eine willkürliche Beschränkung der Kinderzahl im Interesse der Genies können nur im Gehirn eines Menschen aufkommen, der eine sehr eigentümliche Vorstellung von einem Genie hat und der den Begriff etwa so definieren würde, als sei ein Genie ein „eus sui generis," ein zufälliges Spiel der Natur oder ein vorherbestimmtes Wunderkind. Dies steht aber im Widerspruch mit aller Erfahrung, die lehrt, das, was wir poetisch „ein Genie" zu nennen pflegen, ein besonders glücklich veranlagtes Menschenkind ist, das in einem besonderen Punkt, im Zusammenhang mit eigentümlichen Umständen und sich stützend auf alles, was vorhergegangene Jahrhunderte geleistet haben, Erfolge erzielt, die für seine Umgebung (deren Anlagen und Umstände andere waren) nicht erreichbar waren und die uns nun in Erstaunen setzen. Zuweilen zeigt sich dabei eine überraschende Vereinigung von Umständen, die wir „Zufall" zu nennen pflegen; in anderen Fällen wiederum ist es die aussergewöhnliche Künstlerschaft oder Kunstfertigkeit, die uns Bewunderung abnötigt. Nie aber hat sich eine geniale Begabung gezeigt ohne Berührung mit der Aussenwelt, ausserhalb der unendlichen Kette von Ursachen und Wirkungen.

Da wir schon mehrmals Gelegenheit nahmen, darauf aufmerksam zu machen, dass Beschränkung der Kinderzahl sehr günstig auf die Umstände einwirken kann, unter denen ein Individuum aufwächst und sich entwickelt, so wird man unschwer einsehen können, welch' ein wichtiges Moment die Anzahlbeschränkung

also auch sein kann, um bei zahlreichen Individuen die genialen Anlagen zur Entwickelung zu bringen, die sonst nur allzuoft durch die ungünstigen Umstände und die mangelhafte Erziehung schon im Keim erstickt werden.

Der Zweck dieser Erwägungen hat aber auch praktisch eine grosse Bedeutung. Ist es uns wirklich Ernst damit, geniale Menschen zu züchten, mit aussergewöhnlichen Anlagen Begabte zur vollen Entwickelung zu bringen, dann müssen wir vor allem damit anfangen, die Erziehung der ausserehelichen Kinder demgemäss zu gestalten, da diese so häufig ihr Entstehen ausserordentlichen Verbindungen, aussergewöhnlichen Ideenkombinationen, interessanten Experimenten verdanken. Wir werden darunter alle Extreme finden: einige werden alkoholisch entartet sein oder schwer unter venerischen Krankheiten leiden; einige werden ganz alltäglich sein, gezeugt von Personen, die feige der ersten Versuchung ihrer niedrigen Leidenschaften erlagen. Aber wir werden bei solchen Kindern auch die starke Initiative finden, den freieren Blick, als Frucht von Verbindungen, bei denen durch übermässige Energie alle Hemmnisse besiegt wurden; Kombinationen von sehr reich und sehr arm; von sehr aktiven und sehr passiven Naturen; von höchster Geistesbildung und rohem Instinkt, u. s. w., u. s. w. Jedenfalls haben wir, wenn wir geniale Menschen züchten wollen, hier diejenigen Individuen, die am meisten abweichen vom Alltäglichen, sowohl was ihre Vorfahren, wie was ihre Umstände betrifft.

Dazu kommt, dass diese Kinder vorläufig am leichtesten unter ausgesucht günstige Umstände gebracht werden können. Sie seufzen nicht unter dem Druck der väterlichen Gewalt; die Gesamtheit kann ihre Erziehung auf möglichst ideale Weise bewerkstelligen, indem sie

sie nicht verzärtelt, aber indem alle schlummernden guten Anlagen in ihnen geweckt werden. Die Waisenanstalt zu Cempuis lehrt (im Gegensatz zu unsern Waisenanstalten), was für Erfolge auf diese Weise zu erreichen wären, ja schon erreicht sind. Keine „Anstalt" mehr, sondern eine weite, freie Welt.

Oder aber, wollen wir planmässig keine geniale Anlage verloren gehen lassen, lasst uns doch dafür sorgen, dass alle Kinder, die überhaupt geboren werden, eine sorgfältige Erziehung bekommen, und dass diejenigen, die die besten Anlagen zeigen, auch Gelegenheit erhalten, ihre Fähigkeiten zu möglichster Vollkommenheit auszubilden. Schliesst keinen aus, nicht die Findlinge, nicht die Kinder aus dem Armenhaus, nicht die Landstreicher. Beobachtet sie und helft allen Kindern in allen Lebenslagen, Dorfkindern und Volkskindern, Mädchen wie Knaben, allen Rassen und Sekten. Der Lehrer wird sie euch schon bezeichnen, die tüchtigen Schüler, die mit aussergewöhnlichen Anlagen begabten. Wer Genie zeigt für Gehirnarbeit, soll dafür weitergebildet werden; wer genial ist in einer Kunst oder einem Handwerk, sich darin vervollkommnen. So schafft man dem Genie Spielraum und verhindert, dass es erstickt.

Und habt Ihr dann noch nicht Material genug, dann — aber auch nicht eher — dürft ihr die Eltern ermutigen, noch mehr Kinder in die Welt zu setzen!

XXXII.

Die Übervölkerungsfrage.

Gibt es eine Übervölkerung? Diese Frage hat schon unzählige Schriftsteller und Redner beschäftigt.

Und der eine behauptet mit ebensoviel Eifer, wir ständen, wenigstens in den alten Ländern Europa's, einander viel zu sehr im Wege, wie der andere beteuert, wir hätten — wenigstens tüchtige Menschen — noch lange nicht genug. So allgemein, so unbestimmt ausgesprochen, ist die Frage überhaupt nicht zu beantworten. „Übervölkerung" ist eine relative Vorstellung, man kann von ihr in den verschiedensten Beziehungen sprechen. Die Antwort auf unsere Frage wird also von den Verhältnissen, die man gerade ins Auge fasst, abhängen.

Als die Verkehrsmittel noch mangelhaft waren, konnte nur von einer lokalen Übervölkerung die Rede sein, wie z. B. zur Zeit von Malthus, der meinte, dass wenn in England einmal völlige Missernte einträte, es vielleicht noch möglich sein könnte, die Küstenplätze durch Einfuhr mit Getreide zu versehen; für die landeinwärts gelegenen Orte aber würde die Hülfe gewiss zu spät eintreffen! Wo der Weltverkehr und der Welthandel noch so primitiv sind, ist man selbstverständlich auf die lokalen Ressourcen beschränkt.

Der heutige Neumalthusianismus beschäftigt sich in erster Linie mit der häuslichen Übervölkerung, mit den zu grossen Familien, die wir im Ersten Teil besprachen. General Brialmont ist einer der ersten gewesen, der seine Aufmerksamkeit einer eventuellen künftigen Übervölkerung unseres Planeten widmete. In seiner Studie: „De l'accroissement de la population et de ses effets dans l'avenir", Paris, Fischbacher 1903,*) legt er dar, wie es mit der Zeit dahin kommen könnte, dass der Planet, auf dem wir wohnen, zu viele Menschen enthielte, um ein glückliches Dasein auf ihm führen zu können; eine Aussicht, die jedenfalls

*) Auch in deutscher Übersetzung erschienen: „Zur Bevölkerungszunahme." Zürich, Grütliverein 1904.

Soziologen und Staatsmänner zur Vorsicht in ihren Vermehrungsidealen stimmen sollte. Denn, wenn auch ein solcher Zustand mutmasslich noch geraume Zeit auf sich warten lassen wird, so ist das doch kein Grund, um schnurstracks darauf loszusteuern. Und schon sehr lange, ehe es soweit kommt, kann das Herannahen des Unheils als ein dunkler Schatten gefühlt werden, wenn auch das Laienpublikum die tiefer liegende Ursache des Übels nicht begreift. Was heutzutage als Übervölkerung gilt, ist im Grunde oft nur eine heillose Anhäufung der Menschen in den grossen Städten, in denen es von Menschen wimmelt wie in einem Ameisenhaufen, wo man über und untereinander wohnt, sich Licht und Luft missgönnt; eine Steinwüste, überdunstet von einer dicken, schwülen Staub- und Rauchwolke. Und auf dem Lande? O, wo Haide und Wald ist, aber nichts zu essen, da ist wohl noch Raum verfügbar und Sonnenschein, der noch benutzt werden könnte. Doch überall, wo nur ein Stückchen Ackerland ist, wohnen auch reichlich Menschen und führen ein Dasein, oft noch elender als in den Städten.

Es ist zweifellos, dass sich bei einer anderen Regelung des Grundbesitzes dieser Zustand mit einem Schlag verändern, dass dann noch viel Boden der Kultur gewonnen würde, dem man jetzt nicht beikommen kann. Auch die heutigen besseren und wohlfeileren Verkehrsmittel könnten und würden dazu beitragen, die Städte zu dezentralisieren. Aber dies alles hilft uns nicht im Augenblick. Gewiss, es ist möglich, dass die Elektrizität die Kleinbetriebe wieder zu Ehren bringen wird; dass es in Zukunft weniger sinnlose Anhäufung von Reichtum und weniger Anhäufung der Bevölkerung geben wird; dass hie und da die Landwirtschaft durch Gartenwirtschaft ersetzt werden wird — aber das alles verhindert nicht, dass

man heute nirgends in West-Europa die Bevölkerung gering nennen kann im Verhältnis zu den Existenzmitteln, über die man an Ort und Stelle verfügt. Im Gegenteil. Sprich mit wem du willst und wo du willst, von den Eltern zahlreicher Kinder wirst du immer hören, dass es schwer hält, eine Versorgung für sie zu finden. In den Städten ist es schwer, und auf dem Lande ist es noch weit schwerer.

Die Tatsache, dass keine oder fast keine Menschen dort wohnen, wo die Existenzmittel gleich null oder fast gleich null sind, diese Tatsache hat zuweilen Anlass gegeben, dass man die Sache umdrehte und sagte: in denjenigen Gegenden (und ebenso in denjenigen geschichtlichen Perioden), in denen die Bevölkerung dünn ist, ist der Zustand noch elender als bei uns; je dünner die Bevölkerung, desto elender der Zustand. Das ist wohl richtig. Es besteht, innerhalb gewisser Grenzen, ein gegenseitiges kausales Verhältnis, eine Wechselwirkung zwischen der Quantität der Nahrung, die produziert wird, und der Anzahl der Menschen, die an der Produktion teilnehmen. Aber gerade, wenn man von diesem gegenseitigen Verhältnis überzeugt ist, muss man sich davor hüten, auf schnellen Bevölkerungszuwachs zu dringen; denn die Produktion wird dann doch jedenfalls einer gewissen Zeit bedürfen, um sich der Bevölkerungszunahme anzupassen. Die damit verbundenen Schwierigkeiten sind nicht immer so schnell zu besiegen, man wird sich daher immer innerhalb gewisser vernünftiger Schranken halten müssen.

Ausser diesen verschiedenen geographischen Gesichtspunkten in Bezug auf die Übervölkerung muss man aber auch die wirtschaftlichen Formen in Betracht ziehen, die Übervölkerungsfrage im Verhältnis zur Industrie. Marx gebraucht zum erstenmale das Wort Übervölkerung im Sinne von Arbeitslosigkeit, wenn

er sagt: eine relative Übervölkerung sei die Folge und die Daseinsbedingung der kapitalistischen Produktionsweise (Karl Marx, Das Kapital, 4. Druck 1890, Band I, Seite 593—613). Wenn es keine Arbeitslosen gäbe, so könnte sich der Kapitalist nicht soviel „Mehrwert" zueignen.

Hier liegt der Zusammenhang der Bevölkerungsfrage mit der wirtschaftlichen Frage auf der Hand, und das Problem muss alsdann folgendermassen gestellt werden: gibt es eine Übervölkerung im Verhältnis zu den herrschenden ökonomischen Zuständen, beziehungsweise im Verhältnis zum herrschenden Produktionssystem?

Eine Reservearmee von Arbeitslosen kann für den Arbeiter den Lohn drücken und gibt dem Kapitalisten bessere Gelegenheit, die Masse auszubeuten. Obwohl nun die Zahl der Arbeitslosen sehr wechselt, umso häufiger, jemehr in der modernen Industrie die Menschen durch Maschinen ersetzt werden, so ist es doch unbestreitbar, dass diese Zahl heutzutage, sogar im Sommer, immer bedauerlich gross ist, und ich für mein Teil habe den Eindruck, dass sie seit vielen Jahren beständig im Wachsen begriffen ist. In diesem Sinne könnte man demnach sehr wohl von einer bestehenden Übervölkerung reden. Und in jenen Gegenden, wo sich das Bedürfnis an Einfuhr von Menschen in hohem Grade fühlbar macht, z. B. in Surinam, sind die Arbeitsbedingungen und Lebensverhältnisse denn auch tatsächlich derartige, dass man seinen Hund nicht daran wagen möchte.

Es gibt noch einen andern Weg, um zu einer Beurteilung hinsichtlich der Übervölkerung im ökonomischen Sinne zu gelangen, dieselbe Methode, die man anwendet, wenn man von irgend einem wertvollen Artikel wissen will, ob relativ viel oder wenig davon

vorhanden ist, nämlich — der Preis. Man kann von jedem Wertartikel die verhältnismässige Seltenheit oder den Überfluss konstatieren nach dem Stand des Marktpreises. Man kann Steigen oder Sinken seines Wertes beobachten im Verhältnis zum Gold oder zu jedem andern beliebigen Tauschartikel. Drückt man den heutigen Arbeitslohn in Geldeswert aus oder berechnet man ihn nach dem Werte z. B. des Getreides — so ist zwar der Wert der Arbeit gegen früher gestiegen, aber im Vergleich zu den Bedürfnissen ist der Lohn doch immer noch sehr gering. Ich meine nicht, dass er ungenügend wäre, sich allerhand kleine Luxusartikel anzuschaffen; aber ich meine, dass er in der Regel nicht genügt für die physiologischen Erfordernisse, geschweige denn, um sich das physiologische Optimum zu verschaffen. Mit dieser Tatsache vor Augen dürfen wir also eine schnellere Bevölkerungszunahme nicht befürworten. Vielmehr kann es uns schon in diesem Augenblick wünschenswert erscheinen, dass der Markt weniger überschwemmt werde.

Schliesslich gibt es noch eine Erscheinung, die auf Übervölkerung in wirtschaftlichem Sinne deuten könnte. Ich habe wenigstens stets den Eindruck gehabt, als hätte sich in früheren Zeiten der Preis der Waren in erster Linie nach der Quantität von Arbeit geregelt, die ihre Produktion erforderte; dass aber, seit der Vervollkommnung der Technik in der Grossindustrie, der Preis der Waren eher von der Quantität des benötigten Materials bestimmt würde. Im Verhältnis zum Material wäre also der Wert der Arbeit herabgesunken. Früher z. B. war dasjenige billig, was plump, roh und schwer war; jetzt ist billig, was zierlich, fein und leicht ist. Da nun der Wert der menschlichen Arbeit so herabgesunken ist durch den Maschinenbetrieb, wird dadurch die Aussicht auf Übervölkerung

vermehrt und ist Vorsicht in Bezug auf die Volksvermehrung doppelt geboten.

Ob heute schon Übervölkerung im Hinblick auf den Nahrungsvorrat besteht oder nicht, wollen wir im nächsten Kapitel untersuchen.

XXXIII.

Genügen die Nahrungsmittel für die vorhandene Menschenzahl?

Prosaischer, aber nicht weniger wichtig als die Frage nach dem Genie, ist die Frage, ob alle Menschen, die jetzt leben, genug zu essen haben. Von genügender Kleidung und Wohnung gar nicht zu sprechen.

Allerdings gibt es genug zu essen, genug — um nicht zu sterben. Wenn es nicht genug gäbe, um zu leben, würden die Menschen ja nicht leben können. Mangelt es an Nahrung, so fängt ein Teil der Menschen an zu verkommen; wird der Mangel noch fühlbarer, so nimmt die Sterblichkeit zu. Wir stellen also die Frage so: gibt es für jeden, der lebt, genug, um gesund und leistungsfähig zu sein? Wir wollen bekanntlich das Optimum anstreben.

Vor mir liegt die kürzlich erschienene Studie von Gabriel Girond „Population et Subsistances“, Paris, Schleicher frères, 1904, die den Versuch zu einer Weltstatistik darstellt, wenigstens für diejenigen Länder, wo es schon Statistiken gibt, sowohl in Europa als in Asien, Afrika, Amerika und Oceanien. Man hat die Angaben für das Jahr 1887 gewählt, weil für dieses Jahr die genauesten Berichte zur Verfügung stehen und weil dieses gerade ein sehr fruchtbares Jahr war

im Vergleich mit früheren, wie auch die absolute Produktionsvermehrung der späteren Jahre nach dem Zeugnis der Zahlen immer wieder durch eine proportionelle Bevölkerungszunahme aufgewogen wurde. (Siehe Girond Seite 52 und 53.)

Die Totalproduktion des Jahres 1887 wird dividiert: 1. durch die totale Bevölkerungsziffer der betreffenden Länder (berechnet nach dem Konsum erwachsener Männer), 2. durch die Ziffer 365 (die Zahl der Tage des Jahres), um auf diese Weise zu sehen, ob für jeden Menschen das physiologisch erforderliche Nahrungsquantum pro Kopf und Tag, selbst im Falle einer gleichmässigen Verteilung, vorhanden ist. Bei diesen Berechnungen hat der Verfasser in zweifelhaften Fällen immer für die Nahrungsproduktion die höchste Ziffer und für die Menschenzahl immer die niedrigste Ziffer angenommen. Die Haustiere zog er mit in Rechnung, sowohl beim Soll wie beim Haben.

Daraus ergiebt sich, dass pro Tag und pro Kopf vorhanden waren:

	Gramm	Eiweiss-stoffe	Fette	Kohlen-hydrate
Brot	274	19,4 Gr.	2,3 Gr.	143,9 Gr.
Mais	115	10,9 „	6,3 „	73,6 „
Reis	87	5 „	2 „	70,9 „
Fleisch*). . . .	137	27,4 „	15 „	0,7 „
Leguminosen . .	49	11,5 „	0,9 „	2,3 „
Kartoffeln . . .	321	4,8 „	2,9 „	6,1 „
Käse	13	3,4 „	4 „	2 „
Butter.	9	0,2 „	7,5 „	— „
	Total:	82,6 Gr.	40,9 Gr.	299,5 Gr.

Hierzu kommt noch ein geringer Betrag an frischen Gemüsen, Obst, Milch und einigen weniger wichtigen Produkten; jedoch nicht so viel, dass das ganze Albumin-

*) Knochen miteinbegriffen.

gehalt bis auf 90 Gramm gesteigert würde; aber auch diese Summe wäre noch ein Hungerquantum, gerade genug, um am Leben zu bleiben, wenn man sehr wenig Arbeit leistet.

Schlagen wir nun in einem beliebigen Lehrbuch der Physiologie nach, wieviel Nahrung ein erwachsener Mann nach physiologischen Erfordernissen pro Tag haben muss, so finden wir folgende Angaben (Landois, 2. Ausgabe, Seite 451). Ein Erwachsener braucht in 24 Stunden:

	in Ruhe (Playfair)	bei mässiger Arbeit (Moleschott)	bei schwerer Arbeit (Playfair)
Eiweissstoffe .	70,87 Gr.	130 Gr.	155,92 Gr.
Fette	28,35 „	84 „	70,87 „
Kohlenhydrate .	340,20 „	404 „	567,50 „

Man sieht, welch' einen bedenklichen Mangel die Berechnung von Girond feststellt. An Eiweissstoffen z. B. fehlt ungefähr $^1/_3$, sogar wenn man nur mässig arbeitet. Wenn man nun auch heutzutage weiss, dass das Vermögen des Menschen, eine Art von Nahrungsstoffen durch eine andere zu ersetzen, grösser ist als man früher annahm — hier ist überall zu wenig. Soweit diese Statistiken zutreffen (und sie sind mit grösster Sorgfalt bearbeitet*), gibt es an Eiweissstoffen nur eben genug, um $^2/_3$ der Bevölkerung bei mässiger Arbeit die physiologisch erforderliche Ration zuzuführen.

Wohl könnte mehr produziert werden, so viel

*) Die angegebenen Zahlen haben die Kritik glänzend bestanden. Elisée Reclus glaubte einen Fehler in den Ziffern entdeckt zu haben, hat aber später öffentlich zugegeben (in Le Libertaire Nr. 50 1904, Rue d'Orsel 15, Paris), dass er sich geirrt habe. Auch vermisste Elisée Reclus unter den Nahrungsmitteln den Maniok und die Bananen, die bei vielen wilden Stämmen die Hauptnahrung darstellen; aber diese Volksstämme sind gar nicht unter den Konsumenten in Betracht gezogen, sie sind überhaupt nicht mitgezählt, da über sie keine Statistiken existieren. Übrigens ist bei dergleichen primitiven Zuständen der Nahrungsvorrat gewöhnlich noch geringer als bei uns. Durch diese Weglassung erscheint also der herrschende Zustand noch in zu günstigem Lichte.

sogar, dass für alle ein Überfluss vorhanden wäre. Aber aus diesen Ziffern geht hervor, dass der Zustand nun einmal tatsächlich nicht so ist; und nur mit den bestehenden Zuständen hat man zu rechnen. Man kann wohl Brot von gestern essen, nicht aber Brot von morgen. Das Märchen von unserer guten Mutter Erde, die Nahrung genug in ihrem Schoss birgt für jedes ihrer Kinder, wenn sie nur ehrlich verteilt wird, hat auch das mit anderen Märchen gemein, dass man es nicht allzu buchstäblich nehmen darf.

Die Erkenntnis, dass diese zu geringe Produktion von Nahrungsmitteln mit der heutigen kapitalistischen Produktionsweise zusammenhängt, ändert nichts an der traurigen Tatsache selbst. Und dass überdies die Verteilung der Produkte eine so unendlich ungleichmässige ist, macht die Sache noch viel schlimmer.

Wenn wir nun Umschau halten im Kreise unserer Erfahrungen: als Arzt, als Unternehmer, Pastor oder Armenpfleger — was sehen wir da? Wir sehen viele, sehr viele, die nicht genug zu essen bekommen. Seht nur die Arbeiter die Fabrik verlassen, seht die Landleute vom Acker heimkommen, gebt Acht auf euer Dienstmädchen: was für ein hageres, bleiches, ärmliches Ding sie war, da sie zu euch ins Haus kam, und was für eine rüstige Magd sie geworden ist, wenn sie euer Haus verlässt, weil sie höher hinauf strebte — vorausgesetzt natürlich, dass die Herrschaft ihr vom Mittagmahl das ihre zuteilte. Seht den Jungen an, der als Lehrling zu einem Meister ins Haus oder als Schüler in ein Pensionat kommt, wo er sich satt essen kann, und beobachtet, ob sein Körpergewicht und zugleich seine Kraft und sein Widerstandsvermögen nicht zunimmt. Es gibt also eine Unzahl von Familien, wo der Mangel in einem Defizit an Nahrung zutage tritt, nicht in einem zu geringen Quantum, um am Leben zu

bleiben, sondern in einem zu geringen nach dem physiologischen Erfordernis.

Sehen wir nun diesem Mangel einerseits ein Übermass von Nahrung andererseits in den reichen Familien gegenüberstehen? Es gibt allerdings reiche Leute, die gelegentlich oder auch gewöhnlich zu viel essen; jedoch bin ich in meiner ärztlichen Praxis einer weit grösseren Anzahl begegnet, die gerade durch ihre Leckerbissen, durch gelegentliches Übermass, durch eine träge, faule Lebensweise, spät Aufstehen, u. s. w. physiologisch betrachtet viel zu wenig assen — namentlich unter den Damen. Die Antwort auf die obengestellte Frage muss demnach entschieden verneinend ausfallen. Man bekommt nicht den Eindruck, dass, was die Armen zu wenig essen, etwa kompensiert würde durch das, was die Reichen zu viel essen; wir sehen vielmehr überall um uns her bestätigt, was Girond's Statistik dartut, dass die Totalproduktion an Nahrungsmitteln zur Zeit ungenügend ist, um die vorhandenen Menschen ausreichend ernähren zu können. Wohl häufen sich Riesenvorräte von Industrieprodukten in den Magazinen auf, wohl werden verzweifelt viel Luxusartikel angefertigt, die eine bedauerliche Summe von Arbeit darstellen; aber die Nahrungsproduktion ist ungenügend im Verhältnis zu der Bevölkerungszahl. Anders ausgedrückt: es gibt zu viele Menschen im Verhältnis zum augenblicklich verfügbaren Nahrungsquantum.

Das Missverhältnis ist aber noch weit grösser, als es die Girond'sche Statistik darstellt. Er vergisst nämlich das schlimmste: er nimmt zwar in seine Statistik diejenigen auf, die verkommen müssen, entweder durch Übermass oder durch Mangel an Nahrung; aber er zieht alle diejenigen nicht in Rechnung, die schon eliminiert sind, die die Minimumgrenze bereits überschritten haben.

Die Sterberate ist, physiologisch gesprochen, noch

immer viel zu hoch, die durchschnittliche Lebensdauer noch immer viel zu niedrig. Und wir finden diese Erscheinung hauptsächlich bei den Armen, mithin nachweislich durch Mangel verursacht, und am allerschlimmsten zeigt sie sich bei den Kindern der Armen, denn das Widerstandsvermögen des Kindes ist das geringste. Von den vielen Statistiken, die dieses dartun, nehme ich nur die von Bertillon. Nach J. Bertillon, Bulletin de l'Institut International de Statistique, lebten von 1000 Personen, die am nämlichen Tage geboren waren:

	von 1000 Reichen:	von 1000 Armen:
nach 5 Jahren	943	655
„ 10 „	938	586
„ 20 „	866	486
„ 30 „	796	408
„ 40 „	695	396
„ 50 „	557	283
„ 60 „	398	172
„ 70 „	235	65
„ 80 „	37	9

Die Hälfte der Kinder ist danach bei den Armen im Alter von 10—20 Jahren, bei den Reichen erst im Alter von 50—60 Jahren gestorben.

Noch deutlicher wird uns, dass diese hohe Sterberate nur die Folge des Missverhältnisses zwischen dem Nahrungsvorrat und der Zahl der Konsumenten ist, durch die Gegenprobe, welche uns gleichfalls die Statistik liefert. Sobald nämlich in den Familien die Zahl der Esser abnimmt, wird für die Übrigbleibenden die Aussicht auf Lebenserhaltung durchschnittlich günstiger. Mit andern Worten: wenn durch eheliche Vorsichtsmassregeln oder andere Umstände die Geburtenziffer etwas herabsinkt, pflegt auch die Sterberate herunterzugehen. Dies geht z. B. hervor aus der Statistik unseres Landes während der letzten 25 Jahre.

Die Angaben sind den Thesen der Dissertation von Dr. K. H. Rombouts aus Harlingen entnommen.

Ordnen wir die Provinzen zunächst nach den abnehmenden Ziffern der Geburten während der letzten 25 Jahre:

Provinzen:	Anzahl der Geburten 1875—1879	pro 1000 Einwohner 1895—1899	Abnahme pro 1000 Einwohner
Nord-Holland . . .	38,4 ‰	30,9 ‰	7,5 ‰
Süd-Holland . . .	42,3 ‰	35 ‰	7,3 ‰
Friesland	34,6 ‰	28,1 ‰	6,5 ‰
Seeland	39,6 ‰	33,6 ‰	6,0 ‰
Groningen	36,4 ‰	30,8 ‰	5,6 ‰
Utrecht	37,5 ‰	34,1 ‰	3,4 ‰
Gelderland	33,3 ‰	32,2 ‰	1,1 ‰
Limburg	33,1 ‰	32,0 ‰	1,1 ‰
Nord-Brabant . . .	33,7 ‰	33,1 ‰	0,6 ‰
Overysel	33,6 ‰	33,3 ‰	0,3 ‰
Drente	34,1 ‰	34,0 ‰	0,1 ‰
im ganzen Königreich	36,9 ‰	32,6 ‰	4,3 ‰

ferner nach der Abnahme der Kindersterblichkeit während der letzten 25 Jahre:

Provinzen:	Kindersterblichkeit im ersten Lebensjahre 1875—1879	1895—1899	Abnahme der Sterblichkeit pro 1000 Kinder.
Süd-Holland . .	258,6 ‰	167,9 ‰	90,7 ‰
Nord-Holland. .	208,6 ‰	143,8 ‰	64,8 ‰
Utrecht. . . .	232,2 ‰	168,3 ‰	63,9 ‰
Seeland. . . .	221,9 ‰	169,2 ‰	52,7 ‰
Friesland . . .	140,6 ‰	98,3 ‰	42,3 ‰
Groningen . . .	150,8 ‰	116,2 ‰	34,6 ‰
Overysel . . .	145,0 ‰	131,2 ‰	13,8 ‰
Drente	122,6 ‰	112,7 ‰	9,9 ‰
Gelderland . .	150,7 ‰	142,9 ‰	7,8 ‰
Nord-Brabant .	206,1 ‰	199,7 ‰	6,4 ‰
Limburg . . .	157,3 ‰	171,8 ‰	—14,5 ‰ (Zunahme)
im ganzen Reich	197,0 ‰	153,6 ‰	43,3 ‰

— — so sehen wir, dass in Holland, ebenso wie in den meisten Kulturländern, der Abnahme der Geburtsrate eine Abnahme der Kindersterblichkeitsrate entspricht. Geradezu enorm sind die beiden Abnahmen in Nord- und Süd-Holland, wo sich die grössten Städte befinden und wo seit 1881 der Neumalthusianerbund (erst zehn Jahre lang in Amsterdam, später im Haag und in Rotterdam) seinen Hauptsitz hatte und hauptsächlich die einschlägigen Kenntnisse verbreitete. Die fünf Provinzen aber, die in der ersten Tafel unten stehen, stehen auch in der zweiten unten. Es sind diejenigen Provinzen, wo noch Heideland zu kultivieren ist, wo der Zuwachs an Ackerland also noch einigermassen mit dem Bevölkerungszuwachs Schritt halten kann.

Wie viel grösser wäre heutzutage noch das Missverhältnis zwischen der Menschenzahl und den Nahrungsmitteln, wenn nicht schon während der letzten 25 Jahre in allen Kulturländern die Präventivmittel mehr und mehr Anwendung gefunden hätten, wie es schon die Geburtsstatistiken, auch die hier angeführten Zahlen, vermuten lassen, und wie es die Erfahrung über allen Zweifel stellt.

Das aber ist es, was uns Mut für die Zukunft gibt. Und wer weiss, ob nicht einst die Zeit kommen wird, wo das Nahrungsdefizit ganz und gar verschwindet?

XXXIV.

Die wirtschaftliche Evolution. Der Arbeiter.

Welche Stellung nimmt nun die willkürliche Beschränkung der Kinderzahl in der modernen National-

ökonomie ein? Bedeutet das Prinzip der willkürlichen Einschränkung der Menschenzahl hier einen Fortschritt oder einen Rückschritt, oder ist die Erscheinung als gleichgültig anzusehen?

Eine banale Weisheit gefällt sich zuweilen in folgender Behauptung: „Die Frage ist äusserst einfach, du begreifst doch wohl: je weniger Menschen es gibt, desto mehr haben die Übrigbleibenden zu essen, um so besser wird ihre gesellschaftliche Stellung!“ Es wird die willkürliche Anzahlbeschränkung als eine Beseitigung der Armut hingestellt, als ein Allheilmittel für alle Übel der Gesellschaft. Hungersnot, Krankheit, Krieg u. s. w. wären demnach nichts anderes als die Begleiterscheinungen des einen Übels, des allzustarken Bevölkerungszuwachses.

So ganz einfach liegt die Sache aber doch nicht; denn, wenn auch das Missverhältnis zwischen dem Nahrungsvorrat und der Zahl der zu Ernährenden ursprünglich jedenfalls eine der tiefsten Ursachen des menschlichen Elends gewesen ist und Mangel, Selbstsucht und Herrschsucht hervorgerufen hat, so beweist dies noch gar nicht, dass mit der Beseitigung dieser Ursache nun auch gleich die Folgen verschwinden würden. Es gibt auch ausserdem noch recht viele primäre Ursachen des Leides, Unglücksfälle, feindliche Naturkräfte, Trägheit, Überanstrengung, Krankheit und Tod. Sie alle können ihre verhängnisvolle Wirkung ausüben, auch beim grössten Überfluss an Existenzmitteln und bei der möglichst geringen Zahl der Konsumenten.

Auch wird das Prinzip der Ausbeutung weder durch eine grosse noch durch eine geringe Anzahl schwinden; denn einerseits ist eine kleinere Volksmasse oft noch leichter zu unterdrücken als eine grössere, andererseits kann eine übergrosse Masse von schlecht Ausgerüsteten zwar zerstörende Revolutionen anrichten,

aber die Kraft zu einer Neuordnung der Gesellschaft fehlt ihr. Dazu ist mehr vonnöten, vor allen Dingen eine zielbewusste Arbeiterbewegung, und dabei gibt nicht die Quantität sondern die Qualität den Ausschlag.

Im Gegensatz zu dieser Überschätzung, und vielleicht gerade durch sie veranlasst, begeht man noch viel öfter den entgegengesetzten Fehler, indem man die Anzahl der Geburten als ein gleichgültiges Moment für die wirtschaftliche Revolution betrachtet. U. zw. tun das oft gerade die radikalsten Reformatoren. Während sie den Kapitalismus bekämpfen, haben sie weder Auge noch Ohr für andere Lebensmomente.*) Sie erfüllen dadurch aber ihre Aufgabe nur zur Hälfte und sehen nicht ein, dass sie dabei — wenn auch in umgekehrtem Sinn — denselben logischen Fehler begehen, wie manche kapitalistischen Malthusianer und Neumalthusianer, indem diese über der Wichtigkeit der Anzahlbeschränkung die Forderung des Rechtes für alle vergessen. Diese sozialen Reformatoren scheinen zu glauben, dass es bei einer andern Produktionsweise, wenn einmal für jeden Anwesenden Platz am Lebenstische sein wird, gleichgültig wäre, wie viele Tischgenossen er hat. Mir will aber scheinen, dass in jener Zukunft die Anzahlfrage erst recht in Betracht kommen wird, ja dass die Verwirklichung dieses Ideals sogar erst dann möglich und durchführbar sein wird, wenn wir nicht mehr wie bisher fortfahren, die Menschenzahl so töricht-ruchlos zu vermehren.

*) Die kapitalistische Produktion beutet die menschliche Fruchtbarkeit auf ihre Weise aus, sowie früher der Feudalismus und die Sklaverei es taten und wie schon in den ältesten historischen Zeiten die Fruchtbarkeit der Haustiere von den Nomadenvölkern ausgebeutet wurde. Der Kapitalismus aber erzeugt die Fruchtbarkeit nicht; sie ist ein Phänomen, das ebensogut die allgemeine Aufmerksamkeit verdient wie die Nahrungs- und Lebensmittelproduktion.

Noch schlimmer steht es um diejenigen, die heute noch tatsächlich die Leiter und Führer der modernen Industrie sind. Sie versuchen einerseits durch Trusts und andere grosse Syndikate die Warenproduktion zu beschränken und sehen andererseits als Schiffsrheder oder als Fabrikanten eine grosse Überproduktion von Menschen nicht ungern, weil die Reichen ihre Abnehmer, die Armen aber wohlfeile Arbeitskräfte sind. Sie vergessen dabei nur allzu leicht, dass es eine gewisse Grenze gibt, die auch ihnen nicht gleichgültig bleiben dürfte. Wird diese Grenze überschritten, so entstehen auch für sie Bedenken; denn wenn zu viele Menschen arbeitslos und in Verzweiflung sind, so ist schliesslich kein Reicher mehr seines Lebens sicher. Eine gewisse Beschränkung ist daher auch für die herrschende Klasse erwünscht. Das galt niemals so wie gerade jetzt. Sieht man denn nicht, dass die Forderungen der Zeit ganz andere geworden sind?

Früher brauchte man hunderte von Sklaven, um ein Schiff über's Meer zu rudern. Für die einförmige, schwere Arbeit waren sogar noch im Mittelalter hunderte von armen Leuten unerlässlich. In einer stets wachsenden Zahl von Betrieben tut jetzt die Maschine alle einförmige und schwere Arbeit; ja die elektrischen und automatischen Maschinen gehen noch viel weiter und erfordern schliesslich nur noch eine vernünftige Kontrolle und Bedienung. Die Scharen von ungelernten Proletariern, die früher ein unentbehrliches Glied in der gesellschaftlichen Kette bildeten, werden immer mehr zu einem unnützen Überbleibsel einer überwundenen Kultur, zu einer unerträglichen Last, zu einer Gefahr.

Wenn man sich das vorstellt, wird man den Wert der Beschränkung der Kinderzahl schon eher einsehen. Und noch manches andere wird man besser einsehen

lernen. Man wird u. a. die Notwendigkeit der Arbeiterbewegung erkennen, das Bestreben der Arbeiter, nicht länger eine Herde von Lasttieren zu sein, sich zu organisieren, ihre Arbeitsbedingungen selbst zu regeln, und im Streben nach dem physiologischen Optimum nach und nach auch selbst die Produktion in die Hand zu nehmen.

Dass dabei die Regulierung der Arbeiterzahl ein wichtiges Moment bildet, liegt auf der Hand, wie es denn auch in gutorganisierten Betrieben, z. B. in der Diamantindustrie, schon von den kämpfenden Arbeitern erkannt wird. Eine Beschränkung der Lehrlingszahl bildet schon einen Punkt ihres Programms. Aber auch schon lange, ehe diese Erkenntnis sich Bahn gebrochen hatte, musste es jedem ohneweiters klar sein, dass nicht diejenigen Arbeiter, die die grössten Familien haben, die besten Stützen der Arbeiterbewegung bilden, sondern dass gerade diese oft die Bewegung in verhängnisvoller Weise hemmen, weil sie die gegebenen Arbeitsbedingungen ohne Wahl hinnehmen müssen. Und bei einem Streik, wo es gilt, längere Zeit standzuhalten, sind sie meist die ersten, die sich auf Gnade oder Ungnade ergeben.

Die Kinder, die solchen zahlreichen Familien entsprossen sind, werden meistens auch mit zu wenig Sorgfalt erzogen, als das sie eine andere als eine Massenwirkung im Kampf ausüben könnten; und wir haben ja oben gesehen, dass die Gewalt der Massen immer mehr der Macht der Intelligenz weichen muss.

XXXV.

Die wirtschaftliche Evolution. Die Arbeiterin.

Dies alles gilt nicht nur für den Arbeiter, sondern in noch höherem Masse für die Arbeiterin, da deren Leben noch direkter von der Sorge für die Kinder beherrscht wird. Ihre wirtschaftliche Lage hängt ganz und gar von der Frage ab: ob sie passiv und machtlos der Eventualität einer Schwangerschaft gegenübersteht, oder ob sie dies für sie ausschlaggebende Moment zu beherrschen imstande ist. Nicht jeder Gatte ist geneigt, seine Frau in genügender Weise vor unerwünschter Schwangerschaft zu bewahren. Es berührt aber gerade den Kernpunkt der heutigen Frauenfrage, dass zum erstenmal, solange sich die Erde dreht — die Frau selbst ihr Veto geltend machen kann, wenn der Mann sie gegen ihren Willen einer Schwangerschaft aussetzt. Mit der früheren Machtlosigkeit, die von Sitte und Gesetz immer aufs neue bekräftigt und sanktioniert wurde, ist es jetzt ein für allemal zu Ende! Das „mit Schmerzen sollst du Kinder gebären" war der Fluch der Sünde. Nun aber kann die Frau sagen: „ich will sie nicht gebären, wenn ich es nicht für nützlich und wünschenswert erachte." Ist die Schlange ihr zum Fluch geworden, die Humanität hat sie von diesem Fluch erlöst, die Wissenschaft und die Humanität von Dr. Mensinga und manchen andern. Auch auf wirtschaftlichem Gebiete will die Frau nicht länger die doppelte Sklavin des Unternehmers und des Gatten sein, vereint werden vielmehr Mann und Frau wirken und kämpfen für bessere Existenzbedingungen. Dann wird auch die Frau nicht länger für geringeren Lohn

arbeiten müssen als der Mann, ein Missverhältnis, das heutzutage noch aufrecht erhalten wird durch den sogenannten gesetzlichen „Schutz“ der Frau und durch den Nebenverdienst der Prostitution. Sie wird auch für sich die volle Arbeitszeit und den vollen Arbeitslohn fordern und wird nicht länger in den unsaubern Wettbewerb mit dem Mann treten. Statt ein schwerer Hemmschuh in der Arbeiterbewegung, wird die Frau dann eine Schicksalsgenossin und Mitkämpferin sein, und wir wissen es ja: wenn Brünhilde mit in den Kampf zieht, wird er mit verdoppelter Kraft geführt.

„Dann wird die Menschheit aber erst recht aus dem Paradiese verbannt sein“ sagt mancher, dessen Ideale rückwärts liegen, „alle Poesie wird dahin sein. Die zarte Gattin, die schmachtend zu ihrem Gatten emporblickt, Efeu und Eichbaum, die Madonna des Mittelalters — alles, alles wird verschwinden!“ Ja freilich, diese kränklichen Ideale werden für immer verloren sein; aber es geht euch, die ihr so sprecht, wie dem Maler, der es bedauert, dass die Grashütte der Heide dem Haus aus Backstein den Platz räumen musste, das doch so viel behaglicher für die Bewohner ist, als jene Kaninchenhöhle halb unter der Erde.

Wer es wirklich gut meint mit seinen Mitmenschen, wer eigene Vorrechte gern preisgibt, wenn das Wohl der Gesamtheit es erheischt, wer nicht fühllos dem Leid der Sklaverei gegenübersteht — der wird mit Freuden die Zeichen der Zeit gewahren. Und das Neue lässt sich ja auch gar nicht abwehren, so sehr man darüber seufzt! Die bessere Kenntnis der Natur, auch des menschlichen Körpers und seiner Geschlechtsfunktionen, ist nun einmal nicht aufzuhalten; und am Ende hat man immer noch erlebt, dass diejenigen, die für Freiheit und Wissenschaft kämpften, wohl verketzert wurden, so lange sie lebten, dass sie aber später als die grössten

Wohltäter der Menschheit anerkannt wurden. Dies ergab sich mit Sicherheit aus den Folgen.

„Aber wird die Frau nicht ihren weiblichen Beruf vernachlässigen?“ fragt mancher kopfschüttelnd, als sähe er schon das Aussterben der Menschheit statt der Veredelung der Rasse herannahen. „Es wird ein Streik der Liebe, der Untergang der Mutterschaft werden.“ Ihr guten Leute, lasst die Frequenz der Mutterschaft nur unbesorgt noch ein wenig heruntergehen; umsomehr Gelegenheit wird jeder Frau, die sich Kinder wünscht, geboten sein, ihr Ideal zu erfüllen.

Wenn die Gesamtheit auch nur einigermassen die Opferwilligkeit der Frau beim Schaffen neuen Lebens zu schätzen wüsste, so würde sie sich sehr viel mehr, als es geschieht, geneigt zeigen, statt abgeschmackter Schmeicheleien der Frau wirkliche Hülfe zu bieten. In allererster Linie würde man danach trachten, den traditionellen Wochenbettleiden durch Beförderung hygienischer Lebensweise beim Mädchen und bei der Frau vorzubeugen. Was wird aber heutzutage getan, um diese Funktion zu einer rein physiologischen zu machen? Hat man das lange Sitzen der Kinder abgeschafft? oder die sogenannte „weibliche“ Taille in Misskredit erklärt? Hält man auf natürliche Lebensweise? Auf diesem Gebiete ist nicht weniger als alles zu tun übrig.

Je mehr aber die Frau aufhört, in wirtschaftlichem Sinne Sklavin zu sein, umsomehr wird sie selber wissen, was sie zu tun hat. Und umgekehrt, sobald die Frau, ihrer Würde bewusst, sich weigern wird, das Sklavenjoch ihres Geschlechts länger gegen ihren Willen zu schleppen, wird auch aller Grund für ihre wirtschaftliche Unterjochung verschwunden sein. Dann erst wird die Frau aufhören, „schwach“ zu sein.

In der Evolution der Menschheit ist die Befreiung der Frau ein ungeheurer Fortschritt. Drückte ehedem

die Mutter jeder neuen Generation in den ersten Jahren zarter Entwickelung den Stempel ihrer Sklavennatur, ihrer Einfalt, ihres Aberglaubens auf, sodass jede heranwachsende Generation sich immer von Neuem erst von dem altmodischen Kram befreien musste, — so wird künftig die willkürlich, hygienisch und zu gelegener Zeit ins Leben gerufene schon von dem Standpunkt ausgehen können, auf dem das vorige Geschlecht in seinem Fortschritt angekommen war und hinter dem auch die Frau nicht mehr zurückstehen wird. Die Entwickelung wird also eine fortwährend steigende Kurve, nicht mehr eine ewige Zickzacklinie des menschlichen Fortschritts darstellen.

Die Erfahrung hat es von jeher gelehrt: wenn einmal ein Kind ausnahmsweise eine hochstehende Mutter hatte, so war der Erfolg gewöhnlich ein glänzender. Die meisten ausgezeichneten Menschen waren Kinder von unverhältnismässig hochstehenden Müttern. Wenn also künftig bei sämtlichen Frauen das Kulturniveau, die Freiheit und die Entwickelung steigt, welch' einen glänzenden Erfolg können wir davon erwarten!

XXXVI.

Das Jahrhundert des Kindes.

Mit einem gewissem Stolz nennt man unsere Zeit häufig „das Jahrhundert des Kindes", weil tatsächlich viel für die Kinder getan wird und weil man dabei auch mehr als früher das Kind zu verstehen sucht. Es gibt denn auch Kinder, die mit der zartesten Sorge umgeben, die bei der Geburt mit offenen Armen empfangen werden und schon lange vorher der Gegen-

stand der umfassendsten Fürsorge waren; die in den ersten Lebensmonaten in wohltuend gedämpftem Lichte aufwachsen, die nie durch unharmonische Geräusche erschreckt werden. Sie werden nie zu rasch aufgehoben, nicht unerwartet angesprochen, und sie gelangen dadurch zu jener ungetrübten, freundlichen Zufriedenheit, die sich nie ganz verwischen lässt. Auch später sehen sie nur Ordnung und Gesittung um sich her, haben daneben aber jeden vernünftigen Spielraum zu freier Bewegung. Sie dürfen „alle viere von sich strecken“ und unbeengt von zu knapp anliegender Bekleidung die Muskeln nach Herzenslust in frohem Spiel üben und kräftigen.

Aber die grosse, grosse Mehrheit der Kinder? Sie sind in Sorge und Not empfangen und geboren. Als sie zur Welt kamen, sahen sie auch wohlgenährt und rosig aus, auch ihre Haut war zart wie die eines Pfirsichs. Aber seht sie jetzt auf der Strasse, in der Schule, in der Werkstatt: welch eine Umgebung, welch eine Erziehung! Und meist ist es noch ein Glück, wenn sie nicht daheim sind, denn da ist ihre Umgebung, wenn möglich, noch trauriger, noch verwahrloster, noch mehr ein Hohn auf alle Hygiene. Das nennt man das Jahrhundert des Kindes!

Wir wissen es wohl: wir können die Erwachsenen nicht mehr gesund, nicht mehr glücklich machen. Sie sind durch ihr hartes Schicksal selbst verhärtet. Aber beim Kinde sind Körper und Seele noch wachsweich. Wir wissen genau, dass alle guten und alle bösen Eindrücke darin haften bleiben; wir wissen, dass alles noch zum Guten gewendet werden könnte — und wir tun es nicht. Nicht nur des Kindes wegen, sondern auch der Gesamtheit wegen sollten wir es aber tun. Tag für Tag, auch heute noch, werden Kinder geboren, denen nicht die erforderliche Sorge zu Teil wird, auch nicht die allernotwendigste. Und doch haben sie nichts Böses

getan, und sie haben sich das Leben nicht erbeten. Welch eine Verantwortung für uns alle!

Wenn man nun, ausser Stande, diesem Übel selbst abzuhelfen, die Nächstbeteiligsten, die Eltern, auf ihre Verantwortlichkeit aufmerksam macht, so wird man als Sittenverderber gebrandmarkt, weil man es wagt, gegen die schlechten Sitten und die schlechten Gewohnheiten aufzutreten. Haben wir das doch sogar auf einem Kongress für Kinderschutz im Jahr 1904 in Holland erlebt, aus zarter Rücksicht auf die Klerikalen, damit ihnen kein Ärgernis gegeben werde. Denn die Kirche hat auch bei uns das Monopol der Sittlichkeit; die Kirche, die sich immer in ihrer Eigenliebe gekränkt und in ihrem Ansehen geschädigt fühlt, wenn andere etwas sagen oder tun, was sie selbst schon längst hätte sagen oder tun sollen. Davon wäre manches Liedchen zu singen: die ersten Kämpfer gegen die Sklaverei, die ersten Missionsgesellschaften, die Heilsarmee, die ersten Alkoholgegner, die ersten Reformatoren in der Armenpflege, die ersten Vertheidiger der Emanzipation der Frau — sie alle wurden seinerzeit von der Kirche mit misstrauischen, feindlichen Blicken betrachtet, und zwar nicht ohne Grund. Erst wenn die Neuerung nicht mehr aufzuhalten war, wenn sie anfing, schon gewissermassen von der Tradition sanktioniert zu werden — dann hiess es plötzlich, dass einem oder dem anderen Sohn der Kirche die Neuerung zu danken sei. Sei's darum — Ehre, wem Ehre gebührt! Einerlei, ob zur „höheren Ehre Gottes“ — wenn nur auch alles zum Glücke der Menschheit, im Streben nach dem physiologischem Optimum geschieht!

Das Jahrhundert des Kindes wird erst dann anbrechen, wenn nicht nur die Eltern, sondern auch die Gesamtheit von dem Bewusstsein durchdrungen ist, dass Kinder das kostbarste, das herrlichste Gut sind. Dann

erst wird die ganze Menschenrasse kräftig und glücklich werden können. Wenn man aber durchaus eigennützige Beweggründe dazu nötig hat — wohlan: die Mühe mit den Kindern wird reichlich belohnt werden, denn man wird später die Erwachsenen mehr als jetzt sich selbst überlassen können.

Anfangs Erziehung in strenger Zucht; später, je mehr sie heranwachsen, desto mehr individuelle Freiheit. Die Phylogenese ist die Ontogenese: das Kind hat die Entwickelungsreihe noch nicht durchlaufen. Nach der Entwickelungsstufe des einzelligen Wesens, der Fischkiemenbogen, des Amphibiums im Mutterleibe dauert noch lange Zeit nach der Geburt die Hunde- oder Affenstufe fort. Da muss zuweilen die Peitsche, will sagen Ernst und Strenge angewandt werden. Sie ist besser als Affenliebe und auf die Dauer auch angenehmer für das Kind; wie denn auch der Hund den strengen Herrn am meisten liebt.

Das Jahrhundert des Kindes! Überall, in Städten und Dörfern, züchten wir eine Rasse von Wilden und Halbwilden — inmitten der verfeinertsten Kultur und des gepriesenen, selbstzufriedenen „höheren“ Menschentums!

Solange die vorhandenen Kinder und diejenigen, die heute oder morgen geboren werden, so sehr vernachlässigt und in körperlicher wie in geistiger Hinsicht gemisshandelt werden — erzeugt doch um Gotteswillen nicht immer wieder neue Kinder dazu! Habt ihr doch auf den Schulen nicht Raum genug, um ihnen allen auch nur eine karge Portion geistiger Nahrung zuzuführen, und der hungrige Magen des Schulkindes bittet vergebens um Brot. Immer aber kommen noch neue Kinder hinzu!

Man fügt den Kindern ein schreiendes Unrecht zu, wenn man ihnen so das Leben gibt, wie es heutzutage vielfach geschieht. Und es wird keine Besserung

geben, ehe nicht das öffentliche Gewissen, wo es noch schläft, geweckt wird, und zwar geweckt auf rücksichtslose, gewaltsame Weise, damit die Eltern endlich einsehen, welchen Frevel sie begehen, wenn sie unbedacht ein Kind in die Welt setzen. Es muss gesagt und von den Dächern gepredigt werden, und sollte auch die ganze Welt sich daran ärgern!

Das kleine Kind kann nicht sprechen, noch weniger der Keim vor der Befruchtung, wir müssen seine Sache führen. Alle eigennützigen Motive und Erwägungen in dieser Schrift und in hundert andern Schriften von hundert andern Verfassern, sie bedeuten alle nichts gegenüber dem Kinde selbst. Und ihm gegenüber gilt nur die Frage: hat ein zu erzeugendes Kind Aussicht auf genügende Bildung? Wird es glücklich sein können? Wird es nicht allzuweit vom physiologischen Optimum entfernt bleiben?

Vorläufig wird die Zahl der Kinder um ein sehr Beträchtliches sinken müssen, ehe der Wert dieses Kleinods so steigt, dass die Gesamtheit zur Erkenntnis ihrer Pflicht gelangt. Aber wenn einst die Zeit kommen wird, wo das Kind nicht mehr zufällig entsteht, wie etwa das Gras zwischen dem Strassenpflaster, wo es sorgsam als ein erlesenes Gewächs gezüchtet wird, — welch eine frohe Jugend wird es dann haben, wie wohlbehütet wird es aufwachsen, nicht Gras sondern Korn. Nicht Treibhauspflanzen, aber auch nicht jenem billigem Samen wird unsere Nachkommenschaft gleichen, den der Gärtner erst verschwenderisch aussäete, um dann von dem Überfluss der jungen Triebe nur wenige Exemplare stehen zu lassen. Dann wird man auch mehr auf Erziehung und Unterricht verwenden müssen*),

*) Wie man damit schon in Frankreich in einigen Orten anfängt, u. a. seit zehn Jahren in Villiers-le-Duc für Kinder unter einem Jahr (Siehe die Kommunale Praxis vom 15. März 1905) und seit 26. April 1905 auch in Huddersfield bei Manchester (Siehe the Daily Chronicle vom 27. April 1905).

in den Säuglingsjahren so gut wie später, vor allem aber im Elementarunterricht; denn der ist im Grunde der wichtigste, er stellt die höchste pädagogische Aufgabe.

Man wird dann auch bessere Erziehungsmethoden finden. Und nicht nur die Eltern und die Berufslehrer werden sicht daran beteiligen, jeder Kinderfreund wird gelegentlich dabei mithelfen, beim Spiel wie beim Unterricht. Und nicht nur in den vier Wänden des Schulzimmers werden nützliche Kenntnisse gesammelt werden, des Schulzimmers, das so oft nur ein Überbleibsel des Klosters ist, wo pedantische Knaben und gezierte Mädchen gebildet werden; auch in Wald und Feld, auf der Heide, im Sande, am Wasser und während des Sommers im Wasser. Durch Anschauung und Übung werden sie die einfachsten Handgriffe jedes Handwerks, später in der Werkstätte ein Gewerbe richtig lernen, im fremden Lande die fremde Sprache und fremde gewerbliche Betriebe. Und überall wird das Kind mit offenen Armen empfangen werden, in gegenseitiger Hülfsbereitschaft. Sind wir denn nicht alle an allen Kindern interessiert? (Schon wieder ein eigennütziger Beweggrund!) Oder soll ein Kind uns deshalb weniger teuer sein, weil wir es nicht selbst gezeugt haben?

Das Jahrhundert des Kindes muss erst noch kommen!

XXXVII.

Darf man den Gebrauch der Präventivmittel ein notwendiges Übel nennen?

Mancher findet die Präventivmittel unter den gegebenen Umständen zwar notwendig und nützlich, ge-

braucht sie aber als ein notwendiges Übel, d. h. unter Protest gegen die herrschenden Zustände, die im Augenblick so etwas nötig machen.

Es ist ein grosser Vorteil, im Vergleich mit früheren Zeiten, dass man jetzt der Schwangerschaft nach Wunsch beinahe mit Gewissheit vorbeugen kann. Denken wir nur, wie mühsam man in früheren Zeiten nach Mitteln suchte, und mit wie geringem Erfolg, so geringem, dass die alten Mittel uns jetzt so gut wie wertlos erscheinen. Welch' eine Unmenge von Kräutern und Getränken musste man regelmässig oder zeitweilig schlucken, und mit wie geringem Erfolg! *) Stellen wir nun diesem Kram unsere mechanischen Mittel an die Seite — welch hoher Grad von Sicherheit, wie wenig Kosten, wie wenig Umstände! Mit etwas Anleitung und etwas Übung gelangt man schon sehr bald zu verhältnismässigem Geschick in der Anwendung. Allerdings wäre es noch bequemer, wenn die Natur es schon so eingerichtet hätte, dass die Eltern durch das blosse Aussprechen eines Wunsches oder eines Zauberspruchs, durch ein „Sesam, öffne dich" oder „Sesam, schliesse dich" die Folgen in ihrer Macht hätten; aber so geht es nun einmal nicht in der Welt.

Ein Übel kann man aber den Gebrauch der Mittel auf keinen Fall nennen. Und dass man das Recht hätte, die Gesellschaft anzuklagen, in der solche Mittel nötig sein können, scheint mir im Prinzip durchaus falsch.

Versetzen wir uns einen Augenblick in Gedanken in eine Ideal-Gesellschaft, der nur der Spruch „Sesam, tue dich auf" noch fehlt. Beschränkung der Kinder-

*) Siehe die epochemachende Arbeit von Dr. Felix Freiherrn von Oefele: Anticonceptionelle Arzneistoffe, ein Beitrag zur Frage des Malthusianismus in alter und neuer Zeit, veröffentlicht in „Die Heilkunde", Monatsschrift für praktische Medizin, Wien 1898. Red. Dr. Julius Weiss; Admin. Wien I., Schulerstrasse 18.

zahl wird dann gar nicht mehr nötig sein, meint ihr; jeder wird frei produzieren können, und wird dann auch verlangen, nützliche Dinge, und nicht nur zum Verkauf an die Reichen, zu produzieren. „Mehr Menschen" wird dann gleichbedeutend sein mit „mehr Nahrung." Produziert doch jeder Mensch mehr als er braucht; es wird also ein stets wachsender Vorrat von „Mehrwert" entstehen, nur mit dem Unterschied, dass er dann der Gesamtheit zu Gute kommen und nicht in der Tasche der Dividendensauger verschwinden wird. Je mehr Menschen es geben wird, um so grösser wird also der Überfluss sein und um so kürzer die Tagesarbeit.

Nun, etwas „Mehrwert" wird wohl auch dann der Gesellschaft not tun für die Erziehung der Kinder und die Pflege der Alten, der Kranken, der Schwachen, die nicht produzieren. Die Gelehrten und Beamten produzieren auch nicht direkt und wissen doch den direkten Weg zum Munde sehr wohl zu finden. Eine Bevölkerungszunahme wird wohl auch dann an sich kein reiner Gewinn sein.

Aber bleiben wir bei den Kranken und Schwachen. Kinder von ihnen wird man wohl auch in jenen Zeiten nicht züchten wollen; auch nicht von zu jungen und von zu alten Personen. Man wird auch keine Kinder zeugen wollen, wenn man im Begriff ist, über den Ozean zu reisen oder eine andere mühevolle Reise zu unternehmen. Auch nicht, wenn die Frau es nicht wünscht oder schon viele Kinder hat und vorläufig nicht nach mehreren verlangt. Kurz, es kann auch dann noch 1001 Umstände geben, unter denen nur die eine Funktion, die geschlechtliche Befriedigung gesucht wird, und die andere, die Befruchtung, wenigstens vorläufig noch hinausgeschoben werden muss.

Noch bedeutungsvoller erscheint die Tatsache, dass man in Zukunft noch viel wählerischer bei der Er-

zeugung von Kindern sein wird. Es kann z. B. vorkommen, dass ein Mann und eine Frau sehr glücklich miteinander leben, dass aber die aus ihrer Vereinigung hervorgegangenen Kinder keine glückliche Kombination zeigen. Wie oft kommt es vor, dass z. B. schöne Eltern nur hässliche, begabte Eltern dumme, gute Eltern schlechte Kinder haben. Wir lassen dabei ganz dahingestellt, inwieweit dieses Resultat auf Einflüsse vor oder nach der Befruchtung zurückzuführen ist; die fatale Konjunktur kann aber eine dauernde sein. In allen solchen Fällen wird man wohl Präventivmittel, nicht aber mehr Kinder wünschen.

Die Präventivmittel werden umso sicherer einen Ehrenplatz im Heiligtum der ehelichen Liebe einnehmen, je höher der Mensch steht und je grössere Anforderungen er an sich selbst stellt, vor allem aber je mehr Herz er für seine Kinder hat.

Dann wird man sich vom Geschlechtsverkehr wohl gänzlich enthalten, sagt ihr vielleicht, man wird in Zukunft geistig so hoch stehen, dass selbst jahrelange Enthaltsamkeit ein Leichtes sein wird. — Gewiss wird sich enthalten, wer dieses vorzieht; man wird nur eben Enthaltsamkeit auch in jener glücklicheren Zeit nicht immer vorziehen. Am Schluss seines bekannten Werkes über die „Frau“ sagt Bebel folgende beherzigenswerten Worte: „In allen bisherigen Perioden handelte die Menschheit hinsichtlich der Produktion und Verteilung, sowie der Bevölkerungsvermehrung ohne Kenntnis ihrer Gesetze, mithin unbewusst; in der neuen Gesellschaftsordnung aber wird sie mit der Kenntnis aller Gesetze bewusst und systematisch handeln.“

Viele werden sich Kinder wünschen, viele werden der Enthaltsamkeit, andere werden andern Mitteln den Vorzug geben. Und so wie jetzt zeitweilige Enthaltsamkeit oft angewendet wird, um den Reiz des Genusses

künstlich zu erhöhen, so wird es dann auch Präventivmittel geben, die auf verschiedene Weise den Geschlechtsgenuss erhöhen. Aber auf diesem Wege würden wir uns zu weit in Einzelheiten verirren. Und Genuss ist ja Sünde, nicht wahr? Und ich höre schon das Anathema: „Habemus reum confidentem. Seht ihr wohl, dass hier nur das Evangelium der Wollust gepredigt wird! Die Frau wird zur Wollustmaschine für den Mann, der Mann für die Frau."

Augenblicklich aber war nur die Rede davon, ob man das notwendige Übel so sehr beklagen darf. Und ob man nicht auch diese Hülfsmittel freudig begrüssen soll.

Je höher die Menschheit in der Entwickelung ihres Sympathiegefühls steigen wird, desto mehr wird man auch die Tätigkeit der Organe beachten, die im körperlichen und dadurch auch im Geistesleben die eigentlichen Sympathieorgane sind, während man sie bisher stets lediglich als Fortpflanzungsorgane betrachtete, lediglich die möglicherweise eintretenden materiellen Folgen ins Auge fasste. Diese Organe sind von entscheidendem Einfluss nicht nur für die Nachkommenschaft, sondern für das Familienleben an sich. Die Wissenschaft nennt sie dementsprechend auch Kopulationsorgane, nicht bloss Fortpflanzungsorgane.

Aber die Sympathien und Antipathien, die von dieser Sphäre ausgehen, ziehen noch viel weitere Kreise. Sie beherrschen einen grossen Teil unseres Gemütslebens. Sie verleihen dem Jüngling ritterliche Hingebung, dem Mädchen Anmut, dem Verkehr einen eigentümlichen Reiz. Sie sind die mächtigsten Erziehungsmittel zur allgemeinen Humanität. Und die damit zusammenhängenden Einzelheiten sind nicht unrein, nicht schmutzig, nicht erniedrigend, nicht anstössig, wenn wirkliche Sympathie dabei vorherrscht. Die

kleinen, dabei nötigen Hülfsmittel sind oft ebenso unerlässlich wie die Details bei einem freundschaftlichen Mahl, die freilich auch zuweilen die Freude beeinträchtigen und der Hausfrau Sorgen, Not und Mühe verursachen können. Aber da spricht man auch nicht von einem notwendigen Übel, sondern nimmt das Gebotene dankbar an.

XXXVIII.

Kirche und Staat.

Wenn man mit Andern zusammen arbeitet, sagen wir in einem Verein, so fühlt man meist sehr deutlich heraus, dass dem Verein besser mit der Qualität als mit der Quantität seiner Mitglieder gedient ist. Am liebsten hat man dabei mit wohlerzogenen, umgänglichen Leuten zu tun, und so sehr man auch für den Verein als solchen schwärmen mag, man wird doch nicht vergessen, dass er nur Mittel ist und nicht Zweck. Sollte der Zweck es erfordern, würde man den Verein ohneweiters mit einem Schwesterverein verschmelzen oder ihn nötigenfalls in verschiedene Zweigvereine sich auflösen lassen.

Es gibt nun aber zwei uralte Institutionen, die einen von dieser Regel abweichenden Charakter haben, Institutionen, zu denen man die Zugehörigkeit gewöhnlich nicht aus freier Wahl erwirbt. Zum Teil dadurch und zum Teil durch ihr hohes Alter mag es kommen, dass bei ihnen Zweck und Mittel nicht richtig auseinander gehalten werden. Kirche und Staat — beide erscheinen in unserem Bewusstsein nur zu häufig als Zweck, was doch nur in poetischem Sinne richtig sein könnte.

Zunächst die Kirche. In der Theorie steht in allen bekannten Religionen: Buddhismus, Judentum, Christentum und Islam, die gegenseitige Hülfeleistung stark im Vordergrund. Die Frau und das Kind werden hochgehalten, das häusliche Glück wird über alles geschätzt, liebevolle Rücksichtnahme in jeder Hinsicht zur Pflicht gemacht. Man müsste also eigentlich annehmen, dass bei solchen Gedankengängen und aus solcher Gemütsstimmung heraus die willkürliche Regelung der Kinderzahl mit Freuden begrüsst werden müsste.

Daneben aber kommen leider auch andere Momente in Frage, durch die diese natürliche Voraussetzung hinfällig wird. Dies ergebene Abwarten, was eine transcendentale Macht über den Menschen verfügt, kann zur Ursache werden, dass jede Initiative, jeder individuelle Versuch zur Verbesserung des eigenen Schicksals und des Schicksals der Rasse als eine Missetat erscheint.

Dass das passive Abwarten des Unbekannten — in diesem Falle die Schwängerung oder Nichtschwängerung der Gattin — für den medizinisch Denkenden keinen Sinn hat, der die Faktoren der Befruchtung oder Nichtbefruchtung im Prinzip genau so betrachtet wie etwa die Frage, ob ein Zug wohlbehalten ankommen würde, wenn eine Brücke gedreht oder eine Weiche falsch gestellt wird — das kommt hier nicht in Betracht, denn ein Priester denkt eben nicht medizinisch. Und die Zeit, da Priester und Arzt noch eins waren, liegt in der Evolution der Arbeitsteilung schon sehr weit hinter uns.

Was die Römisch-Katholische Kirche betrifft, so verbietet sie, kategorisch und unwiderruflich wie immer, den Neumalthusianismus einfach als Todsünde. Trägt sie denn, so muss man sich fragen, den obwaltenden Umständen gar nicht Rechnung? Doch, vielleicht mehr

als andere Leute — aber auf andere Weise. Sie ignoriert geheime Übertretungen, sofern diese ihre Autorität nicht untergraben; nur aufrichtigen, prinzipiellen, ehrlichen Widerstand kann sie nicht dulden. In katholischen Ländern „wuchert" der Neumalthusianismus denn auch ganz gemächlich fort, in demselben geheimnisvollen Dunkel, in den das ganze Geschlechtsleben dort eingehüllt bleibt. Das ist derselbe Standpunkt, den altmodische Eltern ihren Kindern gegenüber einzunehmen pflegen: man stellt einige kategorische Regeln als absolute Moral auf und die Abweichungen bilden dann die Praxis. Man sagt: „ihr dürft nie lügen," prägt ihnen aber zugleich ein, dass sie unter Leuten „immer höflich" sprechen sollen. Dieses Spiel findet man nötig, um die Prinzipien hochzuhalten. Und in der Tat ist diese Methode sehr viel bequemer als das unverbrüchliche Festhalten an leitenden Grundsätzen.

Sobald die Praxis einer willkürlichen Regelung der Kinderzahl lange genug durchgeführt sein und sich endlich auch der Gunst der öffentlichen Meinung in genügendem Grade bemächtigt haben, sobald dieser Brauch von der Überlieferung sanktioniert sein wird, wird auch die katholische Kirche die erste sein, das einzusehen und ihren Vorteil daraus zu ziehen. Wir sehen dies jetzt schon in Frankreich. Hier hat sich die katholische Kirche schon den von alters her gebrauchten Männermitteln gefügt, wenigstens dem ältesten dieser Mittel, der sogenannten französischen Methode*), aber sie

*) Auf dem vatikanischen Konzil in Rom 1870 ging ein geheimes Schriftstück ein (veröffentlicht von Dr. J. Friedrich in einer reichhaltigen Sammlung von Dokumenten: Documenta ad illustrandum Concilium Vaticanum Anno 1870), der Bericht eines französischen Priesters, der in der Beichte Nachsicht wegen der sogenannten französischen Methode befürwortete. Aus diesem Bericht geht hervor, dass schon damals die Beichtherren in Frankreich die Weisung hatten, beim Abnehmen der Beichte auf diese Sünde nicht einzugehen. In dem Schreiben wird sogar dargetan,

schreit noch Zeter und Mordio über die noch weniger bekannten Frauenmittel.

Bei den Protestanten kennt man eine Hierarchie in dieser Form nicht. Hier verwirft man den Neumalthusianismus also nicht aus Furcht, dass der Priester es übel vermerken könnte, sondern aus Angst vor dem eigenen Gewissen. Sobald aber die Notwendigkeit der Beschränkung tief genug gefühlt wird, so tief, dass die Einsicht den traditionellen Widerwillen besiegt, — so fühlt auch das Gewissen, dass es sich hier um eine höhere Pflicht, um eine berechtigte Ausnahme handelt. Man bleibt mithin wohl prinzipieller Gegner, gebraucht aber die Präventivmittel als Ausnahme.

Bei den Israeliten ist die Kluft zwischen Strenggläubigen und Freisinnigen so gross, dass man mit ziemlicher Sicherheit feststellen kann: Der eine hält noch fest an dem Worte: „Seid fruchtbar und mehrt euch!“ *), der andere begreift nicht, was einen vernünftigen Menschen dazu bewegen sollte, in dieser Hinsicht unvernünftig zu handeln.

Es ist auffällig, dass, wie weit auch die religiösen Überzeugungen von einander abweichen mögen, die Priester und Vertreter der verschiedensten Kirchengemeinden — so sehr sie auch unter sich uneins, einander sogar spinnefeind sind — in diesem einen

---

dass ein offiziell gültiges Verbot eigentlich nie von der Kirche erlassen worden sei, und dass all die verschiedenen Gründe, kraft deren die erwähnte Handlung gewöhnlich von den Geistlichen verurteilt wird — welche Gründe der Reihe nach ausführlich behandelt werden — nicht stichhaltig seien. Mangel an Zeit war leider Ursache, dass das Schreiben auf dem Konzil nicht mehr zur Verhandlung kommen konnte. Die Tage werden aber kommen, wo es der Kirche nicht mehr an Zeit für diesen Gegenstand mangeln wird. Sonst könnte es am Ende geschehen, dass die Frauen nicht mehr Zeit fänden, zur Beichte zu gehen.

*) Allerdings steht nirgends geschrieben: „Mehrt euch so viel als möglich!“

Punkt so rührend übereinstimmen: alle machen Front gegen den Neumalthusianismus.

Was mag die Ursache davon sein? Sehen wir uns zuvörderst die höheren, idealen Beweggründe an, die sie auch selbst in den Vordergrund rücken. Wie jedes Schutzmittel, so ist auch ein Präventivmittel gerade nichts ideales. Wenn ich einen losen Zahn festmachen lasse oder ein Papier mit Fett auf meine Brust lege oder einen Ring um ein Hühnerauge, oder wenn ich — um nicht nur pathologische, sondern auch ein physiologisches Beispiel anzuführen — eine gute Qualität Klosetpapier für die Reinlichkeit gebrauche, so sind dies gewiss sehr prosaische, untergeordnete Mittel, um einem untergeordneten Bedürfnis Rechnung zu tragen. Man spricht nicht darüber, in einer Versammlung oder in einem Buch würde man die Erwähnung dieser Dinge geradezu ekelhaft finden; aber der Gebrauch, wo es not tut, entehrt keineswegs — im Gegenteil, er legt von grosser Sorgfalt Zeugnis ab. Es ist ein kleines Opfer, das man sich gern gefallen lässt, um schlimmerem zu entgehen. Aber die Geistlichkeit fühlt sich nun einmal dazu berufen, Ideale zu verkündigen, und nichts als Ideale.

Unzertrennlich von dieser hochgestimmten Lebensauffassung ist die Furcht, man möchte zu Missbrauch verleitet werden. Je höher man das Ideal stellt, um so eher wird die Wirklichkeit damit in Widerstreit geraten. Von einem „übergeistlichen“ Standpunkt betrachtet ist schon das Staubsein Sünde.

Aber ausser diesen erhabenen und hypererhabenen Motiven gibt es vielleicht auch noch andere, weniger ideelle als materielle, wenn auch unbewusste Beweggründe. Wäre es etwa eine eingewurzelte Furcht vor allen Neuerungen, ein unbewusster Trieb der Selbsterhaltung? Oder die Furcht vor einem unbequemen

Unabhängigkeitssinn bei der Frau, und damit vor dem Verlust des letzten Einflusses der Geistlichkeit? Oder ein Verlangen, die Überzahl andern Bekenntnissen gegenüber zu stärken? Oder alle diese Beweggründe zusammen? Wer kann es sagen?

In der katholischen Kirche wird auch das Cölibat der Priester viel zu der Verkennung der Rechte und Pflichten der Ehe und dazu beitragen, sie auf geschlechtlichem Gebiet so reizbar und misstrauisch zu machen, dass sie überall nur bösen Missbrauch zu sehen wähnen. Kommen sie doch sogar dazu, auf diesem Gebiet die siegende Kraft des Guten überhaupt abzuläugnen!

Aber auch die Kirche stellt sich nicht mehr auf den absoluten Standpunkt, dass alle Präventivmittel Sünde seien. Das wichtigste aller Vorbeugungsmittel, die Enthaltsamkeit, findet Gnade sowohl in den Augen der katholischen Kirche wie bei den Protestanten. Dass auch dieses Mittel ein böses wäre, diese Idee wird nur noch von vereinzelten Israeliten vertreten. Enthaltsamkeit während der Menstruation, also während der Zeit, die ursprünglich die Brunst- und Paarungszeit bezeichnet*) und die später, vielleicht gerade weil die Frau in jenen Tagen am fruchtbarsten ist, gemieden wurde — dieses älteste aller Präventivmittel, findet nicht nur Genehmigung, sondern wird sogar als heilige Pflicht schon in der Mosaischen Gesetzgebung gefordert.

Diese Fürsorge noch etwas weiter auszudehnen, z. B. über eine Periode von vierzehn Tagen, um in willkürlicher Weise die Möglichkeit der Schwanger-

*) Ebenso ist die Keuschheit zwischen Geschwistern, die in den ältesten vorhistorischen Zeiten die Nächsten zum Geschlechtsverkehr sein mussten, ein überaus wichtiger Faktor zur Anzahlbeschränkung. Auch dieses Mittel wird heutzutage von allen Kirchen sanktioniert. Man denke ferner an die Erhebung der Ehe zum Sakrament und an die extramatrimoniale Keuschheit.

schaft zu verringern, dies wird von einigermassen humanen katholischen Geistlichen der erschöpften Mutter häufig geradezu angeraten, ebenso eine lange Stillungsperiode.

Dass die französischen Geistlichen die Weisung haben, bei der Beichte nicht auf die französische Methode einzugehen, sahen wir schon oben, in der Fussnote auf Seite 146 und 147.

Aber — bei dieser Aufzählung bleibt es. Wer es wagt, weiter zu gehen; wer glaubt weitergehen zu müssen; wer andere, vielleicht bessere Mittel zum selben Zwecke vorzieht, — — —

Doch einen Trost gibt es für die individuelle Freiheit — niemand wird dazu gezwungen, zu tun, was die Geistlichkeit rät. Daher sind es auch nur die geistig Trägen und Sorglosen, die sich — leider nur zu gerne! — hinter einen Ausspruch der Kirche verschanzen, um ihr tadelnswürdiges Vorgehen zu entschuldigen.

Nicht so leicht wird man mit dem Staat, dem andern, sehr viel gewichtigeren Machtorgan, fertig.

Auch beim Staat, der nationalen Einheit, sind zwei Seiten in Betracht zu ziehen. In erster Linie die idealen Gesichtspunkte, die in dem Begriff „Vaterland“ zum Ausdruck kommen. Auch hier steht wohl in der Theorie die gegenseitige Hülfsbereitschaft im Vordergrund. Der eine soll für den anderen einstehen, jeder des anderen Glück im Auge haben. Somit sollte eigentlich alles, was diesen Zweck zu fördern geeignet ist — auch vernünftige Beschränkung der Kinderzahl — willkommen sein.

Aber daneben repräsentiert der Staat auch die vorzüglichste Machtzentralisation — er ist Militärstaat. Und als solcher tritt sein Wettbewerb mit den Nachbar-

und anderen Völkern stark in den Vordergrund und wird zum Nationalstolz gesteigert. Was gibt es Erhebenderes als das Bewusstsein, dass man einem grossen Volk angehört?

Jederzeit haben Herrscher und Despoten durch Gesetz und Gewalt gesucht, die Bevölkerungszahl zu erhöhen. Jedes Tausend und jede Million mehr bedeutete einen neuen Ruhmestitel. So gut wie der Bauer, der im Winter 80 Stück Vieh im Stalle hat, grösser ist als einer mit nur 12 Stück — d. h. wenn er im Sommer Weideland und im Winter Stallraum genug für sie hat —, so ist auch ein Kaiser oder König über 4 Millionen grösser als einer über nur 3 Millionen. Wie denn auch gewöhnlich in der Lebensbeschreibung der Fürsten als eines der grössten Verdienste ihrer Regierungsperiode gemeldet wird, dass die Bevölkerung in dieser Zeit von x bis x + y „Seelen" zugenommen hat, auch dann, wenn der Fürst selber nur wenige Kinder gezeugt hat.

Dieses Rühmen hätte nun gewiss einigen Grund, wenn die Seelen auch alle „glückliche Seelen" wären. Aber soweit gehen die Untersuchungen der eifrigen Journalisten und Renommisten nicht. Eine solche Schlussfolgerung wäre auch wahrlich in einer Ansprache oder einem Toast übel angebracht. Die Idee „vive le nombre"! dürfte noch ein Überbleibsel aus der guten alten Zeit sein, da die „Landeskinder" noch mehr oder weniger als das Eigentum des Landesherrn angesehen wurden.

Etwas Wahres ist aber daran, dass ein Zuwachs auf Wohlfahrt, eine Abnahme der Anzahl hingegen auf Verfall schliessen lässt, wie z. B. in Surinam der oft enorme Überschuss an Todesfällen (anstatt eines Geburtenüberschusses) die schlimmsten hygienischen und ökonomischen Missverhältnisse bekundet. Die Frage

ist aber hier nicht, ob eine Zunahme als solche erwünscht ist, sondern ob die Theorie: je grösser die Zunahme, je besser — richtig ist. Letzteres mag manchmal in einer neugegründeten Kolonie zutreffen; in alten, schon dichtbevölkerten Ländern wird es aber nur ganz ausnahmsweise der Fall sein.

Doch Ziffern sind leicht zu handhaben und wir haben wohl eine Bevölkerungsstatistik, nicht aber eine Glücksstatistik. Insoweit aber Statistiken über das physiologische Wohlbefinden vorliegen, so muss uns das Massenelend in unsern Grossstädten, müssen uns die Angaben von den Tausenden in London, die keine Nachtherberge haben, von Hunderttausenden, deren Wohnung weder Luft noch Licht hat, u. s. w. in's Herz schneiden. Und auf dem Lande ist das Elend oft noch schlimmer; es herrscht noch mehr Mangel an den allerdringendsten Bedürfnissen. Der Stolz auf die grosse Zahl ist wahrlich der naivste Stolz, der sich denken lässt!

Hegt man wirklich die rechte Liebe zu seinem Vaterland, so muss diese sich vor allem darin zeigen, dass man seine Mitbürger gern glücklich sieht; der Spruch „zahlreich wie der Sand am Meere" ist ein typisch orientalischer, hyperbolischer Ausdruck, der noch aus einer Periode stammt, wo dieses Ideal eine gesunde materielle Basis hatte.

In der Zeit, da die Menschen noch als Wilde lebten, hing die Erhaltung des Stammes in erster Linie von der Anzahl ab; denn lebenstüchtig waren fast alle. Und jener Negerkönig, der Unterkönig von Fida *), der mit seinen Kindern und Enkeln (abgesehen von den Verstorbenen und den Töchtern) 2000 Mann in's Feld

*) Siehe Westermarck, Geschichte der menschlichen Ehe, Seite 492.

führen konnte, verbürgte dadurch seinem Stamm ein hohes Mass von Existenzsicherheit.

Aber die Zeiten haben sich geändert. Sowie der moderne Krieg nicht mehr ein Kampf von Mann gegen Mann ist, bei dem es sich zeigt, wer wirklich der Stärkere ist, so wird er auch viel mehr durch die gute Ausrüstung und vor allem durch die finanziellen Hülfsmittel als durch die Zahl der Kämpfenden entschieden.

Aus militärischen Gesichtspunkten wird denn auch heutzutage mehr Gewicht auf die Beschaffenheit der Armee als auf die Zahl gelegt. Und was lehrt die Geschichte? Hat immer die stärkere Truppenmacht den Sieg davongetragen? Griechenland hat die Heerscharen des Darius und des Xerxes besiegt und die Niederlande die der Spanier.

Überdies bedeutet das Sinken der Geburtenziffer keineswegs immer ein Sinken der zu stellenden Truppenzahl. Lehrt doch die Statistik mit grösster Einstimmigkeit — wir sahen das schon oben —, dass, wenn die Geburtenzahl abnimmt, die Kindersterblichkeit noch schneller abnimmt. So betrug in Frankreich vor 1890 die Durchschnittszahl der jährlich für den Kriegsdienst eingeschriebenen Jünglinge 310000, nachher, beispielsweise i. J. 1897 — 330000. Zieht man nun auch von der letzteren Zahl die 5500 Fremden ab, die kraft des Nationalitätsgesetzes vom 26. Juni 1889 für den Kriegsdienst eingeschrieben werden, so stieg doch die Truppenzahl von 8,07 ‰ der Bevölkerung i. J. 1890 auf 8,38 ‰ im Jahre 1897, während die Geburtenziffer im Sinken begriffen war. Um dasselbe Jahr 1897 erreichten in Frankreich durchschnittlich 67 % der Kinder männlichen Geschlechts das 20. Lebensjahr, in Belgien 65,5 %, in Italien 56 %, in Deutschland 54 % und in Russland nur 49 %. Die Tüchtigkeit des Soldaten muss auch steigen wenn er von Jugend auf gut verpflegt

werden konnte, wenn sein Erscheinen in der Welt nicht unerwünscht sondern liebevoll vorbedacht war. Oder wäre der Militarismus schon soweit heruntergekommen, dass man vor allem die ausserehelichen Kinder, die Arbeitslosen, die Verzweifelten sucht, weil man sonst die Reihen nicht genügend mit willenlosen Elementen „verstärken“ kann?

Es leidet nun aber keinen Zweifel, dass, wenn die Geburtsrate andauernd im Abnehmen begriffen wäre, schliesslich doch eine Zeit kommen müsste, wo es keine Soldaten mehr gäbe, um die Bürger zu schützen. Dann gäbe es aber auch wohl keine Bürger mehr, die schutzbedürftig wären.

Soweit wird es sicherlich nicht kommen! Wo Nahrung ist, da werden auch wohl immer Menschen wohnen. Die Erfahrung lehrt, dass, wenn eine zeitlang die Geburtsrate im Abnehmen begriffen gewesen ist, immer wieder eine Periode der Zunahme eintritt. Das ist ein feststehendes Gesetz. Die Entwickelung schreitet nie in gerader Linie, sondern immer in Kurven fort, wie der Pendel einer Uhr, der Uhr der Ewigkeit. Nehmen wir z. B. die beiden Länder Europa's, von denen jetzt in Bezug auf die niedrige Geburtsziffer so viel die Rede ist: Frankreich und Irland. Das waren gerade die beiden Länder, die vor hundert Jahren von Malthus (der diese Regel zuerst feststellte) als diejenigen genannt wurden, deren Bevölkerungszunahme durch ihre Höhe Angst erregte. So gibt es auch in der Bevölkerungsfrage Ebbe und Flut.

Überdies kann ein etwaiger zeitweiliger Mangel sehr wohl durch Einwanderung ersetzt werden; man weiss, was für glänzende Ergebnisse die dadurch bewirkte Rassenmischung für die Rassenverbesserung haben kann, indem sie neue Anregungen und neue Beziehungen schafft, ohne dass die Nationalität darunter

zu leiden braucht. Findet man doch beispielsweise in unserm Lande (Holland) nur noch sehr vereinzelt reine Nachkommen der ursprünglichen Bewohner. Die meisten unserer Familien haben unter ihren Vorfahren nationale Feinde von ehedem, und wir sind deshalb doch nicht schlechtere Staatsbürger.

Wenn nicht mehr so grosse Massen unerwünschter Kinder geboren werden, es mithin nicht mehr so viel Kanonenfutter mehr geben wird, so steht dieser Tatsache auf militärischem Gebiet auch die andere gegenüber, dass es dann auch nicht so viele revolutionäre Elemente geben wird, gegen die das Militär aufgeboten werden muss. Auch werden dann nicht so viele Kriege nötig sein, um dem Hunger einen Ausweg zu schaffen, namentlich keine Kolonialkriege mehr, die noch den ganz primitiven Charakter der ehemaligen Eroberungskriege tragen. Der Kampf gegen ein Kind ist immer noch viel schmachvoller als der Kampf gegen seinesgleichen.

In Bezug auf das wirtschaftliche Gemeinschaftsleben haben wir gesehen, dass nicht Wettbewerb sondern gegenseitige Hülfe das höchste ist. Gilt nun dasselbe auch für die gegenseitigen Beziehungen der Völker? Ist das einander Bekämpfen, der Krieg, hier das höchste? Wird es immer internationale Kriege geben? Welches ist der Gang der Geschichte während der wenigen Jahrhunderte, von denen wir etwas wissen?

Bei den gesellig lebenden Tieren, Ameisen, Bienen u. s. w., opfert das Individuum sich willig für die Nest- oder Gruppengenossen, aber sie sind ganz kriegerisch gesinnt gegen „fremde“ Nester. Die Wilden opfern ihr Leben für den Stamm, aber sie stehen als Feinde allen andern Stämmen gegenüber. Der spätere Burgherr verteidigt seine eigenen Hörigen, aber er liegt in Fehde mit allen andern Burgherren, ausser denjenigen, die

seine Verbündeten sind. Gegen das Ende des Mittelalters griffen diese Fehden schon auf grössere politische Verbände mit mächtigen Anführern über, die gegen die umringenden Feinde in den Kampf zogen, und soweit man später unter einem Herrn vereinigt war, konnten innerhalb dieses Kreises zwar auch noch Streitigkeiten vorkommen, aber nicht mehr offizieller Krieg. Durch steigende Organisation, bessere Verkehrsmittel und Gemeinsamkeit der Interessen wurden schliesslich verschiedene Gaue gezwungen, sich zu einem Staat zusammenzuschliessen, und obgleich die verschiedenen Provinzen noch häufig vor gegenseitigem Neid glühten, waren damit interprovinziale Kriege doch endgültig beseitigt. Kampf und Hass und widerstreitende Interessen wird es immer geben; aber dies ganze Gebiet gehört jetzt vor das Forum der Justiz und der Polizei, die Entscheidung wird nicht mehr dem Faustrecht, dem Zweikampf, der blutigen Fehde überlassen.

Auch die engherzige Selbstüberhebung den Nachbarländern gegenüber ist unter gebildeten Leuten längst geschwunden. Nur in der Volksschule wird dieses Prinzip noch zuweilen gepredigt, und den Soldaten gegenüber hört man noch hin und wieder eine Hunnenansicht aussprechen. Aber wohlhabende und wohlerzogene Menschen tun sich förmlich etwas darauf zu Gute, wenn sie ihre Sommerferien in einem deutschen Badeort zubringen, ihr Geld in russischen Papieren anlegen und sich englische Reitpferde halten. Für Post und Telegraph, für den Welthandel und die Weltkartelle sind die Grenzen schon völlig verwischt; für Wissenschaft und Literatur, für Humanität und Kunst bestehen sie kaum mehr. Und wie der Provinzialismus dem Nationalitätsbewusstsein hat weichen müssen, so wird auch der Militärpatriotismus schliesslich dem Kosmopolitismus weichen.

Aber auch ehe wir so weit sind, erscheint innerhalb ganzer Gruppen von Staaten, Verbänden und Zollvereinen ein Krieg der Mitglieder untereinander ganz ausgeschlossen. Und wie sich das Kartell aus der Vereinigung von Kapitalisten entwickelt hat, die sich früher, als Mitbewerber in ein und derselben Branche, auf Leben und Tod bekämpften und sich jetzt zu einem organischen Ganzen zusammengeschlossen haben — nicht aus sentimentaler Nächstenliebe, sondern durch den Zwang der Not und die Rücksicht auf erhöhten Gewinn —, so werden in Zukunft Staaten, Länder und Reiche sich immer häufiger zu politischen Kartellen zusammentun, durch die dann allmählich der offizielle internationale Kriegszustand von selbst in Wegfall kommt. Gleich dem Weltpostverein und dem internationalen Eisenbahnverkehr, wird auch der weltpolitische Verein bald als eine zeitgemässe Forderung anerkannt werden. Man muss sich wahrlich wundern, dass diese Forderung sich nicht schon längst unserm Bewusstsein aufgedrängt hat; verspricht doch ihre Erfüllung eine weit grössere Macht und grösseren Gewinn für alle, als er jemals bei der heutigen Organisation unserer politischen Verhältnisse möglich wäre.

Der Kreis der Solidarität erweitert sich, je mehr unser Gesichtskreis und unser Verkehr sich erweitern und je mehr das Verlangen nach Macht und Einfluss wächst. Materialistisch gesprochen: die Weltproduktion fordert Weltorganisation.

Gewiss wird auch dann noch mitunter Gewalt gebraucht werden; dagegen aber wird uns eine wohlorganisierte Polizei und der Protest aller Gutgesinnten schützen. Dass alle Völker fortwährend bis an die Zähne bewaffnet sein müssen, um ein internationales Schachspiel zu spielen, ist doch gar zu primitiv — und zu verderblich für alle.

Dann braucht man auch nicht mehr Kinder als Kanonenfutter zu zeugen, und die Prahlereien mit dem grossen Kontingent in den Zeitungen werden dann auch überflüssig werden. Eine grosse Verlockung zum Unrecht im Grossen wird damit in Wegfall kommen und die öffentliche Meinung wird nicht mehr von eigennützigen Spekulanten künstlich demoralisiert werden.

Dann erst wird auch das Verhalten des Staates der Bevölkerungsfrage gegenüber ein anderes werden können als jetzt. Der Staat wird nicht länger durch eine Verbreitung von Kenntnissen auf diesem Gebiete zu kurz zu kommen wähnen, und die dringend notwendigen Reformen werden nicht mehr von ihm geflissentlich verhindert und durch eine zu schnelle Bevölkerungszunahme zunichte gemacht werden. Nicht länger wird die öffentliche Besprechung dieser Fragen und die Empfehlung von wirksamen Fürsorgemitteln künstlich verhindert und dadurch in ein scheues Dunkel verwiesen werden, wodurch das Publikum in die Hände gewissenloser Kurpfuscher gerät, die durch den ungeheuren Gewinn, den sie daraus schlagen, die gesetzlichen Verbote zu umgehen wissen.

Der Staat dürfte aber auch heute schon kein einseitiges Streben nach Bevölkerungsvermehrung an den Tag legen; denn dadurch leistet er dem internationalen Wetteifer Vorschub und schafft Konkurrenz und Krieg. Derjenige Staat ist auch heute schon der blühendste, der nicht die meisten, sondern die kräftigsten Bürger hat. Und je bewusster die Fortpflanzung selektorisch vor sich geht, umsomehr wird auch die Wohlfahrt des Staates wachsen. Die Bürger können sich im Kampfe wider die Natur stählen; das ist besser, als dass sie verwildern im gegenseitigen Kampfe wie die Kannibalen.

XXXIX.

Die gelbe Gefahr.

Der wirtschaftliche Zustand Europa's wird heutzutage in immer wachsendem Masse von der Berührung der indogermanischen Rasse mit der mongolischen beherrscht.

Als das römische Reich nach jahrhundertelangem Kampf endlich zu einem gewissen Grade von Wohlfahrt gelangt war, da wurde seine Kultur wie von einer Wasserflut überschwemmt durch die Völkerwanderung, die von Osten her kam. Und nun, da Europa nach der Nacht des Mittelalters endlich wieder auf eine gleich hohe Stufe der Wohlfahrt gelangt ist wie damals Rom, — nun droht wieder die wohlfeile Arbeitskraft der Chinesen Europa zu überfluten. Der Fabrikbetrieb Englands fängt schon an, sich nach Asien zu verlegen, und nicht lange mehr wird der bisherige Zustand dauern, dass Asiens Rohstoffe erst nach Europa übergeführt werden, um hier bearbeitet als fertige Produkte wieder nach Asien zurückzuwandern.

Was dabei für uns in Betracht kommt, ist in erster Linie die Bevölkerungsfrage. Die Landesgrenzen können einen Wall bilden, der es eine Zeit lang verhindert, dass ein Unterschied in der Bevölkerungsdichtigkeit sich ausgleicht; doch mit den verbesserten Verkehrsmitteln und dem steigenden Verkehr kommt sicherlich eine Zeit, wo dieser Wall dem Drang nicht mehr widersteht. Der Unterschied in Bevölkerungsdichtigkeit, in Lohn und in Lebensführung kann zu gross werden.

Haben wir nun darin nicht die eindringlichste Warnung zu sehen, wie gefährlich es ist, wenn bei

einem Volk oder einer Völkergruppe die Zunahme der Geburten zu stark sinkt? Rührt die „gelbe Gefahr“ nicht im Grunde daher, dass in China vielleicht zu viele, bei uns aber zu wenige Kinder geboren werden? Ganz gewiss; wenn wir uns ebenso schnell vermehrt hätten wie die Chinesen und ihre Stammverwandten, so wären auch wir schon längst ebenso arm und elend wie sie. Dann würden die chinesischen Kulis unseren Arbeitern keine Konkurrenz mehr machen. Aber wenn wir deshalb eine Beschränkung in der Kinderzahl vermeiden wollten, so würden wir genau so handeln wie jener reiche Mann, der im Voraus alle seine Schätze vernichtete — aus Furcht, dass man ihn bestehlen könnte.

Dass Armut und Hunger in China zu Hause sind, müsste uns gerade die ernste Mahnung sein, endlich einsehen zu lernen, zu welchem Zustand ein Volk gelangt, wenn es auf dem veralteten Standpunkt stehen bleibt und sich ohne eine vernünftige Beschränkung immerzu vermehrt.

In jenem Interessenstreit, dessen Anfang wir erst erleben, müssen wir durch unsere bessere Qualität siegen, dadurch, dass wir auf einer höheren Entwickelungsstufe stehen, während jene nur ihre Anzahl und ihren Hunger als Triebkräfte haben. Es wäre demnach wahrlich kein Vorteil für uns, wenn wir versuchten, zu ihrem Standpunkt herabzusinken — im Gegenteil! Es kann nicht ausbleiben: je mehr wir uns in ihrem Lande einbürgern und sie in unserm Lande, umsomehr werden sie unsere höheren Anforderungen*), unsere Vorzüge, herübernehmen, und auch sie werden lernen, ihre Kinderzahl zu beschränken.

In solchen Rassenkämpfen kann natürlich nicht

*) In Japan sind seit den dortigen Reformen die Löhne schon bedeutend gestiegen.

die Rede von Sieg in dem Sinne sein, dass eine die andere vernichten sollte; der Sieg bedeutet vielmehr, dass jedesmal, wenn sich das Gleichgewicht wieder hergestellt hat und die Resultante aller Faktoren sichtbar wird, des Siegers Einfluss und Energie der Entwickelung einen kräftigen Aufschwung gegeben hat. Die Chinesen brauchen nicht Europäer nach unserm Muster zu werden, wir nicht Chinesen; aus der Vermischung beider könnte aber eine Rasse erstehen, die auch unsern Idealen gerecht wird. So wird einst die Zeit kommen, wo Kultur und Humanität sich nicht länger bedroht sehen von wilden Horden, wie von hungrigen Ratten.

Jemehr sich die Völker und Rassen verbrüdern, desto eher werden die Grenzen und Schlagbäume wegfallen, die auch die Verbreitung unserer Naturkenntnisse verhindern. Daher werden künftig so grosse lokale Unterschiede in der Bevölkerungsdichtigkeit, wie wir sie heute haben, nicht mehr vorkommen.

Und für den Augenblick? Sogar die erbittertsten Gegner des Neumalthusianismus haben allen Grund, in Erwägung zu ziehen, wie sehr gerade jetzt, mehr denn je, die elterliche Vorsicht in Europa dringend geboten ist, da so viele Arbeitsbetriebe nach anderen Ländern verpflanzt werden.

XL.

Das alte Rom.

Was wir im vorigen Kapitel über die jetzigen Zustände gesagt haben, hebt zugleich ein anderes Bedenken auf, das zuweilen gegen die Kinderzahlbeschränkung angeführt wird, und folgendermassen lautet:

Die Zeit des Verfalls*) des alten Rom zeigt eine verblüffende Übereinstimmung mit unseren heutigen Sünden und Missverhältnissen, besonders hinsichtlich der Kinderzahlbeschränkung. Dieses Beispiel sollte uns, so sagt man, zur Warnung gereichen und keineswegs Nachahmung finden.

Wirklich ist die Übereinstimmung zwischen der altrömischen „Verfallzeit" und unsern jetzigen Zuständen überraschend gross, zuweilen bis in die kleinsten Details. Ebenso wie bei uns sieht man, durch Ausbeutung der in früheren Zeiten eroberten**) Kolonien oder Provinzen verursacht, in gewissen Kreisen den Luxus, in anderen gesellschaftlichen Schichten die Verelendung einen fürchterlichen Umfang annehmen. Während in noch früheren Zeiten die Produktion nur zu eigenem Gebrauch betrieben wurde, sodass jedes Haus seine eigenen Sklaven brauchte, war in jenen Tagen das Bedürfnis nach Grossbetrieben zu Verkaufszwecken entstanden, ein Bedürfnis, das bei der damaligen gesellschaftlichen Struktur nicht genügend befriedigt werden konnte. Die Sklavenwirtschaft genügte den

*) Was wir gewöhnlich die Verfallzeit des alten Rom nennen, müsste man eigentlich mit mehr Recht als eine Übergangszeit bezeichnen. Schade, dass die damals blühende Rechtswissenschaft und die wirtschaftlichen Verhältnisse nicht Zeit hatten, die Krise zu überstehen, und, sei es auf friedlichem, sei es auf revolutionärem Wege, eine neue, höhere Stufe zu erreichen. Dann hätten spätere Geschichtsschreiber jene „Verfallzeit" als die „Vorbereitung" zu einer Wiedergeburt, segnen können, wie wir jetzt die „Pfadfinder" der Reformation und die „Vorläufer" der französischen Revolution zu segnen pflegen. Leider ist von aussen eine Lösung herbeigeführt worden, die einen Rückschritt zu einer niedrigeren Kulturstufe bedeutete; aber die einmal errungenen Vorteile wurden dabei über ein grösseres Gebiet verbreitet. Es war also schliesslich doch ein geographischer Fortschritt, wie man ihm in der Weltgeschichte öfters begegnet.

**) Solange die Kriege die Bevölkerung fortwährend verringerten, war dies eine sichere wenn auch wenig angenehme Lösung der Bevölkerungsfrage. Die Missverhältnisse wuchsen erst in's Ungeheuere, nachdem eine Periode der Ruhe und Rechtssicherheit eingetreten war.

vorhandenen Forderungen nicht, genau so wie jetzt die Lohnarbeit nicht mehr die günstigste Produktionsform ist. Ebenso wie jetzt in Europa, wurde damals die ganze Rasse mit Überflügelung bedroht von einer andern Rasse, die stark war durch im Lauf der Jahrhunderte in natürlicher Auslese errungene primitive Tugenden und erbliche Eigenschaften.

Das Kulturvolk hätte eben rechtzeitig dafür sorgen müssen, dass erbliche Tugenden des Keimplasmas auch in ihm mit Sorgfalt und Überlegung gezüchtet würden, nachdem allmählich die natürliche tierische Auslese von der Kultur in den Hintergrund gedrängt worden war. Man hätte sich nicht einschläfern lassen sollen von den Vorteilen, die man aus den besiegten Kolonien und ausgebeuteten Provinzen zog. Man hätte sich rechtzeitig den neuen Verhältnissen anpassen und die Produktionsweise hätte den neuen Bedürfnissen der Zeit gerecht werden sollen, ehe es zu spät war.

Aber da nun einmal die Missverhältnisse ein solches Mass erreicht hatten — glaubt man denn wirklich, dass das Übel durch unbekümmertes Kinderzeugen hätte vermieden werden können? Man hätte dadurch im Gegenteil die Verzweiflung nur noch gesteigert. Das hätte erst recht die Pferde hinter den Wagen spannen heissen.

Noch viel unrichtiger wäre es, sich die Sache so vorzustellen, als ob die Abnahme im Kinderzeugen die Ursache des Übels gewesen wäre.

Zwar klagt Juvenal: „Mütter gibt es kaum mehr unter den höheren Ständen.“ Aber Rom ist wahrlich nicht aus Mangel an reichen Leuten untergegangen. Die ganze mächtige Organisation hat immer genügend Beamte finden können; es gab Pontifices und Augures genug, um die religiösen Bedürfnisse des Volkes zu befriedigen, Rectores, Equites und Prätores genug, um

die höheren Staatsämter zu bekleiden, Proconsules, Procuratores und Publicani genug, um für die Provinzen zu sorgen. Du lieber Gott! Es fragt sich vielmehr, ob, wenn die Reichen noch mehr Kinder gehabt hätten, die Missbräuche nicht noch schlimmer gewesen wären: noch mehr Ausbeutung des Aberglaubens der Massen, noch mehr Anhäufung von Reichtümern, noch mehr Aussaugung der Provinzen!

Das Schicksal der Kinder der Armen aber wird uns von Prof. Joh. Huber *) folgendermassen geschildert:

„Die Armen pflegten entweder ihre Kinder in den Velabrischen See zu werfen, in den die Kloaken der Stadt ausmündeten, oder sie in Wüsten und Wäldern, an der Tiber und auf den Strassen auszusetzen, namentlich auf dem Gemüsemarkt, und zwar — als geschehe es zum Spott — nahe am Tempel der Pietas.“ — „Wie viele gibt es nicht unter euch, sogar unter den Richtern,“ so ruft Tertullian seinen heidnischen Landsgenossen zu, „die ihre Kinder töten? Ihr ertränkt sie im Wasser, lasst sie erfrieren, verhungern oder von den Hunden fressen!“

Wer von diesen verlassenen Geschöpfen nicht ums Leben kam, dem war eine Existenz vorbehalten, die noch schlimmer war als der Tod; denn nur selten kam es zu einem mitleidigen Pflegevater. Einige machten sich ein Geschäft daraus, diese menschliche Ware an sich zu bringen und sie als Sklaven grosszuziehen. Die Jünglinge wurden zum Gladiatorendienst erzogen, die Mädchen zum schändlichsten Gewerbe, bei dem es öfters geschehen mochte, dass der Vater mit seiner eigenen verstossenen Tochter zusammenkam, ohne dass er es vermuten konnte; viele aber von diesen unglücklichen Geschöpfen wurden grässlich verstümmelt, um durch

*) Prof. Joh. Huber, Rückblick auf das Altertum. Sociaal Weekblad 1897. Seite 284.

ihren elenden Zustand das Mitleid zu wecken und Almosen für ihren Herrn einbringen zu können.

Der Rhetor Seneca, der unter Augustus und Tiberius lebte, entwirft uns ein haarsträubendes Bild von diesen jämmerlichen Existenzen, die, um ihres Herren Tasche zu füllen, bald blind gemacht werden und auf Krücken gestützt einherwanken, bald verstümmelte Arme, verdrehte Knöchel, zerschlagene Schienen den Vorübergehenden zeigen, und die, wenn sie einmal ihrem Herrn zu wenig eintragen, von diesem noch blutig gegeisselt werden. Erst nach Nerva (96—98 n. Chr.)*) begannen die Kaiser, für diese armen Findlinge Wohlfahrtseinrichtungen zu schaffen.

Wer denkt dabei nicht an die Sensationsberichte in unsern Zeitungen, die beinahe täglich von dergleichen „Ausnahmefällen" zu erzählen wissen, an die Bettelkinder abends auf unsern Boulevards; an heutige Gepflogenheiten, wo neugeborene Kinder verstümmelt werden, um sie an Zirkus oder Tingeltangel verkaufen zu können, in denen sich dann gar mancher Volksvertreter an ihnen ergötzt.

Aber was hat dieses alles mit der ehelichen Vorsicht zu schaffen? Was für eine Beziehung haben diese Tatsachen auf die vernünftige Anwendung von Präventivmitteln in den Familien, um den existierenden Kindern eine bessere Erziehung gewähren zu können? — Ganz einfach diese: Was in Rom so häufig vorkam (und leider auch bei uns vorkommt), liefert den klarsten Beweis gerade für das Bedürfnis eines genügenden Masses von ehelicher Vorsicht. Rom wäre daher wahrlich nicht glücklicher gewesen (und wir auch nicht!), wenn die Anzahl dieser elenden Würmer noch dreimal grösser gewesen wäre!

*) Mehr als 200 Jahre also, ehe Rom das Christentum annahm.

Die hier geschilderte Grausamkeit, die Entartungszustände, die angedeutet wurden, sollten uns eher ein abschreckendes Beispiel sein, eine ernste Mahnung, es durch eheliche Vorsicht soweit zu bringen, dass endlich die Zeit für uns anbreche, wo nur erwünschte Kinder geboren werden!

Als das alte Rom in Schutt zerfallen war, bot die Erde fürs erste wieder Raum genug für die Menschen, um sich nach wie vor ungestört zu vermehren. Und die alles verheerenden Kriege und die Rechtsunsicherheit sorgten sehr nachdrücklich dafür, dass in den nächsten Jahrhunderten nicht wieder Übervölkerung entstand. Deutschland z. B. war noch durch den dreissigjährigen Krieg so sehr entvölkert worden, dass daselbst von verschiedenen Seiten die Polygamie wieder befürwortet wurde*).

Das Land, wo in der Folge zuerst wieder ein relativ zu grosser Bevölkerungszuwachs wahrgenommen wurde, wie Malthus uns dieses zu seiner Zeit darlegte, war das Land, das damals an der Spitze der Kultur stand: Frankreich. Dass diese relative Übervölkerung eine der zwingendsten Ursachen der französischen Revolution gewesen, ist zur Genüge bekannt. Und ein Greuel ist es, wenn derartige Menschenschlächtereien im Grossen notwendig werden, wie erst die Revolution und später, in noch höherem Masse, die Reaktion unter Napoleon sie veranstalteten.

Wie viel Blut hat fliessen müssen, bis man so vernünftig wurde, zu lernen, der immer wachsenden Flut von Menschenleben vorbeugend Einhalt zu tun, ehe es zu spät würde!

---

*) Ploss, Das Weib, 5. Auflage. Bd. I, S. 489.

XLI.

Frankreich.

So sind denn auch wir am Ende bei Frankreich angelangt, das immer als ein abschreckendes Beispiel angeführt wird, nicht mehr der Übervölkerung, sondern der Entvölkerung!

Für streng konservative Gemüter, d. h. für diejenigen, die die Zustände aus der Zeit vor der französischen Revolution zurückwünschen, ist Frankreich das moderne Babylon. Und weder Farben noch Zahlengruppierungen sind grell genug, um die Sittenverderbnis, den Verfall und die Entartung dieses Volkes zu schildern, im Gegensatz zum Volke unserer Väter — das leider nun auch schon anfängt, angesteckt zu werden!

Dass diese Vorstellung und dieses Gerede über unsere Nachbarn nicht mit den Tatsachen übereinstimmt, das soll in diesem Kapitel dargelegt werden.

Als Typus für den Neumalthusianismus ist dieses „abschreckende Beispiel“ zunächst nicht sehr glücklich gewählt. Präventivmittel für Männer sind wohl schon lange im Gebrauch; die modernen Frauenmittel aber, die hygienisch wie pädagogisch sehr viel höheren Wert für die Rassenverbesserung haben, sind in Frankreich noch wenig bekannt. Die Kenntnis dieser Mittel wird erst seit 1896 von der Ligue de la Régénération Humaine, 27 rue de la Duée, Paris XX, verbreitet, und zwar vor allem zum Zwecke einer Verbesserung der Erziehung der vorhandenen Kinder; denn auch in Frankreich werden jährlich noch Tausende unglücklicher Geschöpfe geboren, durch die Brutalität des Mannes und ohne Zustimmung seitens der Mutter.

Es könnte daher wohl sein, dass sich in diesem

Lande eine gewisse Einseitigkeit in den Motiven zur Beschränkung und mithin vielleicht besondere Nachteile zeigten, die sonst nicht, oder doch nicht in dem Masse, zu befürchten ständen.

Umsomehr erscheint es falsch, nur Frankreich als Beispiel für eine sinkende Geburtsrate heranzuziehen, als diese durchaus nicht nur in Frankreich vorkommt, sondern sich heutzutage in fast allen Kulturländern zeigt.*) Ja sie fällt sogar in verschiedenen Ländern gegenwärtig noch schneller als in Frankreich.

Auf 1000 Einwohner wurden geboren:				Sinken:
Deutsches Reich				
1875 40	und	1899 35,9 =	4,1	in 25 Jahren
England und Wales				
1875 35	„	1899 29,3 =	5,7	„ 25 „
Irland 1875 26	„	1899 22,9 =	3,1	„ 25 „
Frankreich				
1875 26	„	1899 21,9 =	4,1	„ 25 „
Ver. St. N.-Amerika				
1880 36	„	1890 30,0 =	6,0	„ 10 „
Neu-Seeland				
1880 40,8	„	1900 25,6 =	14,4	„ 20 „

Dass dieses Sinken der Geburtenziffer in den Kulturländern nicht ein Zeichen des Rassenverfalls ist, in dem Sinne, als müsste es einer Abnahme der natürlichen Fruchtbarkeit zugeschrieben werden, das lehrt uns die einfache Erfahrung, und das wird auch ohne Rückhalt zugegeben.

Wenn nun die Gegner der Kinderzahlbeschränkung beweisen wollten, wie verderblich in Frankreich die Folgen der Beschränkung auf Moralität und Wohlstand seien, so müssten sie zuvörderst dartun, dass dergleichen

*) Sehr reichhaltiges Material über die Ausbreitung des praktischen Neumalthusianismus findet sich bei Hans Ferdy: „Sittliche Selbstbeschränkung". Julius Gude, Hildesheim 1904.

Mängel in sittlicher und wirtschaftlicher Hinsicht in Ländern mit hoher Geburtsrate, wie beispielsweise Russland, nicht existieren; dass in China die Zustände viel günstiger sind wie in Europa; dass in Java Überfluss herrscht, u. s. w., u. s. w. Ja eigentlich könnte man durch Anführung ungünstiger Statistiken über Frankreich nur dann beweisen, dass die Nachteile vom Neumalthusianismus herrühren, wenn nicht nur in anti-neumalthusianischen Ländern das Gegenteil gefunden würde, sondern wenn auch in den verschiedenen neumalthusianischen Ländern selbst die Intensität der gemissbilligten Erscheinungen einigermassen mit der Intensität der Geburtenbeschränkung im betreffenden Lande übereinstimmte.

Jedoch die verminderte Wohlfahrt und die Entartung, die die konservativen Gemüter dem armen Frankreich zuschreiben, bestehen nicht in Wirklichkeit, sondern nur in ihrer Einbildung. Die Tatsache, dass Frankreich lange Zeit hindurch fast das einzige Kulturland war, dass es lange die Hegemonie über Europa gehabt hat und dass es jetzt von andern Ländern eingeholt, sogar in mancher Hinsicht überholt wurde — diese Tatsache spricht eher für die andern Länder als gegen Frankreich. Sie beweist, dass Frankreich ein guter Lehrer gewesen, der von seinen Schülern nun beinahe übertroffen wird. Deshalb aber ist Frankreichs Stellung jetzt keineswegs eine niedrigere oder im Vergleich zu seiner früheren gesunkene. Im Gegenteil. Jeder weiss, dass Frankreich noch jetzt auf dem Gebiete der Freiheit, der Arbeiterbewegung, der Kunst, des Geschmacks, der Wohlfahrtseinrichtungen eine hervorragende Stellung unter den Völkern einnimmt.

Wie wäre es denn nach 1870 möglich gewesen, so schnell die Milliarden zu beschaffen? Wie kam es, dass die Abnahme der Bevölkerungsziffer durch den Krieg

und durch den Verlust von Elsass-Lothringen so bald wieder ausgeglichen war?

Wer in Frankreich gewesen ist, weiss von verhältnismässiger Wohlfahrt der Massen zu erzählen, namentlich wenn man Frankreich mit seinen nächsten Nachbarn: Deutschland, Spanien, Belgien vergleicht. Auch die Arbeitslöhne sind in Frankreich ausserordentlich hoch,*) die Arbeitsdauer ausserordentlich kurz.**)

Es sind namentlich vier Anklagen, die gegen Frankreich erhoben werden, zum Beweise, dass es „ein sinkendes Schiff" ist.

Erste Anklage: In Frankreich nimmt die Bevölkerung ab — „la dépopulation de la grande nation."

Nun ist aber die Bevölkerungszahl in Frankreich nicht im Abnehmen begriffen; im Gegenteil, sie nimmt zu. Dass die Bevölkerung sonstwo noch schneller wächst, ändert nicht die Tatsache, dass sie in Frankreich noch immer im Wachsen begriffen ist.

Hier die Ergebnisse der Volkszählungen:

Im Jahre:	war die Zahl der Einwohner Frankreichs:
1876	36 905 758
1881	37 672 048
1886	38 218 903
1891	38 343 192
1896	38 517 975
1901	38 641 333
1906	39 252 267

Also, obgleich das Land schon seit lange so dicht bevölkert ist, dass man bereits vor einem Jahr-

*) Siehe z. B. das Bulletin de l'Office du travail Dec. 1898, wo man vergleichende Angaben findet über die Löhne in 25 Gewerben, wie sie in einer Anzahl von Städten der Vereinigten Staaten Nord-Amerikas und in einigen Städten Europas von 1870—1896 bezahlt wurden.

**) Siehe auch Ende des folgenden Kapitels.

hundert wegen der starken Zunahme ängstlich war — so wächst doch die Bevölkerung noch immer. Nur mässigt sich dieser Zuwachs mehr und mehr. Dass diese Erscheinung mit der Zeit zu einer Abnahme der Bevölkerung führen müsste, ist mindestens unwahrscheinlich, wenigstens so lange die Existenzmittel sich nicht verringern.

Sollte mit der Zeit einmal ein Stillstand im Bevölkerungszuwachs eintreten, d. h. Stabilität im Gleichgewicht zwischen Nahrungsmitteln und Nahrungsbedürftigen — nun denn, für jedes Land wird wohl einst eine Zeit kommen, wo das Optimum der Bevölkerungsdichtigkeit zeitweilig erreicht ist.

Aber dies alles ist graue Theorie. Tatsächlich wächst der Strom von Frankreichs Bevölkerung noch fortwährend. Und zwar nicht, wie man es öfters in akademischem Tone behauptet, durch einen Überschuss der Einwanderung über die Auswanderung, sondern durch Überschuss der Geburtenzahl über die Sterbezahl. Ausnahmen, Jahre mit einem Sterblichkeitsüberschuss, waren nur 1890, 1891 und 1892; d. h. nach der riesigen Influenzaepidemie, als auch anderswo die Geburtenziffern besonders niedrig waren, und später noch 1895 und 1900. In allen übrigen Jahren gab es noch einen ansehnlichen Geburtenüberschuss; 1905 betrug er noch 37120 Seelen.

Zweite Anklage: Die Anzahl der Ehen in Frankreich soll abnehmen.

In der Fussnote auf Seite 72 und 73 gab ich schon die Ziffern, aus denen hervorgeht, dass die Zahl der Ehen in Frankreich zunimmt. Sogar prozentual, im Verhältnis zur Bevölkerungszunahme ist die Ehenzahl noch stets im Wachsen begriffen. Hier will ich noch hinzufügen, dass nach der in 1901 vom Bureau der Stadt Amsterdam veröffentlichten Statistik die Zahl der

Ehen pro tausend Einwohner 15 betrug, während die Ehenzahl in Paris 20 ‰ war.

Die Geburtenzahl betrug damals in Paris 20 pro tausend Einwohner, in Amsterdam 29 pro tausend Einwohner.

Dritte Anklage: Die ausserehelichen Kinder fangen an, die Mehrzahl zu bilden. Hier sind die Zahlen:

	durchschnittlich lebend geborene ausserehelichen Kinder:
1891—1900 zählte Frankreich	74 893
1900 „ „	73 121
1901 „ „	74 693
1902 „ „	74 071
1903 „ „	72 665
1904 „ „	71 735
1905 „ „	71 500

Wo bleibt da die riesige Zunahme?

Vierte Anklage: Die Lebensdauer in Frankreich soll abnehmen.

Stimmt wieder nicht. Die Lebensdauer ist dort gerade ausserordentlich lang. Hier sind die Zahlen:

Während der Jahre:	war die durchschnittliche Lebensdauer in Frankreich:
1817—1832	39,6 Jahre
1877—1881	42,1 „
1890—1892	43,1 „
1898—1903 für männl. Personen	45,74 „
1898—1903 „ weibl. „	49,13 „

Wenn wir bei einem Aufenthalt in Paris nachts auf den Boulevards einen Eindruck von Leichtsinn und Ausschweifung bekommen — wer sind es denn, die sich da einfinden? Das sind wir selber und tausende von andern Fremden und Touristen; den ruhigen, sesshaften Bürger trifft man in Paris ebensowenig nachts auf der Strasse wie in Berlin oder London.

Der erste Beweis muss noch erbracht werden, dass für Frankreich eheliche Vorsicht vom Übel wäre. Wie in jeder anderen Hinsicht, so ist auch hier Frankreich den anderen Kulturvölkern vorbildlich geworden. Schade nur, wie gesagt, dass Frankreich hinsichtlich der Anwendungsmethoden auf halbem Wege stehen geblieben ist, und bis jetzt fast nur dem Manne die Entscheidung in dieser wichtigen Frage anheimstellte.

Wenn gegenwärtig in Frankreich ein Ruf nach mehr Kindern ertönt, der Notschrei der „Répopulateurs", so zeigt sich, was für eine Schrift oder einen Zeitungsartikel über diesen Gegenstand man auch in die Hand bekommt, dass einzig und allein der Militarismus das Leitmotiv ist. Und wir müssten nur selbst Imperialisten oder Chauvinisten sein, wenn dessen Argumente irgend welche Geltung für uns haben sollten.

Répopulateurs aber nennt man in Frankreich nicht Leute, die selbst viele Kinder erzeugen, sondern diejenigen, die den Wunsch äussern, andere möchten dieses tun. Wie denn auch die Lobredner des militärischen Geistes und der militärischen Vaterlandsliebe selten in den vordersten Reihen kämpfen, sondern in der Regel selbst ruhig am Schreibtisch sitzen bleiben. Wenn man den Inhalt jener Literatur studiert, so bekommt man sie bald satt. Es sind unechte Tränen, die über die Evolution der Menschheit geweint werden, die weder durch Priesterfluch noch durch Staatszwang aufzuhalten ist.

Die verzweifelten Versuche des französischen Gesetzgebers, die Eltern zu unbedachtem Handeln zu bewegen, verfehlen denn auch vollständig ihren Zweck und haben höchstens eine komische Wirkung. Dagegen zeitigt die systematischere Pflege nnd Sorgfalt, die gegenwärtig in Frankreich den schon vorhandenen

Kindern gewidmet wird — ein Streben, das sich so ganz der bisherigen Entwickelung anpasst — die schönsten Ergebnisse und stellt Frankreich auch in dieser Hinsicht als ein Beispiel für andere Völker hin.

XLII.

Australien.

In den letztern Jahren hat der Neumalthusianismus in den verschiedenen Staaten Australiens grosse Fortschritte gemacht, d. h. unter der ansässigen weissen Bevölkerung so grosse, dass die Abnahme der Geburtenzahl dort stärker ist als in irgend einem andern Lande.

Eine Kommission, die von König Eduard VII. von England im Jahre 1903 in Neu-Süd-Wales eingesetzt wurde *), um dort die Ursachen und Wirkungen besagter Geburtenabnahme im Vergleich mit andern Ländern zu studieren, stellt diese folgendermassen fest. Diagramm 2 (die dritte Reihe ist vom Referenten):

	Geburten pro 1000 Einwohner: 1891	1900	Also eine Abnahme von:
Süd-Australien .	33,9	25,8	8,1
Victoria . . .	33,6	25,8	7,8
Neu-Süd-Wales .	34,6	27,4	7,2
Queensland . .	36,4	30,2	6,2
West-Australien .	36,6	30,7	4,9
Neu-Seeland . .	29,0	25,6	3,4
Tasmanien . .	31,9	28,2	3,7
Italien	37,2	33,0	4,2

*) Siehe: Legislative Assembly, New South Wales. Royal Commission on the decline of the birth-rate and on the mortality of infants in New South Wales. Sidney, William Applegate Gullick, Government-Printer, 1904.

	Geburten pro 1000 Einwohner: 1891	1900	Also eine Abnahme von:
England . . .	31,4	28,7	2,7
Ungarn	42,6	39,6	3,0
Portugal . . .	31,7	30,0	1,7
Schottland . . .	31,2	29,6	1,6
Schweden . . .	28,3	27,1	1,2
Deutsches Reich .	37,0	35,6	1,4
Belgien	30,0	28,9	1,1
Frankreich . .	22,6	21,9	0,7
Österreich . . .	38,1	37,4	0,7
Irland	23,1	22,7	0,4

Teils durch Beseitigung von andern Ursachen, teils durch unmittelbare Erklärungen von Zeugen, die die Kommission bei ihrer Untersuchung vorgeladen hatte, gelangte sie zur Kenntnis der Tatsache, dass die verminderte Geburtenzahl hauptsächlich die Folge des Gebrauchs von Präventivmitteln ist, die teils aus dem Ausland importiert (was die Zollscheine beweisen), teils im Lande selbst angefertigt werden. Man findet Anspielungen auf dreierlei Mittel, ohne dass sie jedoch genannt oder auch nur angedeutet würden. (Siehe Band I des Berichtes, Seite 15, Nr. 76 und 77.)

Als Ursachen des Strebens nach Kinderzahlbeschränkung findet man in den Angaben der Erhebung: Verlangen nach mehr Lebensgenuss, nach besserer Erziehung der Kinder, Überbürdung der Mutter mit häuslichen Pflichten durch die Erziehung der Kinder, Bequemlichkeit, Armut. Weiter wird erwähnt, dass 1893 in Neu-Süd-Wales eine schwere finanzielle Krise eingetreten sei, deren Folgen sich 1904 noch beobachten liessen und die so schlimm war, dass die Kommission die Zunahme der Wahnsinnsfälle hauptsächlich daraus erklärte.

Was die Wirkungen der Geburtenabnahme betrifft,

so stellte der Regierungstatistiker von Victoria Mr. W. Mc. Lean die Tatsache fest, dass die Geburtenabnahme in Australien von der niedrigen Sterblichkeitszahl mehr als aufgewogen wird, sodass schliesslich der Geburtenüberschuss noch höher ist als in den meisten Ländern Europas *). Ähnliche Zahlen nennt auch der Hauptgegner des Neumalthusianismus, der Untersuchungszeuge J. B. Trivet, der verschiedenen Wohltätigkeitsvereinen angehört. Letzterer gibt z. B. auf die Frage des Vorsitzenden der Kommission zu, dass in Österreich die allgemeine Sterberate pro Jahr 27,06 ist und in Neu-Süd-Wales 12,49.

Vergleichen wir mit diesen Resultaten der Erhebung den Schluss, zu dem die Kommission gelangt ist, so erscheint darin folgende Stelle höchst bemerkenswert. Seite 53, Bericht I, heisst es: „In den letzten Jahren haben von Zeit zu Zeit einzelne Politiker, die im Zustandekommen des australischen Staatenbundes den ersten Schritt zur Bildung einer grossen Nation sahen und daraus ein schnelles Wachstum nationaler Wohlfahrt und nationalen Fortschritts weissagten, hoffnungsvoll auf den Tag hingewiesen, da Australien mit seinen überströmenden Millionen von Einwohnern eine leitende Stelle unter den Völkern der Welt einnehmen werde. Das patriotische Hochgefühl, das dieses Zukunftsbild hervorruft, wird aber beträchtlich gedämpft angesichts der Tatsache, dass — während Russland und Japan, Australiens künftige Mitbewerber um die Hegemonie im westlichen Stillen Ozean, schon ausser ihren eigenen Grenzen ein Betätigungsgebiet für die Energie ihrer ständig wachsenden Bevölkerung suchen — es noch $46^1/_2$ Jahr dauern muss, ehe Australien mit seinen $3^3/_4$ Millionen Einwohnern in seiner natürlichen

*) Siehe Band I des Berichtes, Seite 54.

Vermehrung (falls diese ihr heutiges Tempo beibehält) nur auf sich selbst angewiesen, seine Bevölkerung verdoppelt haben wird, 113 Jahre, ehe es 20 Millionen von Seelen besitzt, und 168 Jahre, ehe seine Bevölkerung Japans heutige Einwohnerzahl erreicht hat.“ Interessant ist auch die ganze Zusammenfassung der Erhebung, der ausführliche Bericht der Kommission, dessen Schluss die eben angeführte Stelle bildet.

Dieser Bericht ist für die Sache des Neumalthusianismus von der grössten Bedeutung. Gerade in jenem Weltteil, wo in den verflossenen 20 Jahren die Geburtenabnahme am stärksten war, hat eine Kommission auf Staatskosten mit dem grössten Eifer, gestützt auf das vorzügliche Material eines Mannes wie Herr Trivet, Beweise für die Schädlichkeit des Neumalthusianismus gesucht und es ist ihr nicht gelungen, irgend welches neue Argument zu finden, das nicht anderswo schon hundertmal widerlegt worden wäre.

Die Kommission erklärt: „Der Grund, den die Leute fast ausnahmslos für die Beschränkung in der Zeugung angeben, ist der, dass sie nicht genügende Einkünfte haben, um mehr als eine gewisse Anzahl von Kindern zu erziehen“ — aber trotzdem vermag sie in alledem nichts als „Selbstsucht“ zu sehen, und die Tatsache, dass früher dieses Streben nach Kinderzahlbeschränkung nicht in dem Masse vorhanden war, erklärt sie aus der ehedem herrschenden „Religiosität“ und „Unwissenheit“. Den nächsten Anlass zu einer allgemeineren Verbreitung des Neumalthusianismus in Neu-Süd-Wales bot nach Ansicht der Kommission der Prozess „Ex parte Collins“, eine Strafverfolgung gegen die Propaganda des Neumalthusianismus; daraufhin erfolgte die bis jetzt grösste Geburtenabnahme.

Die Kommission behauptet zwar, die Kinderzahl-

beschränkung untergrabe die Moralität des Volkes; aus der Untersuchung aber ging hervor, dass die Eherate (abgesehen von einer Abnahme infolge der erwähnten Krise) seit 1894 von 6,25 auf 7,53 pro Mille zugenommen hat, und dass die Rate der ausserehelichen Kinder abnimmt, auch wenn man diese nach der Anzahl unverheirateter Frauen im betreffenden Alter berechnet. Von 1861—1886 findet man noch eine Zunahme von 15,29 auf 18,35 pro Mille, gerade von 1886—1901 jedoch eine Abnahme von 18,35 auf 16,21 pro Mille (Band I des Berichtes, Seite 10).

Noch schlimmer ist es, dass die Kommission gerade in dem allerwichtigsten Punkt — bei der Frage, inwiefern mit der Geburtenabnahme auch die Kindersterblichkeit abgenommen hat — in dem Resumé der Erhebung auf Seite 13 eine Zunahme der Kindersterblichkeit angibt, während doch gerade die darüber vernommenen Zeugen eine entschiedene Abnahme konstatieren. Herr Ayliffe, Generalregistrator von Süd-Australien, bezeugt, die Kindersterblichkeit habe daselbst nicht zugenommen. Herr Fraser, der Generalregistator von West-Australien, bezeugt, dass die Kindersterblichkeit dort stets im Abnehmen begriffen sei, mit Ausnahme eines Jahres. Herr von Dadelszen, Generalregistrator von Neu-Seeland, bezeugt desgleichen eine beträchtliche Abnahme. Herr Mc. Lean, Leiter des statistischen Amtes von Victoria, reichte sogar gelegentlich der Erhebungen einen Bericht ein, der bewies, dass auch in Australien die sinkenden Geburtenzahlen mit einer ausserordentlich geringen Kindersterblichkeit zusammengehen. Sogar die Tafeln, die unten folgen, und die nach dem Bericht (Band I, Seite 36) von dem Hauptgewährsmann der Kommission Herrn Trivet herrühren, bekunden eine Abnahme der Kindersterblichkeit.

Der Überblick, den die Kommission in einer Zu-

sammenfassung der ganzen Erhebungen gibt, stellt somit einen sehr eigentümlichen „Bericht“ dar. Ist es doch schon immer eine fragwürdige Statistik, wenn man, wie es die Kommission tut, nur einige wenige, willkürlich gewählte Jahre miteinander vergleicht. Nur eine vollständige Übersicht würde ein zutreffendes Urteil ermöglichen; dadurch aber käme man zu einem ganz anderen Ergebnis, wie es im Bericht zu lesen steht. Es seien in Folgendem darum zwei Beilagen der Erhebung (exhibit 118 und 119 in Band I) vollständig wiedergegeben.

Kindersterblichkeit pro 1000 Geborene:

Jahr	Neu-Süd-Wales	Victoria	Süd-Australien	Queensland	West-Australien	Tasmanien	Neu-Seeland
1892	106,02	106,08	96,9	106,7	140,7	99,1	89,2
1893	114,99	117,7	116,5	117,5	118,4	104,7	88,0
1894	109,06	104,1	93,9	97,9	126,2	90,3	81,3
1895	105,90	102,4	94,9	91,2	143,3	81,6	85,4
1896	121,49	110,0	101,4	104,6	184,4	89,1	77,3
1897	102,05	103,3	109,1	94,6	183,5	87,8	72,3
1898	121,97	134,1	139,9	110,5	166,1	115,9	79,7
1899	118,73	114,2	111,6	109,4	139,9	116,2	95,9
1900	103,27	95,3	99,6	98,4	126,1	80,0	75,2
1901	103,74	102,9	100,1	101,9	128,9	89,0	71,4
durchschnittlich in zehn Jahren	110,62	109,0	106,0	103,2	146,1	95,3	81,4

Geburtsrate und Kindersterblichkeit:

Jahre	Neu-Süd-Wales		Victoria		Queensland		Süd-Australien		West-Australien		Tasmanien		Neu-Seeland	
	Geburts-rate	Sterblich-keitsrate	Geburts-rate	Sterblich-keitsrate	Geburts-rate	Sterblich-keitsrate	Geburts-rate	Sterblich-keitsrate	Geburts-rate	Sterblich-keitsrate	Geburts-rate	Sterblich-keitsrate	Geburts-rate	Sterblich-keitsrate
1871—1875	39,05	104	35,69	125	40,81	123	37,24	158	31,30	—	29,72	102	40,02	107
1876—1880	38,53	115	31,43	120	36,72	135	38,28	141	32,97	—	31,54	107	41,32	96
1881—1885	37,65	124	30,76	122	36,37	137	38,52	134	34,57	—	35,02	109	36,50	91
1886—1890	36,36	115	32,72	131	38,81	119	34,48	105	36,88	109	34,59	103	31,22	84
1891—1895	32,93	111	30,93	112	35,15	103	31,54	99	30,77	130	32,84	94	27,66	88
1896—1900	27,98	113	26,22	111	30,40	103	26,59	112	28,73	156	28,28	98	25,74	80

Wir sehen aus diesen Ziffern: 1. dass die Kindersterblichkeit in Australien eine ausserordentlich niedrige ist. Man vergleiche z. B. diese Ziffern mit der Kindersterblichkeit in den Niederlanden (siehe oben Seite 125) bei der wir schon die erfreuliche Tatsache konstatieren konnten, dass die Kindersterblichkeit bei uns zurückgegangen ist (von 197 bis auf 153,6 pro Mille); 2. die Hauptsache, auf die es hier ankommt: dass auch in Australien die Abnahme der Geburtsrate (d. h. seit 1881) im Grossen und Ganzen mit einer Abnahme der Kindersterblichkeit zusammengeht.

Übrigens liefert die Kommission selbst, gerade Neu-Süd-Wales betreffend, eines der deutlichsten Beispiele, wie die Kinderzahlbeschränkung immer mehr zu einer besseren Pflege und Lebenshaltung der Lebenden führen muss, wie wir dieses denn auch oben schon öfters, (siehe besonders die Fussnote auf Seite 138) nachgewiesen haben. Denn unter dem Zwang der Geburtenabnahme macht die Kommission selbst eine Reihe von höchst verdienstlichen Vorschlägen, um künftig diese bessere Pflege und Sorgfalt für die Erhaltung von Wöchnerin und Kind zu ermöglichen. Dadurch wird auch in Australien die Kindsterblichkeit noch immer mehr zum Sinken gebracht werden. Aber auch jetzt schon hätten wir alle Ursache, im Hinblick auf seine niedrige Kindersterblichkeit von Australien zu lernen, statt in pharisäischer Entrüstung von unsern Antipoden zu sagen: „Ich danke dir, Herr, dass ich nicht bin wie diese!“

Leider aber lässt selbst in Australien die eheliche Vorsicht noch so viel zu wünschen übrig, dass auch dort die Abtreibungsmethoden und Abtreibungsannoncen beinahe ebenso grassieren wie bei uns, u. zw. mit gleich unheilvollen Folgen. In dieser Hinsicht hat die erwähnte Kommission eine nützliche Arbeit verrichtet,

indem sie auf diese und ähnliche Missstände nachdrücklich hingewiesen und praktische Ratschläge gegeben hat, um dem Übel Einhalt zu tun; Ratschläge, die nicht nur gut gemeint sondern auch, wie man es von der angelsächsischen Rasse nicht anders erwarten konnte, praktisch durchführbar sind. Wenn aber die Kommission ausser der Abtreibung auch die eheliche Vorsicht durch Strafbestimmungen gegen den Verkauf u. s. w. von Präventivmitteln treffen will, so vergisst sie gänzlich, dass gerade durch solche Gesetzesbestimmungen die heimliche Abtreibung einen noch viel grösseren Umfang annehmen würde. Übrigens wird man auch in Australien doch wohl Anstand nehmen, durch Verhindern des Verkaufs u. s. w. von Präventivmitteln gesetzliche Verfügungen zu treffen, deren Folgen man vorläufig gar nicht übersehen kann. Schon im Jahre 1900 drangen Bischof Julius und andere Geistliche bei der Regierung Neu-Seelands auf Strafbestimmungen, um dem Verkauf u. s. w. der Präventivmittel Einhalt zu tun. Aber die Regierung war zu vernünftig dazu.

Wie unwahr es ist, dass eheliche Vorsicht schädigend auf Wohlfahrt und Sittlichkeit einwirkt, das geht u. a. auch aus der Tatsache hervor, dass Paul Robin, der in Neu-Seeland gelebt hat, gerade durch die Beobachtung der dortigen segensreichen Wirkungen zum Vorkämpfer des Neumalthusianismus geworden ist.

Es gibt noch einen andern Grund, warum gerade Australien, ebenso wie Frankreich, ein starkes Beweismaterial zu Gunsten des Neumalthusianismas liefert. In allen Ländern, wo der Neumalthusianismus so grosse Fortschritte gemacht hat, ist es den Lebenden gelungen, bessere Arbeitsbedingungen, zumal hinsichtlich der Arbeitszeit, zu erlangen. Die beiden erwähnten Länder

nun, in denen die Kinderzahlbeschränkung sich am meisten bemerkbar macht, sind auch die Länder mit der kürzesten Arbeitszeit.

Das Millerand'sche Gesetz vom 30. März 1900 setzt die Arbeitszeit in Frankreich in allen Einrichtungen, wo Männer und Frauen gemeinschaftlich arbeiten, auf zehn Stunden pro Tag fest, und in Neu-Seeland bestimmen die Factory Acts, dass die Arbeitszeit nicht länger als $8^3/_4$ Stunden pro Tag und 48 Stunden pro Woche dauern darf.

XLIII.

Emporblühen und Niedergang der Völker.

Wir deuteten schon kurz darauf hin, dass es nicht immer eine ungünstige Erscheinung ist, wenn ein Land oder eine Nation von einer andern im Wettkampf eingeholt, bezw. überflügelt wird. Wetteifer fördert beide Parteien. Die Hegemonie, der Vorrang der Völker unter einander, ist ein relativer Begriff und mithin einem steten Wechsel unterworfen.

Ehedem, da man nur eine politische Geschichte der Völker schrieb, da man hauptsächlich die militärische und diplomatische Seite der Entwickelung ins Auge fasste, wobei ausschliesslich der Machtunterschied das Ausschlaggebende war — ehedem pflegte man mit einer gewissen Vorliebe von „Emporkommen“ und „Untergehen“ der Völker zu reden. Und die Einfachheit des bildlichen Ausdrucks, wenn man das Leben eines Volkes mit dem Leben des Einzelnen verglich, gab dieser Auffassung die Bedeutung eines Axioms. Man verlor dabei nur ganz aus dem Auge, dass ein Zellenorganismus

kraft biologischer Gesetze zum Untergang kommen muss, während dies bei einer Gruppe, die sich stets aus neuen Individuen aufbaut, nicht zutrifft.

Heutzutage, wo man in der inneren Geschichte der Bevölkerung das Wesentliche sieht, hat diese Ausdrucksweise noch mehr von ihrer Berechtigung verloren. Es fragt sich jetzt sogar, ob es wirklich ein Vorteil für die Einwohner eines Landes, für ihre Ruhe und Wohlfahrt ist, wenn die Nation im Kampfspiel des Krieges zeitweilig in den Vordergrund tritt und unter dem Beifallsruf der ganzen Welt, wenigstens der „claque" der Tagespresse, „hervorragende" Taten verrichtet. Oder ist nicht ein Volk, wie ein einzelner Mensch, oft am glücklichsten, wenn es ruhig sich selbst überlassen wird? „Pour vivre heureux, vivons cachés," schrieb ein Dichter in Frankreich, als dieses Land auf dem Höhepunkt seiner Kriegsglorie stand.

Der gewöhnliche historische Gang, der die bildliche Bezeichnung „Emporblühen und Niedergang" veranlasste, ist vielfach folgender: Die erste Entwickelung einer politischen oder sozialen Gruppe, die sich geographisch von andern Gruppen loslöst, wird unter Stürmen und Kämpfen im Widerstreit der Interessen durchlebt. Das ist die schwere Zeit der Verteidigungs- oder Angriffskriege, eine Zeit unsäglichen Leidens, aber auch grosser Energie, während deren eine schnelle Bevölkerungszunahme sehr wohl erwünscht sein kann, wäre es auch nur, um das vom Kriege herrührende Defizit wieder auszugleichen. Dann folgt aber meist eine Periode der Ruhe und Behaglichkeit, eine Zeit der Wohlfahrt. Es entsteht nach und nach Überfluss einerseits, bei dem Armut andererseits nicht ausbleiben kann, eine Armut, die oft noch durch zu schnelle Vermehrung bei relativ grosser Sicherheit verschlimmert wird. In dieser Periode blühen unter den Reichen und

Höchstkultivierten die schönen Künste und die eleganten Wissenschaften. Schliesslich aber werden die Missverhältnisse so sehr auf die Spitze getrieben, dass die Blüte der Nation dahin ist.

Wer aber genauer hinsieht, wird in der sogenannten Blüteperiode schon den Keim des Verderbens erblicken können. Und wenn später die Anzeichen des Verfalls, der Entartung von so vielem, was früher kräftig und gesund schien, jedem sichtbar werden, dann bilden sich vielleicht erst für den, der Augen hat zu sehen, in der Tiefe des Volkslebens die Knospen, aus denen mit der Zeit schönere Blüten als die früheren aufbrechen werden.

In Wirklichkeit gibt es in der Geschichte nur verschiedene Phasen, Übergänge, so dass man jeden Zeitraum zugleich als Verfall des vorigen und als Aufbau des künftigen betrachten muss. Insoweit trifft der Vergleich mit einer organischen Entwickelung zu. Nur die Vorstellungen: Befruchtung, Geburt und Tod (Untergang) passen keineswegs hinein, in diesen Punkten hinkt der Vergleich.

Wir können von einem Niedergang von Dynastien, einem Niedergang von Regierungsformen, einem Verschieben politischer Grenzen, einer Änderung des Schwerpunkts nach verschiedenen Richtungen — aber wir können nicht von einem Niedergang von Völkern sprechen.

Vielfach meint man mit dem Niedergang eines Volkes den Verlust seiner politischen Unabhängigkeit, sein Einreihen in eine grössere Organisation, Einsetzung einer gemeinsamen Regierung über zwei Völker, die früher jedes eine gesonderte Organisation mit selbstständiger Regierung darstellten. Falls es sich nur um einen Wechsel des Staatsoberhauptes dabei handelt, ist diese Änderung für das gesamte Volk zuweilen von sehr geringer Bedeutung. Wenn aber eine solche

Änderung, wenigstens in einem der beiden Länder, mit der Einführung anderer Gesetze zusammengeht, so kann sie entweder einen grossen Vorteil oder einen grossen Nachteil bedeuten. Wie oft wird durch einen solchen Verlust politischer Unabhängigkeit ein Augiasstall gesäubert, ein Ansteckungsherd der Korruption beseitigt, eine Isolierung aufgehoben, die jede Entwickelung, jeden Fortschritt hemmte, wenn auch diese Errungenschaft dort teuer erkauft wird, wo das Gute aus Bösem hervorgeht.

Wenn hingegen ein friedliches Volk, das schon auf einer hohen Entwickelungsstufe steht, oder auch ein kerngesundes, naives Urvolk einfach von roher Übermacht überwältigt wird — und die Übermacht ist oft so gross, dass keine Abwehr möglich ist —, so kann das von ihr aufgezwungene Regiment ein höchst verderbliches sein, ein Rückschritt, der aber schliesslich für den Fortschritt auch einen Gewinn bedeutet, wenn nämlich — was meist der Fall — das kleine, hochstehende überwundene Volk auf das weniger gebildete, zahlreichere günstig einwirkt.

Wir sehen aus diesen beiden Beispielen, dass man, solange man noch von mehr oder weniger barbarischen und militaristischen Völkern umringt ist, zur Verteidigung aus Notwehr leider noch immer gerüstet sein muss. Wäre unser Augenmerk nur immer auf eine Verbesserung der allgemeinen Weltzustände, statt immer bloss auf die eigene „Ehre“ und den eigenen Vorteil gerichtet!

Dass die gebräuchlichen stehenden Heere und Kasernen dem letzteren Zweck gar nicht förderlich sind, braucht nicht erst bewiesen zu werden. Daneben muss man aber auch im Auge behalten, dass die Opfer für die Verteidigung nicht übermässig steigen dürfen; denn wie gesagt, die verbündeten Feinde können doch immer noch so mächtig werden, dass alle Gegenwehr

vergeblich ist. Die Prophylaxe könnte also schlimmer werden als das gefürchtete Übel.

In dieser gemässigten Auffassung wird sich das Militärbedürfnis im Laufe der Zeit in absteigender Linie bewegen; man wird also seine Grundsätze immer weniger preiszugeben brauchen, von der tierischen Stufe wird man unmerklich auf die menschliche Evolutionsstufe gelangen.

Meint man aber mit Emporblühen und Niedergang der Völker die Energie, die im Volke selbst wohnt, dann — aber auch nur dann — ist es wahr, was Schallmayer in seinem später ausführlich zu besprechenden Werke „Vererbung und Auslese im Lebenslauf der Völker" sagt, dass dieser Niedergang nicht notwendig gewesen wäre, wenn man die „generative Auslese" besser im Auge behalten hätte.

Man sollte daher genügend Sorge tragen für die Verbesserung des erblichen generativen Wertes des Keimplasmas, sagt Schallmayer. Denn der durch die natürliche Auslese im Laufe so vieler Jahrhunderte in so viel Kämpfen und Leiden erlangte erbliche Wert des Keimplasmas wird von mancherlei Kultureinflüssen mit Schwächung und Rückgang bedroht, da die Kultur ja meist nur traditionelle Werte, d. h. erworbene Vorteile, die nicht erblich sind, hervorbringt.

Die ungünstigen Kultureinflüsse werden nun von Schallmayer folgendermassen zusammengefasst (Seite 173): „Direkte Keimverderbung" (Alkohol u. a.) „und abwärts gerichtete Auslese" (die bestehende Güterverteilung, Militarismus u. a.) „das sind die beiden grossen Zerstörer der generativen Werte, an deren Züchtung unter Not und Kampf ungezählte Jahrtausende gearbeitet haben."

Und von den günstigen Kultureinflüssen sagt Schallmayer (Seite 157): „Von den bisher aufgezählten

günstigen Einwirkungen der Kultur auf die generative Entwickelung ist also keine von grösserem Belang. Weitaus der wirksamste Vorzug aber, den eine höhere Kultur für die generative Entwickelung zu bieten vermöchte, besteht in der bewussten Beeinflussung der geschlechtlichen Auslese des Menschen, die sich aus der steigenden Einsicht über den Erbwert der Personen und vielleicht auch aus einer Zunahme des Pflichtgefühls gegen die kommenden Generationen ergeben wird."

Schallmeyer meint damit das Eheverbot von erblich Belasteten und Minderwertigen. Diese Winke und Lehren der modernen Rassenhygiene können nie genug berücksichtigt werden. Gesetzgeber und Staatsleute müssen nach dieser Richtung steuern; jeder, der Kinder zeugt, muss diese Grundsätze dabei zur Anwendung bringen. Dann bleibt ein Volk ewig jung und in wachsendem Masse energisch; und es wird — in diesem Sinne — nicht untergehen.

In politischem und militärischem Sinne aber bietet auch dieses Verfahren keine Gewähr. Kann doch jederzeit eine Kombination von Interessen die Übermacht so gross werden lassen, dass der Untergang der politischen Unabhängigkeit auch des lebenskräftigsten Volkes schlechterdings unvermeidlich wird. Hieraus ersieht man wieder, dass der Militarismus eine durchaus unzuverlässige, ja gefährliche Basis für die Evolution bildet.

Wenn wir wilde Volksstämme und Rassen aussterben sehen, so ist dies in der Regel die Folge der Nichtbeachtung des Schallmayer'schen Rates. Es kann z. B. herbeigeführt werden durch eigentümliche pathologische Einflüsse wie Alkoholismus, Syphilis, oder Ansteckung durch Bettdecken von Blatternpatienten, mit denen ihre weissen Brüder sie beschenkten. Oder es

kann sein, dass sie sich den veränderten Umständen nicht in genügendem Masse angepasst haben, z. B. durch hartnäckiges Festhalten am Nomadenleben oder — noch schlimmer — am Jägerleben zu einer Zeit, wo die Bevölkerungsdichtigkeit für diese Art Produktionsweise schon viel zu gross geworden ist.

Solch ein Aussterben geht notwendigerweise mit einer Verminderung der Zahl zusammen; doch ist darum die Abnahme nicht des Übel's Ursache, wie zuweilen behauptet wird. Dies ist derselbe logische Fehler, wie wenn man den steigenden Thermometer für das Fieber verantwortlich machen wollte. Es gibt sogar Fälle, wo eine Abnahme der Zahl eine bessere Anpassung an die Umstände bedeutet als eine Vermehrung, z. B. in Zeiten des Mangels, der Hungersnot.

Abgesehen von diesem langsamen Aussterben oder einer plötzlichen Vertilgung durch Kalamitäten trifft wilde Volksstämme oft das Unheil unaufhörlicher gegenseitiger Kriege, wobei zwar grosse Massen zuweilen einen grossen Vorteil gewähren können, ebenso wie in einer neugegründeten Kolonie, wobei aber Energie und Abhärtung doch noch immer wichtigere Faktoren im Kampf auf Leben und Tod sind. Wir stehen hier noch sozusagen auf tierischem Standpunkt. Die Vor- und Nachteile der tierischen Selektion, wie Darwin sie schildert, gelten hier noch in vollem Umfang.

Es ist ein primitiveres Stadium als unser Militarismus; aber man findet dort noch die speziellen Vorteile der natürlichen Auslese, die beim Militarismus in Wegfall kommen. Durch ihn werden ja gerade die besten und kräftigsten Männer der Familiengründung entzogen, im Gegensatz zu den Invaliden! Und die besten Elemente werden vor ihrer erst später möglichen Ehe erst noch allerhand hygienischen und sittlichen Einflüssen ausgesetzt, die wir hier nicht näher darlegen

wollen, die aber ganz gewiss für tausende von Individuen und deren spätere Familien den Untergang bedeuten.

Fürwahr, man hat keine Ursache, für das Prinzip der Überzahl und der militärischen Macht zur Verhütung des Volksuntergangs zu schwärmen!

Aber zeigt heute, in dem Kulturstadium, in dem wir leben, wo politische oder Zollkriege nicht mehr die Ausrottung der Bevölkerung bezwecken, wo die Sicherheit ziemlich gross ist und Hungersnot nicht mehr periodisch wiederkehrt, nicht die Geburtenabnahme in fast allen Ländern Europa's den Beginn eines innerlichen Verfalls an? Verrät nicht dieses Sinken der Geburtsrate einen Mangel an Mut, eine Abnahme der Fruchtbarkeit?

Nun, der Mut, unerwünschte Kinder zu zeugen, ist ein sehr trauriger; und zwischen dem nicht mehr habituell Gebären und dem nicht mehr habituell Morden kann sehr wohl eine erfreuliche Wechselbeziehung bestehen.

Was die Fruchtbarkeit betrifft, so wird das Wort in zwei verschiedenen Bedeutungen gebraucht: 1. für die Anzahl von Kindern, die man tatsächlich hat (die Proliferität), und 2. für das potentielle Vermögen, Kinder zu erzeugen, wenn man dies wünscht (Zeugungskraft). Die verminderte Proliferität wäre nur dann ein Beweis verringerter Zeugungskraft, wenn sie nicht von einem vorsätzlichen Vermeiden der Befruchtung herrührte. Doch wird gerade Letzteres überall konstatiert; die Ärzte wissen das in allen Einzelheiten. Die Abnahme der Geburtsrate darf mithin gar nicht auf Abnahme der Zeugungskraft schliessen lassen. Dies wäre auch an und für sich nicht wahrscheinlich. Weiss man doch, in wie geringem Masse das Vermögen, Kinder zu zeugen, von äusseren Umständen und erworbenen Eigen-

schaften abhängig ist. Das Keimplasma geht von einer Generation auf die andere über, und das Elend des Einzelnen muss schon das Maximum überschritten haben, ehe man seine Folgen auf diesem Gebiete spüren kann.

Die Minimumgrenze der Existenzbedingungen, unter denen Fortpflanzung noch möglich erscheint, ist äusserst niedrig.

Einzelne Idealisten haben ihrer Hoffnung Ausdruck gegeben, die Fruchtbarkeit würde dereinst durch moralische Erhebung, durch eine geistige Evolution von selbst abnehmen. Man wird aber bis dahin noch lange warten können, denn eine gesunde Frau wird wohl immer noch in dem Masse fruchtbar bleiben, dass sie mindestens jedes Jahr ein Kind gebären kann, oder — wenn sie die Säuglinge selbst stillt — alle zwei Jahre. Ganz gewiss wird auf höherem geistigen Standpunkt die Proliferität abnehmen — das wird aber nicht durch Impotenz und Sterilität, sondern dadurch geschehen, dass der Geist die Zeugungskraft beherrscht; und der Geist wird dies den Umständen gemäss tun, entweder mit oder ohne materielle Hülfsmittel. Aber herrschen wird der Geist. Die hierdurch verringerte Proliferität ist daher eine Stufe der Evolution, nicht der Entartung.

XLIV.

Cui bono?

Wie erklärt es sich nun schliesslich, dass — während alles für eine willkürliche Regelung der Kinderzahl spricht — es doch noch so viele Leute gibt, die sich mit aller Macht gegen eine Propaganda der ehelichen Vorsicht sträuben? Sie wollen zwar für sich

selber die Präventivmittel kennen und, wenn es nötig ist, auch anwenden; sie sehen es auch gerne, dass ihre Verwandten und ihre bevorzugten Untergebenen in dieser Richtung aufgeklärt werden. Aber wenn die Kenntnis „unter das Volk" gebracht werden soll, so äussern sie ihre Entrüstung, oder sie sagen: „Ach, die armen Leute wollen ja doch keine Präventivmittel anwenden!"

Man wird zugeben, dass hier ein Widerspruch liegt. Wenn die Armen wirklich die Mittel nicht anwenden wollen, was könnte es dann schaden, dass man mit ihnen darüber spricht und ihnen Flugblätter über diesen Gegenstand ins Haus trägt? Es muss also etwas anderes dahinter stecken. Was dürfte wohl der materielle Hintergrund für diesen Standpunkt sein? Welches materielle Interesse steht hier auf dem Spiel?

Bei einer idealen Auffassung der Gesellschaft muss man die willkürliche Regelung der Kinderzahl billigen. Achten wir aber einmal auf die weniger idealen Motive der Gesellschaft, auf die Kehrseite der Medaille, so sehen wir den Kampf der Interessen wie eine Natter im Grase versteckt liegen.

Cui bono? Wer geniesst den Vorteil? Wem frommt die Unwissenheit der Massen? Wer findet seine Rechnung bei einer grossen Menge armer Leute, die vom Hunger getrieben bereit sind, jede Arbeit um jeden Preis zu verrichten?

Die Reichen.

Der Chef, der Buchhalter soll wenig Kinder haben, um mit einem Hungerlohn doch noch den Herrn spielen zu können. Der „gelernte Arbeiter" darf auch nicht allzu roh sein; doch die Masse der „Ungelernten", die Leute, die für kein besonderes Gewerbe vorgebildet sind, — für die gilt das Umgekehrte. Die sollen nur billig sein und zur Verfügung stehen im Augenblick, wo man ihrer bedarf.

Die „Menge," die man heutzutage verlangt, ist durch die Entwickelung der Produktionsweise zwar geringer, viel geringer als früher — daher begehrt man auch nicht mehr jene Herden von Sklaven und Hörigen; aber der moderne Pauperismus ist und bleibt die „conditio sine qua non" unserer heutigen billigen Industrie. Es sind zwei Seiten derselben Sache.

Unsere ganze Gesellschaft ist so eingerichtet, dass jeder die Arbeit, die er unangenehm findet, auf den niedriger Stehenden abzuwälzen sucht. Die „gnädige Frau" verrichtet im Hause nicht mehr die Muskelarbeit; dazu hat sie die Magd. Diese überlässt die ganz grobe Arbeit der Scheuerfrau, meist einer halbverhungerten Witwe. Und diese Persönlichkeit — wenn man eine in ihrer Leistung so gering bewertete Kreatur noch so nennen darf — überlässt ihrerseits die allerschmutzigste Arbeit einer Unzahl von „städtischen Beamten".

Wie die Armen vom Gelde der Reichen zehren, so zehren die Reichen vom Körper der Armen. Die Armen ziehen nach den Städten, weil es da wenigstens noch etwas zu verdienen gibt; und die Reichen ziehen nach den Städten, weil man nur da ein gewisses Mass von Luxus haben kann, nur da gut bedient wird.

Solange wir eine Unzahl von Bettlern in den Dienst unseres Luxus stellen, so lange werden auch solche Unglückliche immer wieder gezeugt werden. Wie denn auch die Geschichte lehrt, dass immer der grösste Luxus und Reichtum in den Städten mit der grössten Armut und dem grössten Elend der Menge zusammen gegangen ist.

Hier gibt es nur ein Mittel. Jeder, der zum Heil aller mitwirken will, muss die Folgen seiner Taten erwägen. Wer reich ist, sollte nicht seinen Vorteil auf Kosten einer so grossen Anzahl von Leidenden suchen. Man sollte erst seine eigenen Begierden und Bedürfnisse

einschränken; damit beschränkt man zugleich die Kinderzahl bei den Proletariern. Dies aber kann nur wieder segensreich auf uns selbst einwirken. Denn nicht derjenige hat Überfluss, der sich alles verschaffen kann, was ihm gerade einfällt, sondern derjenige, dessen Forderungen bescheiden sind.

Ohne diese Reform werden alle andere Reformen eitel sein.

Ich möchte diese meine Ansicht durch ein paar weitere spezielle Beispiele erläutern.

Eine der plumpsten Formen, in denen sich das Streben, aus dem Sklavensinn und der Erniedrigung von tausenden Vorteil zu ziehen, offenbart, ist der Militarismus. Er ist nichts als ein Überbleibsel aus der Barbarenzeit in ihrer abscheulichsten Form, obgleich er mit dem hochtönenden Wort „Vaterlandsliebe“ überdeckt wird.

Für den Staat ist Besiegtwerden im Kriege das grösste Leid, Siegen im Kriege das zweitgrösste; eine kriegerische Politik kann mithin auf die Dauer niemals dem wirklichen Interesse des Staates dienen. Aber ob nun der betreffende Staat im Kriege gewinnt oder verliert — Anleihen müssen immer gemacht werden, wenn es Krieg gibt, und dadurch werden die Rothschilde Millionäre. Die grossen Bankfirmen und ihre Organe, die grossen Tageszeitungen, gewinnen jedenfalls beim Kriege. Da braucht man also nicht erst zu fragen: „cui bono?“

Für die höheren Militärs ist ebenso der Krieg die conditio sine qua non, um Carrière zu machen. Für die Kriegs- und Marineminister ist der Krieg ein Posten, der jedes Budget gestattet. Und das Fürstenspielzeug ist die Schachtel mit Soldaten; Lieferanten und Rheder lauern nur auf Krieg. Braucht man da noch zu fragen: „cui bono?“

Und die Kehrseite der Medaille? Wer füllt die Reihen unserer Armeen als „Freiwillige?“ Wer nimmt Dienst als Kolonialsoldat? Nicht immer die Schlechtesten; aber sehr oft die jüngeren Söhne aus grossen Familien, für die die Eltern keine andere Ausbildung mehr erschwingen konnten. Junge Männer, die im Handwerk oder als Angestellte keinen Platz mehr zum Ausfüllen finden können, und die doch noch soviel Energie behalten haben, den Zustand des Überflüssigseins nicht ertragen zu können. Je grösser die Menschenanhäufung, desto leichter ist auch der Soldat zu haben.

Ganz gewiss kann auch hier aus Bösem noch Gutes kommen. Der Krieg kann in historischem Sinne noch sehr wohl zu etwas Gutem Anlass geben. Aber das Übel bleibt deshalb doch ein Übel. Und wäre es nicht ungleich besser, wenn aus Gutem Gutes käme? Die natürliche spontane Entwickelung jeder einzelnen Rasse und ihr Einfluss auf andere Rassen; die allmähliche Entwickelung der Wissenschaften und Künste des Friedens; der persönliche Umgang der Naturvölker mit unsern Naturforschern und Missionaren — das alles könnte noch ganz andern Segen für die Völker bringen, als ihn jemals Schnellfeuerkanonen im Gefolge gehabt haben.

Doch für den Krieg braucht man ein Heer, ein grosses Heer. Und wenn man keine grosse Kriegsmacht hätte, könnte man auch im eigenen Lande die eigenen Vorrechte nicht aufrecht erhalten? Das kann man am besten nur mit entarteten Kindern gedankenloser Eltern erreichen.

Empfehlt darum niemals eheliche Vorsicht, sonst seid ihr schlechte Patrioten!

Die überzähligen Jünglinge sind billiges Kanonenfutter, die überzähligen Mädchen billiges Prostitutionsfutter.

Was schmeichelt dem Reichen mehr, als dass er an jeder Hand zehn Mädchen kriegen kann? Dies ist die prinzipielle Erniedrigung der Frau — man will ihre Menschwerdung nicht. Das Mädchen soll minderwertig bleiben; die verheiratete Frau soll in ihrer wirtschaftlichen Unabhängigkeit beeinträchtigt werden, man muss sie daher „schützen." Die Frau muss den Reichen zur Verfügung stehen: als Amme, als Dienstmädchen, als Aufwärterin, als Prostituierte, dem Manne als allezeit willige Gattin. Und also muss es ihrer viele geben, und minderwertig müssen sie sein.

Wer die Kinderzahl beschränken will, ist ein Störenfried, ein Querkopf, ein enfant terrible.

Dass wahres Glück für uns nur dann denkbar ist, wenn auch die andern Menschen glücklich sind, und dass eine Gesellschaft erst dann eine wirkliche Gemeinschaft sein kann, wenn einer des andern Glück anstrebt — das vergisst man in der Regel dabei.

Würde die Frage „cui bono?" nicht so engherzig aufgefasst, so müsste also die Antwort lauten: eigentlich ist es für niemand gut, wenn unbedacht Kinder gezeugt werden.

XLV.

Schlussfolgerungen.

Wir haben in diesem zweiten Teil die Kinderzahlbeschränkung in ihrer Bedeutung für die verschiedenen Kreise der Gesellschaft betrachtet, und jedesmal haben wir gesehen, welche weitreichenden Folgen die willkürliche Regelung der Menschenzahl

nach sich zieht. Immer wieder haben wir es beobachten können, dass sie einer höheren Entwickelungsstufe entspricht, dass sie ein Hauptmoment in der Aufwärtsbewegung der Menschheit ist.

Bei den nun folgenden theoretischen Betrachtungen über diese Entwickelung werden die Theorien der Rassenverbesseruug eingehend besprochen werden; ist doch die Evolutionslehre zugleich die Lehre der Rassenverbesserung.

Praktisch ist der Zusammenhang zwischen Rassenverbesserung und willkürlicher Kinderzahlbeschränkung sowohl im ersten wie im zweiten Teil schon genügend dargelegt worden. Die empirischen Tatsachen wurden zur Genüge beleuchtet, um unser Tun zu bestimmen.

Wer also nichts auf theoretische Erwägungen hält, kann den jetzt folgenden dritten Teil getrost ungelesen lassen.

Tatsachen ändern sich nicht durch Theorien.

Dritter Teil.

Die willkürliche Beschränkung der Kinderzahl in ihrer rassenhygienischen Bedeutung.

XLVI.
Einleitung.

So oft wir im praktischen Leben eine aktuelle Frage zu entscheiden haben, wird unser Urteil von zufälligen Motiven wie Widerwillen oder Vorurteil, individuellem Vorteil oder Nachteil nur zu leicht störend beeinflusst werden. Viel weniger sind wir diesen Einflüssen ausgesetzt bei einer theoretischen Behandlung der betreffenden Frage, weil dann das Problem ganz allgemein gestellt wird und die Vor- und Nachteile auch nur theoretisch in Betracht gezogen werden. Zwar werden wir auch hierbei Fehler begehen; aber diese können nachher wieder gutgemacht werden, weil wir bei der praktischen Anwendung die gefundene Regel doch immer wieder auf's neue dem speziellen Fall anpassen. Es ist ja zur Genüge bekannt, dass die individuelle Handlung auch von individuellen Motiven beherrscht wird.

Wir sehen also, wie sehr die praktische Erfahrung und die theoretische Begründung einander gegenseitig ergänzen und berichtigen, und wir wollen darum auch, nachdem wir die Frage der willkürlichen Einschränkung der Kinderzahl praktisch erörtert haben, die nämliche Frage noch einmal theoretisch vom allgemein physiologischen, d. h. vom biologischen Standpunkte betrachten.

Während der erste Teil unserer Arbeit uns in's eheliche Schlafgemach führte, der zweite uns in die vielbewegte Menschenwelt mitten hinein stellte, ziehen wir uns jetzt im dritten Teil in's stille Studierzimmer zurück, wo wir drei verschiedene Forscher über Rassenverbesserung zu Rate ziehen wollen. Als Anhang wird

dann noch ein Apostel der Kinderzahlbeschränkung vorgeführt werden.

Es liegt zunächst die Frage vor: welche Bedeutung hat nach unsern heutigen Begriffen die willkürliche Beschränkung der Kinderzahl für die Entwickelung der Menschheit? Darf man den Gebrauch von Präventivmitteln als einen Schritt vorwärts auf dem Weg zur menschlichen Herrschaft über die unbewusste Natur betrachten oder aber als den Beweis einer krankhaft übertriebenen Kultur, vielleicht schon der Degeneration?

Zur Beantwortung dieser Frage sollen erst die Weismann'sche Lehre vom Keimplasma*), dann Darwin's Selektionstheorie und zuletzt die Lamarck'schen Entwickelungsgesetze**) näher betrachtet werden, als Anhang Malthus. Diese vier Forscher werden also in retrospektiv-historischer Reihenfolge behandelt werden.

XLVII.

Die Weismann'sche Lehre vom Keimplasma.

Wie der moderne Begriff der Rassenverbesserung, nach der Selektionslehre Darwin's von Weismann modifiziert, sich gestalten muss — diese Frage ist von Dr. Wilhelm Schallmayer eingehend erörtert worden in seiner Arbeit „Vererbung und Auslese im Lebenslauf der Völker," der preisgekrönten Antwort auf die Frage:

„Was lernen wir aus den Prinzipien der Descendenz-

*) August Weismann, Das Keimplasma, 1892.

**) Lamarck, Phylosophie Zoölogique, Paris 1809, und die Einleitung seiner Historie naturelle des animaux sans vertèbres, Paris 1805.

theorie in Beziehung auf die innerpolitische Entwickelung und Gesetzgebung der Staaten?“

Wenn wir diese Arbeit kritisch betrachten, sind wir sofort in die Materie eingeführt, und es wird sich der Mühe lohnen, nicht weil die Arbeit mit einem Preis von 30000 Mk. bedacht wurde, sondern weil Dr. Schallmayer einer der besten Vertreter des Neu-Darwinismus ist, wie er die Weismann'sche Lehre nennt. Die äussere Anordnung des Buches ist im höchsten Grade gelungen: eine Fülle von treffend gewählten und durch feinere Buchstaben bequem zu überblickenden Zitaten, während die leitenden Gedanken des Verfassers durch Sperrdruck deutlich hervortreten. Die Hygiene der Zukunft wird warm befürwortet, und niemand, der auf diesem Gebiet etwas leisten will, darf das Buch ungelesen lassen. Vor allem predigt der Verfasser die Hygiene der Nachkommenschaft, die Hygiene des Keimplasma's.

Im Hinblick auf die Preisaufgabe fragt Schallmayer: was der Staat nach dieser Richtung zu leisten vermöge? und dabei wird denn sofort offenbar, dass für ihn der Begriff des Staates sich mit dem des Militärstaates deckt. Dieser Standpunkt, bei dem die Einwohnerzahl eine Hauptrolle spielt, wäre vielleicht zu verzeihen in einer politischen und militärischen Sturm- und Drangperiode, wo es gilt, alles zu gewinnen oder alles zu verlieren; aber es erscheint durchaus unberechtigt, diesen besonderen Fall als die Norm anzusehen.

Der Hauptzweck des Staates soll nach Schallmayer nicht die Forderung des physiologischen Optimum's sein, sondern die Sicherung der eigenen Existenz (Schallmayer, Seite 245, 246). „Die Sicherung der eigenen Existenz der Staaten erfordert aber die grösstmögliche Steigerung ihrer Macht im Kampf um's Dasein mit

anderen Staaten.“ (id. S. 245.) „Denn die Staaten haben infolge der wachsenden Anforderungen des Daseinkampfes notwendig die Tendenz, ihre Bevölkerungszahl und ihr Gebiet zu vergrössern.“ (id. S. 246.) „Denn in der äusseren Politik waltet ja unbestritten das Recht des Stärkeren, und deshalb hat auch die Selektionstheorie hier so offenbar wie kaum auf einem anderen Gebiete Giltigkeit.“ (id. S. 223.)

Hinsichtlich des Staates steht Schallmayer noch auf dem Standpunkt der tierischen Auslese, stellt sich somit, wie wir sehen, einerseits an die Spitze der Humanität, andererseits fühlen wir die Spitzen der Bajonette.

Ein Staatenbund wird uns zwar vor Augen gestellt: „Am allerraschesten aber vermag eine auch militärische Verschmelzung vorher getrennter Staaten, also eine weitere Vergrösserung der Landfriedenskreise, die Macht eines mit anderen konkurrierenden Gesellschaftskörpers zu erhöhen“ (id. S. 222); aber dieses Bild verschwindet wie eine Fata morgana, wenn der Verfasser an einer anderen Stelle sagt: „dazu besteht in absehbarer Zeit nicht die geringste Aussicht.“ (id. S. 261.) Für mich leidet also die Beweisführung durchweg an einem inneren Widerspruch. Immerhin aber sind die praktischen Vorschläge (Schallmayer 295—365) wirklich praktisch, und vieles davon wäre auch jetzt schon zu verwirklichen.

Die Religion dünkt ihm eine gefährliche, weil unsichere Basis für die Moral. Der Heeresbestand sollte erniedrigt werden, weil in Europa die Sterblichkeitsrate der jungen Leute im Heere etwa das doppelte der allgemeinen Sterblichkeitsrate erreicht. Auch sollte der Staat nicht länger müssig mitansehen, dass diejenigen jungen Leute, die wegen Untauglichkeit dienstfrei sind, dieses Recht dazu benutzen, während die Anderen in

die Armee eintreten müssen, ihrerseits die besseren ökonomischen Stellen zu besetzen, und dementsprechend mehr Kinder zu zeugen. Namentlich betont Schallmayer, wie sehr Alkohol und Syphilis nicht nur das Soma (den Körper), sondern auch die Keimzellen und dadurch die Nachkommenschaft schädigen, obgleich dieser Schaden ein erworbener, nicht ein angeborener sei. Privatbesitz und Erbrecht seien ebenfalls zu beschränken, weil sie beide eine anti-selektorische Wirkung haben. „Gegenüber der oft angepriesenen Idee, das Erbrecht völlig zu beseitigen, würde das sozialistische Ideal des allmählichen Übergangs der wichtigsten Produktionsmittel aus dem Privatbesitz in den Besitz der Gesamtheit trotz aller entgegenstehenden Bedenken weitaus noch den Vorzug verdienen." (id. S. 335.)

Wie bei der Zucht der Rassentiere will Schallmayer auch beim Menschen Stammbücher angelegt haben, woraus sich ein neuer Adel ergeben würde. Die Schwachen und Minderwertigen sollen zwar liebevoll und sorgsam gepflegt werden, aber von der Fortpflanzung Abstand nehmen; in vielen Fällen sollen sie gesetzlich, d. h. durch Heiratsverbot, daran gehindert werden. „Soll demnach einem Volke, das aus Übervölkerung hervorragende Elend erspart bleiben, und ihm dennoch seine generative Tüchtigkeit erhalten oder sogar erhöht werden, so muss die natürliche Auslese durch eine bewusste ersetzt werden, . . . d. h. in der Versagung der Ehe durch Sitte und Gesetz" (d. h. den Minderwertigen). (id. S. 337).

Im Ganzen soll also die Fürsorge des Staates nicht nur den somatischen, erworbenen, traditionellen Werten zugewendet sein, die nicht erblich sondern von jedem neuen Individuum wieder auf's neue zu erwerben sind, sondern auch vor allen Dingen der Erhaltung und

Verbesserung der erblichen Werte des Keimplasmas, die sich im Laufe der Jahrhunderte selektorisch unter schwerem Kampf und Zwang entwickelt haben. Der Staat darf nicht müssig mit ansehen, dass diese höheren Werte vernachlässigt werden und wieder verloren gehen, weil infolge unserer erhöhten Kultur die ursprüngliche tierische Selektion, der grausame Kampf um's Dasein, allmählich nachgelassen hat. Erst recht sollten diese Werte nach den Gesetzen der Descendenzlehre sorgsam bewahrt werden! Nur dadurch wäre einer Entartung vorzubeugen; denn nach Schallmayer ist es durchaus nicht notwendig, dass ein Volk wie ein Individuum mit der Zeit degeneriert und untergeht. In dem Kapitel: „Der biologische Wert der chinesischen Kultur" (S. 193—211) gibt Schallmayer einen ausserordentlich interessanten Aufschluss, warum China diesem Verhängnis solange entgangen ist: es sind da eben Einflüsse vorherrschend, die den erblichen Werten günstig sind.

Dies alles scheint deutlich genug. Aber wie lassen sich auch nur theoretisch die erblichen Eigenschaften von den immer wieder auf's neue zu erwerbenden abgrenzen? Es handelt sich, wohlverstanden, bei Schallmayer um eine prinzipielle Lösung. Wir wollen bei dieser Frage ein wenig länger verweilen, weil sie massgebend für Schallmayer's Urteil über die Beschränkung der Kinderzahl ist.

Hinsichtlich der Erblichkeit vertritt Schallmayer die Weismann'sche Lehre in ihrer äussersten Konsequenz.*) „Mit dem Augenblick, in welchem es einem Spermatozoon gelungen ist, in's Ei einzudringen, ist die Individualität des neuen Lebewesens der Hauptsache nach bestimmt, die Entwickelung nimmt ihren vor-

*) Nicht erblich sind die erworbenen Eigenschaften, z. B. Kenntnisse und Übung, accidentelle Verletzungen u. s. w.

gezeichneten Verlauf und äussere Einflüsse vermögen nur wenig daran zu ändern.“ (id. S. 27.) . . . „und dass unser ganzes Lebensglück weit mehr durch uns angeborene, d. h. ererbte Anlagen bedingt ist, als durch etwas anderes, ist keine neue Wahrheit.“ (id. S. 73.)

Man kann nun sehr wohl ein Schüler Weismann's sein und doch in dieser Hinsicht nicht so weit gehen. Man kann sich denken, dass die Weismann'schen Iden (d. h. jene Teilchen von Eizelle und Spermazelle, welche alle erblichen Eigenschaften im Keime enthalten) die Spezies-Merkmale des neuen Individuums vermitteln, während im übrigen dessen Individualität von Umständen und Einflüssen herrührt, die während des uterinen und post-uterinen Lebens auf dasselbe einwirken. Die Weismann'sche Theorie kann uns ferner erklären, warum die Jungen eines Hasen wiederum Hasen und keine Kaninchen sind. Für die Spezies-Merkmale ist es natürlich von höchster Wichtigkeit, wie die Kiemenbogen verwachsen, unsere individuelle Physionomie kann also auch noch zu den erblichen Eigenschaften gehören. Auch die Farbe der Augen, der Haut und der Haare gehört vielleicht noch dazu, wie auch in der Botanik die spezielle Beschaffenheit der Epidermis und Behaarung nicht selten wichtige Spezies-Merkmale bilden. Dass man sich aber auch Charakter, Temperament, Intelligenz, Genialität, Talent, Kunstfertigkeit u. s. w. als erblich erworben denken soll, geht doch wohl zu weit. Wenn auch für diese Meinung in ihrer äussersten Konsequenz hie und da landläufige Belege beizubringen sind — streng empirisch ist dieser Standpunkt nicht zu begründen, ebensowenig wie die Lehre der angeborenen Eigenschaften im Mittelalter dies war. In dem einen Falle denkt man sich alles von der Gottheit, im andern vom Keimplasma der Vorfahren, dem Ahnenplasma, vorausbestimmt.

Zu welchen Schlussfolgerungen man hieraus gelangt, ist leicht einzusehen: was schon seit vielen Generationen reich und mächtig war, erscheint dann von der Keimselektion der Jahrhunderte gleichsam sanktioniert, wie Schallmayer denn auch öfters von den angesehensten Familien redet, als wären diese die erblich wertvollsten.

Wenn aber auch die Schlussfolgerung Schallmayer's, dass er die Erblichkeit eine so übertriebene Rolle spielen lässt, uns durchaus sympathisch wäre, so steht sein Standpunkt doch mit der Erfahrung in direktem Widerspruch. Dass der Charakter der Kinder öfters dem der Eltern ähnlich ist, wird teilweise von erblichen Einflüssen herrühren; sicherlich aber spielt dabei auch die Tatsache mit, dass die Kinder von der Geburt an mit den Eltern zusammenleben, dass sogar schon vor der Geburt die Frucht mit der Mutter in innigstem Zusammenhang lebt. Man kann diese Frage experimentell beurteilen, wenn verschiedene Kinder der nämlichen Eltern von der Geburt an von verschiedenen Personen erzogen werden; dann wird man nämlich in den verschiedenen Kindern den Charakter ihrer verschiedenen Erzieher ebenso erkennen können, wie im anderen Falle den Charakter der Eltern.

Recht deutlich zeigen sich auch die Einflüsse, die nach der Befruchtung, also nicht erblich, auf das Kind einwirken, wenn man beobachtet, wie oft die Kinder von den Eltern sowohl wie von den Erziehern gegensätzlich beeinflusst werden, sodass man den Eindruck gewinnt, dass der Charakter der Eltern sie förmlich zum Widerstande gereizt hat.

Meine persönliche Beobachtung, sowohl bei meinen eigenen Kindern wie bei meinen Patienten, war immer folgende: je mehr man alle Einflüsse, denen die Frucht und das Kind ausgesetzt sind, kennt und würdigt, um-

somehr lernt man, nicht die Spezies-Merkmale, wohl aber den individuellen Charakter, Launen, Begabung, Neigung, Widerstandsfähigkeit u. s. w. von Ursachen und Umständen, die nach der Befruchtung eingewirkt haben, herzuleiten. Ich meine also, man handelt vorsichtiger, wenn man vorläufig die Weismann'schen Iden eine bescheidenere Rolle spielen lässt.

Welchen Standpunkt vertritt nun Schallmayer der willkürlichen Beschränkung der Kinderzahl gegenüber?

Weil er sich den Staat in erster Linie als Militärstaat denkt, so ist es selbstverständlich, dass die Vermehrung der Bevölkerungszahl bei ihm eine Hauptsache ist. „Es ist klar, dass der Staat an einer möglichst starken Volksvermehrung, soweit dadurch nicht die Lebenshaltung unter ein gedeihliches Mass herabgedrückt wird, ein hohes Interesse hat, nicht nur in militärischer, sondern auch in wirtschaftlicher Hinsicht." (id. S. 330). Der Sperrdruck ist von Dr. Schallmayer, der Zwischensatz aber ist rein neumalthusianisch, malgré lui.

„Für sich betrachtet, d. h. ohne Ansehung der Mittel, ist eine auf möglichst starke Vermehrung gerichtete Bevölkerungspolitik völlig ungefährlich, so weit sie nicht auf Kosten der generativen Qualität geschieht. Sie kann nicht zu weit gehen, denn die nötigen Schranken stellen sich von selbst ein." (id. S. 335). Der Sperrdruck ist von Dr. Schallmayer; der Zwischensatz ist wieder ganz neumalthusianisch. Der letzte Satz sagt mit anderen Worten: Der Staat muss predigen: „vermehrt euch"! — Die zu vielen, gedankenlos erzeugten Kinder werden dann wohl von selbst im Elend zu Grunde gehen!

Pädagogisch soll man nach Schallmayer den Massen einschärfen, „dass zahlreiche Kinder, bis zu der Grenze,

innerhalb welcher sie noch ordentlich ernährt werden können, grosse Ehre verleihen.“ (id. S. 344). Wiederum rein neumalthusianisch gedacht. Und doch verwirft Schallmayer sonst den Neumalthusianismus so kategorisch wie möglich! „Wer dem Volk solche Ratschläge erteilt, der rät ihm zu einem schmerzlosen Selbstmord.“ (id. S. 329).

Namentlich fürchtet Schallmayer, man werde in der Beschränkung zu weit gehen. „Eine Politik, die auf eine Einschränkung der Volksvermehrung hinzielt, läuft grosse Gefahr, über das gewollte Ziel hinauszuschiessen, wie die Bestrebungen der Neumalthusianer, die den Massen den sexuellen Präventivverkehr empfehlen.“ (id. S. 336). „So wird z. B. ein Volk, das sich von der Malthus'schen Lehre praktisch beeinflussen lässt, auf die Dauer nur Schaden davon haben; es wird von andern Völkern überwuchert werden.“ (id. S. 310).

Erst in einer entfernten Zukunft, meint Schallmayer, wird eine Beschränkung der Kinderzahl rationell und nützlich sein können. „Erst wenn die äusserpolitische Entwickelung, die von demselben Machtbedürfnis geleitet wird wie die innere, einmal (durch Vereinigung aller Völker unter einem Staatswesen) ein Ende der internationalen Daseinskämpfe herbeiführt, wird eine weitere staatliche Machtsteigerung unnötig sein, und die innerpolitische Entwickelung wird dann ohne Zweifel andere Wege einschlagen und dem individuellen Wohlbefinden, durch eine rationelle Einschränkung der Volksvermehrung u. dergl., Konzessionen machen können.“ (id. S. 246).

Schallmayer's Widerstand gegen den Neumalthusianismus wurzelt aber noch viel tiefer. Er ist nämlich fest davon überzeugt, dass die natürliche Auslese dadurch hinfällig werden würde, weil sie ja, wie Darwin das für die Pflanzen- und Tierwelt dargetan hat, in erster

Linie von der zu grossen Anzahl herstammt. Und gerade diese natürliche Auslese ist deshalb ein so mächtiges Entwickelungsmoment, weil sie das bessere Keimplasma schon vor der Befruchtung auswählt, die dadurch erzielten Vorzüge, also keine blos erworbenen Werte, die mit dem Individuum wieder zu Grunde gehen, sondern angeborene erbliche Werte sind.

Für Schallmayer nun, der sich schon bei der Befruchtung das Lebensschicksal vorherbestimmt denkt, ist diese natürliche Auslese, weil sie vor-konzeptionell wirkt, eigentlich der einzige Faktor, der unser Glück wesentlich fördern kann; weshalb er sie denn auch nicht als eines der Hauptmomente, sondern eigentlich als das einzig reelle Moment zur Rassenverbesserung betrachtet. Insoweit muss ihm die willkürliche Beschränkung der Kinderzahl schon an sich contre coeur sein. Und wenn er noch dazu beobachtet, dass es namentlich die reicheren, gelehrteren, gebildeteren Familien sind, in denen man die Kinderzahl heute schon planmässig beschränkt, ist es nur natürlich, dass er in diesem, nach seiner Meinung anti-selektorischem Verfahren die sicherste Gewähr des bevorstehenden Rassenuntergangs erblickt.

Wir aber müssen uns fragen: Wie ist es möglich, dass Schallmayer nicht bedenkt, dass die Beschränkung der Kinderzahl in vielen Fällen nichts anderes als eine wichtige Anpassung an die Umstände darstellt, durch welche die bereits vorhandenen Kinder besser dem Leben erhalten werden, durch welche sie gesunder und kräftiger zu geschlechtsreifen Individuen heranwachsen und durch welche dann auch ihre Nachkommen besser erblich ausgestattet werden. Gerade Schallmayer hätte es einsehen müssen, dass sogar eine übermässige Anwendung der willkürlichen Sterilität seitens vieler gebildeter Familien in rassenhygienischem Sinne von

grossem Vorteil sein könnte, weil dadurch in unserer heutigen Gesellschaft Familien, deren Keimplasma schon durch andauernden Luxus zu sehr heruntergekommen ist, selektorisch von den besseren Individuen der Volksschichten, deren Keimplasma noch weniger verderbt ist, ersetzt werden.

Wie sehr Schallmayer seine Lehre der praeformierten Anlagen auf die Spitze treibt, ist wohl am besten aus folgendem Bilde ersichtlich, das er wählt, um über die Beschränkung der Kinderzahl in den reicheren Familien sein Bedauern auszusprechen. Er sagt: in dem Mass, als in einer Herde von schwarzen und weissen Schafen die schwarzen von der Begattung ausgeschlossen werden, werden die weissen die Überhand behalten und zuletzt nur weisse übrig bleiben; „ebenso sicher, wenn auch entsprechend langsamer, werden in einem Volk die wertvollen Anlagen mit der Zeit immer seltener werden, wenn ihre Träger sich andauernd schwächer fortpflanzen als das übrige Volk.“ (id. S. 172.)

Freilich, weisse Schafe können nicht schwarze Schafe werden; aber innerhalb des Volksganzen wird es immer Individuen genug geben, die sich zu ausgezeichneten, hervorragenden Menschen herausbilden können!

Zwei Motive zum Gebrauch anti-konzeptioneller Mittel werden aber von Schallmayer in Hinsicht auf die Erblichkeit zur Verbesserung des Keimplasma's doch voll gewürdigt. Erstens als Mittel zur Verhütung venerischer Ansteckung: „Würde nicht ein Teil der anti-konzeptionellen Mittel zugleich Schutz gegen Infektion mit sexuellen Krankheiten bei verdächtigem Sexualverkehr gewähren, so müsste man wünschen, dass alle anti-konzeptionellen Mittel ebenso wie Gifte

dem freien Handel entzogen und nur auf ärztliche, vielleicht auch durch einen Amtsarzt noch zu bestätigende Verschreibung verabfolgt würden.“ (id. S. 329.)

Zweitens, wenn es das öffentliche Wohl erheischt, dass eine Schwangerschaft krankheitshalber ganz und gar ausgeschlossen werde. „Gewiss ist es in den Fällen, wo das soziale und vor allem das generative Interesse ein Unterbleiben der Konzeption verlangt, von hohem Wert, Mittel zur Verfügung zu haben, durch welche diesen Geboten ohne Härte entsprochen werden kann.“ (id. S. 329.)

Dass im Übrigen Schallmayer auch die gewöhnlichen Motive zur Beschränkung der Kinderzahl tief genug fühlt und würdigt, sehen wir in seinen vorsichtigen und bedeutsamen Zwischensätzen, die wir oben schon hervorgehoben haben.

Soweit unsere Kritik der Schallmayer'schen Arbeit. Wenn wir uns nun auf den Weismann'schen Standpunkt stellen, wenngleich etwas weniger schroff, welchen Einfluss erwarten wir dann von der willkürlichen Einschränkung der Kinderzahl für die Rasse, d. h. für das Keimplasma?

Die selektorischen Einflüsse werden wir erst bei Darwin erörtern, die somatischen Einflüsse bei Lamarck. Hier wollen wir nur diejenigen Momente hervorheben, die unmittelbar auf das Keimplasma einwirken. Denn nur von dem Keimplasma wird die Identität der Spezies von Generation auf Generation vermittelt, nur das Keimplasma stellt die Kontinuität der Rasse dar. Verschlechterung oder Verbesserung des Keimplasma's ist also von bleibender Bedeutung.

Es leuchtet ein, dass in allen jenen Fällen, in denen die Einschränkung der Kinderzahl im hygienischen Interesse geboten ist oder auch nur wünschens-

wert erscheint, die fakultative Sterilität nicht nur für das Soma, für den Körper, sondern auch für das Keimplasma von massgebender Bedeutung ist, damit einer weiteren Schädigung desselben vorgebeugt, womöglich noch eine Verbesserung herbeigeführt werde. Dies trifft also immer zu, wo Krankheit, Siechtum, Erschöpfung, Blutarmut, erbliche Belastung u. s. w. das Keimplasma bedrohen, ganz besonders, wo von Syphilis die Rede ist, oder von Alkoholismus, Morphinismus, Nikotinismus und von sonstigen, die Gesamtheit des Körpers bedrohenden Ansteckungen, weil alsdann das Keimplasma auch daran beteiligt ist; immer, wenn durch die Bekanntschaft mit dem Präventivverkehr ökonomische oder andere Schwierigkeiten umgangen werden können, damit eine frühe Ehe statt einer Ehe im vorgeschrittenen Alter, oder überhaupt eine Ehe statt des Cölibats mit dessen Prostitutionsgefahren, eingegangen werden kann; immer, wenn dadurch von vornherein der Zeitpunkt der Geburt eines Kindes auf eine günstige Jahreszeit oder auf sonstwie hygienisch günstige Verhältnisse willkürlich verlegt werden kann; immer, wo vernünftige Eltern die Zahl ihrer Kinder den etwaigen ökonomischen Verhältnissen richtig anzupassen wissen.

Aber wie steht es mit dem Keimplasma, wenn man die Präventivmittel anwendet, um einen gewissen Luxus in seinen Lebensverhältnissen aufrecht zu erhalten? Es gibt ja gerade in der modernen Kultur und dem von ihr geschaffenen Luxus recht viele Momente, die dem Keimplasma schädlich sind, ganz abgesehen davon, dass die natürliche Auslese dabei in Wegfall kommt. So wird man z. B. mehr Wein trinken und stärker rauchen können bei einer geringeren Kinderzahl; man wird in den Stand gesetzt, mehr Geld für die Prostitution zu verwenden, wodurch die Gefahr der

syphilitischen Infektion proportional steigt; man wird vielleicht abends später beim Gaslicht sitzen und dabei entsprechend mehr Kohlensäure und Kohlenoxyd einatmen; man wird mehr Büchsenkonserven geniessen, die so oft Gift enthalten, u. s. w. Andererseits feiert freilich die moderne Hygiene gerade in Bezug auf die ökonomisch besser Situierten die schönsten Triumphe: die Zentralheizung vermeidet Staub und Kohlendunst in den Wohnräumen, die elektrische Beleuchtung erzeugt keinen giftigen Qualm, Baden und Schwimmen reizt die Energie des Stoffwechsels, auch im Keimplasma, bei einem gewissen Grad von Luxus und höherer Bildung wird man wählerischer sein und schädliche Einflüsse besser meiden lernen.

Betrachten wir hingegen das Los der weniger gut Situierten, der armen Kinder, und stellen wir uns vor, wie deren Keimplasma in den dumpfen, überfüllten Wohn- und Schlafräumen ungünstig beeinflusst wird. Welche ungesunde Atmosphäre wird da fortwährend zu Hause schon von dem Kind eingeatmet, dann in der Volksschule und später in den meist so elenden Werkstätten, wo zuweilen den ganzen Tag über bei einer Gasflamme gearbeitet wird. Überdies rächen sich die vernachlässigte Erziehung und die trostlosen Verhältnisse nur allzu oft noch dadurch, dass der Jüngling zum wohlfeilsten Genussmittel, zum Alkohol greift, während die Mädchen in die Prostitution getrieben werden, von mancherlei speziellen Ansteckungen in den Gewerben ganz zu schweigen, in denen Bleistaub, Quecksilberdämpfe, Schwefelkohlendämpfe u. s. w. vorherrschen. Ein höherer Grad materieller Wohlfahrt, der meist durch eine entsprechende Beschränkung der Kinderzahl hätte herbeigeführt werden können, könnte hier nur segenbringend, niemals verderblich wirken. Und wenn derartige Ansteckungen und Krankheiten,

die nicht nur das Soma (den Körper), sondern auch das Keimplasma mit Schaden bedrohen, eingetreten sind — welchen Familien sind dann die Segnungen der modernen Medizin leichter zugänglich: den durch eine übermässige Kinderzahl ökonomisch schwächeren oder denjenigen, in denen die Kinderzahl in gewissen Schranken gehalten wurde? Ebenso wird niemand bestreiten können: dass es eine gewisse Beschränkung der Kinderzahl ist, die überhaupt erst eine bessere, sorgfältigere Erziehung ermöglicht, eine Erziehung, durch die das Individuum dazu geführt wird, sich schon aus moralischen Gründen vor allen schädlichen Einflüssen zu hüten, vor alkoholischen Getränken, vor sexuellen Exzessen, gewissenhaft auch gegen sich selbst zu sein und ethisch wie hygienisch nur in einer reinen Atmosphäre atmen zu wollen.

Und nun erst die Ernährung. Die Ernährung des Körpers ist auch die des Keimplasma's, und wie sehr wird sie vernachlässigt in dem chronischen Mangel, den unsere Proletarierkinder von Jugend an leiden müssen. Er bedeutet erst recht ein physiologisches Defizit, den hygienischen Ruin, die Rassenverschlechterung der Masse! Welche staatlichen oder philantropischen Reformvorschläge dagegen auch gemacht wurden oder noch gemacht werden können — das gewünschte Resultat wird niemals erreicht werden können, wenn nicht zugleich dem unverhältnismässig grossen Kinderreichtum der Proletarier Einhalt getan wird.

Wenn wir hier das äusserste Elend in Betracht gezogen haben, so unterscheiden sich davon die Verhältnisse in denjenigen Familien, die etwas besser gestellt sind, in denen die Ernährung nicht so durchaus ungenügend, aber doch vom physiologischen Optimum weit entfernt ist, nur relativ. Auch hier muss es sofort auffallen, wie bei etwas mehr Bescheidenheit im

Kinderzeugen die Situation eine sehr viel bessere hätte sein können.

Es ist ein besonderer Vorzug unseres Zeitalters, dass die sexuelle Hygiene sich immer mehr bahnbricht, ein Vorzug, der in unendlich vielen Fällen auch dem Keimplasma zu Gute kommen wird. Gewiss würde auch manche Gegend unseres Erdballes, in welcher der Boden zu unfruchtbar und das Klima zu rauh ist, und wo jetzt eine menschliche Rasse gezüchtet wird, die den menschlichen Namen kaum verdient, zu deren Glück unbewohnt, wenigstens nicht auf so primitiver Kulturstufe stehen geblieben sein, wenn die ursprünglichen Einwohner einen günstiger gelegenen Aufenthaltsort hätten finden können.

Diese wenigen Gesichtspunkte werden genügen, um darzutun, das die willkürliche Beschränkung der Kinderzahl aus verschiedenen Gründen auch für die Verbesserung des Keimplasma's, bez. für die Verhütung einer Verschlechterung von der grössten Bedeutung und von hohem Werte ist, und dass es gerade in erster Linie die Schüler Weismann's sind, die eine weitere Verbreitung des neumalthusianischen Wissens anstreben müssen, namentlich in den breiteren Volksschichten, wo es am meisten nottut.

XLVIII.

Die Darwin'sche Selektionslehre.

Die Darwin'sche Selektionslehre gründet sich auf die allgemeine Erfahrung, dass jede Art von Pflanzen und Tieren die Neigung hat, ihre Anzahl schneller zu vermehren als die Existenzmittel dies gestatten. Darwin

hat dargetan, wie dadurch notwendig viele Individuen im Kampf um's Dasein untergehen müssen, und wie, weil dieses Schicksal namentlich die weniger tüchtigen Individuen trifft, die tüchtigeren dadurch eine relativ zahlreichere Nachkommenschaft hinterlassen werden. Aus dieser Tatsache ist ersichtlich, dass der Vorgang ein wichtiges Entwickelungsmoment darstellt.

Da fällt es nun den Malthusianern, resp. den Neumalthusianern eines schönen Tages ein, diesem Lauf der Welt Einhalt zu gebieten mit der ausgesprochenen Weigerung, sich weiter am Kampf um's Dasein zu beteiligen. Man soll, so verlangen sie, im Voraus schon seine Familie dezimieren, damit nicht später einige Individuen zu Grunde gehen müssen, und damit man sich selbst die Mühe des Kampfes erspare — ohne dabei zu bedenken, dass man dann künftig auch auf die Errungenschaften der Auslese wird verzichten müssen!

Die Malthusianer und Neumalthusianer betragen sich wie die Besitzer von Rennpferden, die ihre Selbstachtung so weit preisgeben können, untereinander zu verabreden, nicht wirklich um die Wette zu rennen, sondern Preis und Prämie unter sich zu teilen. Der gegenseitige Wetteifer fällt damit fort, und von der Züchtung der besten Rennpferde kann fortan nicht mehr die Rede sein.

Meinen es die Neumalthusianer auch noch so aufrichtig und gut mit der Menschheit — ihre Lehre bedeutet die Entnervung aller Energie, ein feiges Davonlaufen, statt den Kampf aufzunehmen. So wird unsere Rasse für die Zukunft einer unaufhaltsamen Verschlechterung preisgegeben — und da wagt man es noch, von Rassenverbesserung zu reden!

Dies ist ungefähr das Hauptargument gegen die willkürliche Beschränkung der Kinderzahl, das von

einigen nur unbestimmt empfunden, von andern desto lauter ausgesprochen wird. Man vergisst dabei aber die Hauptsache: dass nämlich die Darwin'sche Selektion zwar eines der Hauptmomente, sogar eines der best-begründeten der Entwickelung, aber lange nicht das einzige Moment ist, was Darwin auch niemals gemeint hat. Im Gegenteil, Darwin selbst sagt in seiner „Abstammung des Menschen": „Wie wichtig auch der Kampf um's Dasein von jeher gewesen und jetzt noch ist, so gibt es hinsichtlich der höheren Natur des Menschen andere Momente, die noch wichtiger sind. Denn die sittlichen Werte entwickeln sich direkt oder indirekt weit mehr durch Angewöhnung, Denken, Unterricht, Religion u. s. w., als durch die natürliche Auslese." (Descent of man, 2. Ed., London 1875. S. 6 u. 8.)

Dass auch Altruismus, Nächstenliebe, Hingabe an das öffentliche Wohl den stärksten Einfluss ausüben können, um die Menschheit auf der Bahn der Entwickelung zu fördern, davon ist man von jeher überzeugt gewesen. Dichtkunst und Religion haben diese Wahrheit durch all die Jahrhunderte tausendfältig verherrlicht, und Kropotkin hat neuerdings in seinem Werke „Mutual Aid, a factor of Evolution" (London 1902) dieses Entwickelungsmoment auch historisch gewürdigt. Nur die Feststellung, dass auch der Kampf um's Dasein einen derartigen Einfluss hat, ist neu bei Darwin. In diesem Kapitel aber wollen wir jene anderen Entwickelungsmomente für einen Augenblick ruhen lassen und uns nur mit der Auslese beschäftigen.

Gewöhnlich denkt man sich die Auslese einerseits als Ausmerzung der weniger gut Geeigneten, andererseits als Werterhöhung, als Gewinn für die Überlebenden. Beides trifft oft zu, aber es leuchtet ein, dass der Untergang des im Kampf um's Dasein Unterliegen-

den sehr viel gewisser ist, als die Werterhöhung des Siegers durch den Sieg. Er geht nicht unverletzt aus dem Kampf hervor. Denken wir uns diesen Kampf um's Dasein, wie er sich gelegentlich zeigt, als einen Kampf zwischen zwei Individuen: etwa zwei englische Kampfhähne, mit der grössten Beharrlichkeit und auf Leben und Tod aufeinander losgehend. Bald stürzt der eine halbtot zu Boden, bald meint man wieder, der andere sei tot; beiderseits fliesst das Blut aus klaffenden Wunden. Schliesslich stellt es sich heraus, dass der eine wirklich tot ist. Und der andere? Er wird sich als Sieger fortpflanzen, gewiss; aber er ist nicht mehr der kräftige, unversehrte Hahn, der er am Morgen war; durch Erschöpfung, Blutverlust, Überspannung des Nervensystems und der Herztätigkeit wird auch sein Keimplasma mitgelitten haben, und es werden die von ihm zu zeugenden Küchlein, die auch später in solchem Milieu verbleiben und aufwachsen, zu ebenso reizbaren, nervösen Hähnen heranwachsen, wie der Herr Papa einer war.

Oder denken wir uns den Kampf um's Dasein als einen Kampf mit den Naturkräften, z. B. bei anhaltender Kälte oder bei Nahrungsmangel. Alle Individuen leiden, ihre Muskeln schwinden, von Zeit zu Zeit stirbt eines; schliesslich bleiben einige erhalten. Sind diese letzteren besser dran, weil sie im Kampf um's Dasein siegten? Hat der Leser wohl einmal auf dem physiologischen Laboratorium an Fröschen nach dem Winterschlaf gearbeitet, für diese Tiere die Hungerprobe? Die überlebenden Exemplare gingen wohl als Sieger aus dem Kampf hervor, aber sie haben fast keine Muskeln mehr. Und wie geht es bei Infektionskrankheiten? Haben die Sieger einen höheren Wert bekommen, weil sie den Kampf bestanden? Oder wäre es auch für sie am Ende besser gewesen, der Kampf

hätte gar nicht stattgefunden? Wer eine schwere Typhuskrankheit bestanden hat oder einmal von der Cholera befallen wurde, wird nur zu oft nie mehr wieder, was er ehedem war.

Genug, um zu zeigen, dass wohl auch in der Natur der Spruch sich bewahrheitet: Weh' dem Besiegten! dass aber ausser diesem oft auch der Sieger im Kampf zu beklagen ist.

Eine Milderung des Auslesekampfes kann also sehr wohl ein Gewinn für die Beteiligten, der Segen des Kampfes um's Dasein kann eine entsetzliche Enttäuschung sein. Man denke sich nur die Familien der Armen, die tausende von Kindern, die buchstäblich und moralich in verpesteter Atmosphäre aufwachsen. Fürwahr, ein herrlicher Kampf um's Dasein, diese Hungerprobe mit ihrem Mangel an Licht und Luft, die alle bleichsüchtig und skrophulös macht!

Aber selbst in jenen auch öfter vorkommenden Fällen, wo durch Kampf und Anstrengung der Sieger an Muskelkraft und Energie gewonnen hat, bedeuten diese Errungenschaften nur einen Entwickelungsfortschritt im Sinne Lamarck's, d. h. durch Übung der Organe; es sind erworbene Werte, die nur insoweit erblichen Wert haben, als sie auch dem Keimplasma zu Gute kommen. Die Auslese aber bedeutet das Überleben der besser angepassten Individuen, die Ausmerzung der Minderwertigen, wie der Gärtner die kleineren Pflänzchen ausjätet und die grösseren stehen lässt, oder, um bei Darwin's Prototype zu bleiben, wie der Viehzüchter alle Individuen von der Begattung ausschliesst, mit Ausnahme von einigen besonders bevorzugten Exemplaren. Die Selektion ist also im Grunde nur ein negativer Begriff und kann auch nur den negativen (wenn auch einen riesigen) Vorteil für die Entwickelung ergeben, dass die weniger gut an-

gepassten Individuen sich weniger oder gar nicht fortpflanzen.

Auch noch in anderer Hinsicht macht man sich zuweilen eine falsche Vorstellung von der Auslese. Man meint, in der wilden Pflanzen- und Tierwelt seien die besser angepassten Individuen durchweg die Sieger. Dies trifft aber durchaus nicht immer zu. Auch hier spielt häufig der sogenannte Zufall, d. h. die nicht selektorischen Einflüsse, eine bedeutende Rolle. Wenn zwei Hirsche miteinander in Kampf geraten, da kann es ein blosser Zufall sein, wenn der eine Hirsch, im entscheidenden Moment an einer höheren Stelle stehend, den anderen hinabstürzt. Bei Hungersnot werden zwei Tiere es möglicherweise wagen, Baumblätter zu fressen, die ihnen unbekannt sind; zufällig wird das eine von beiden eine giftige Art von Blättern zuerst versuchen. Auch Infektionskrankheiten wirken bekanntlich meist nicht selektorisch. Ja, es gibt auch in der Tierwelt anti-selektorische Einflüsse. Schafzüchter haben beobachtet, dass wenn zwei Widder auf einem flachen Weidestück zusammen kämpfen, immer der grössere und stärkere am ersten das Genick bricht und kopfüber nach hinten stürzt, was sich vielleicht aus der Richtung, nach welcher der kleinere notwendig stossen muss, erklären lässt.

Der Zufall spielt also auch in der Tierwelt eine grosse Rolle bei der Auslese. Und in der Menschenwelt ist es wahrlich nicht besser. Hier haben wir zunächst den Zufall der Geburt. Das elendeste Kind von reicheren Eltern sieht sich von allen Hülfsmitteln der Kultur und der Wissenschaft umgeben und wird wahrscheinlich später seinen entarteten Körper wieder fortpflanzen, während manches Arbeiterkind beim geringsten Anlass schon in der Wiege unterliegen muss. In der Regel, d. h. in der Mehrheit der Fälle, wird der besser

Angepasste allerdings siegen und sich fortpflanzen. Es ist aber klar, dass der Kampf um's Dasein mit der damit verbundenen Auslese ein zweischneidiges Schwert ist, ein Entwickelungsmoment, das viel Gutes, aber auch viel Böses verursachen kann. Er repräsentiert das Übel, aus dem Gutes entstehen kann. Es ist daher durchaus nicht zu bedauern, wenn dieser Kampf um's Dasein etwas gemildert wird oder wenn er mit anderen Entwickelungsmomenten, denen diese Nachteile nicht anhaften, kombiniert werden kann.

So ist es denn auch bemerkenswert, dass wir die Darwin'sche Auslese in der Natur umso weniger wirksam sehen, je höher wir in der Entwickelungsreihe der Lebewesen aufsteigen; auf je höherer Entwickelungsstufe eine Art steht, desto geringer wird die Zahl ihrer Nachkommenschaft. Gleichsam als hielte die Natur es umso weniger nötig, ihre Geschöpfe durch dieses peinliche Mittel zu vervollkommnen, je weniger diese solcher Vervollkommnung bedürfen. Je höher die Differenzierung der Lebewesen, desto differenzierter auch die Evolutionsmittel, während auf der untersten Stufe die Auslese unbeschränkt vorwaltet. So erscheint schliesslich beim Menschen, und namentlich beim Kulturmenschen, die Darwin'sche Auslese auf ein Minimum reduziert. Und während es schon in der wilden Natur viele nicht selektorische Momente gibt, ist die Menschenwelt reich und wird noch immer reicher werden an anti-selektorischen Momenten. Der Krieg, einst der selektorische Faktor par excellence, wurde in den spätern Jahrhunderten immer mehr zum anti-selektorischeren Faktor par excellence, da er rücksichtslos gerade die jüngeren und kräftigeren Männer dahinrafft. Der Besitz, ehemals die Krone der Arbeit, der Lohn für eigene Leistung, wurde in den letzten Jahrhunderten immer mehr demjenigen zu Teil, der nichts produziert.

Zwar herrscht noch eine Auslese auch in der Menschenwelt; aber es ist nicht mehr jene brutale, tierische Auslese wie ehedem, und neben diesem Entwickelungsmoment treten andere, feinere, namentlich bewusste und willkürliche Momente immer mehr hervor. Je nachdem er es wünscht oder je nachdem ihn die Verhältnisse dazu zwingen, kann der Mensch heute die Evolution der Rasse fördern. In demselben Masse, in dem der Mensch im Erzeugen von Nachkommen aus der Tierheit heraufsteigt, wird auch die Auslese eine weniger tierische sein. Gewiss wird auch für ihn der Lebenskampf noch immer schwer genug bleiben, auch in den zivilisierten Ländern, wo der Neumalthusianismus sich immer mehr Bahn bricht. Leben wir doch noch in der Ära der Konkurrenz, die nur eine verfeinerte Art des Kampfes um's Dasein ist; denn auch in der Konkurrenz haben die weniger gut angepassten Individuen mehr Aussicht unterzugehen und von der Fortpflanzung ausgeschlossen zu werden, als die gut angepassten.

Was lehrt uns nun in dieser Hinsicht die Weltgeschichte?

Sie zeigt uns periodische Schwankungen zweier Faktoren: gemeinsames Handeln und individuellen Kampf der Interessen, mit andern Worten: Solidarität und Individualität.

Als die im Mittelalter aus dem Bedürfnis nach Zusammenschluss hervorgegangenen Zünfte mit der Zeit entarteten und die individuelle Initiative zu ersticken drohten, die Ausübung des Gewerbes allzusehr beschränkten, da erwachte von selbst, durch der Zeiten Not geboren, der Trieb nach mehr Freiheit des individuellen Handelns; da entstanden die freien Berufe, die freie Konkurrenz. Das war eine der grössten Errungenschaften der Revolution, ein Wiederaufleben des

Kampfes um's Dasein mit allen Vorteilen der Auslese, ein neues Leben. Da ertönte der klassische Kriegsgesang Darwin's, eine Verherrlichung dieses Kampfes um's Dasein, durch den er zum Homer des neunzehnten Jahrhunderts geworden ist. Und heute, am Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts, wechseln wiederum Ebbe und Flut, weil der Konkurrenzkampf Aller gegen Alle auf's neue unerträglich zu werden beginnt. Zwar hat das Konkurrenzsystem die Produktion bis zu einer ungeahnten Höhe gesteigert, die individuelle Leistungsfähigkeit bis auf's äusserste angestrengt; aber wie es immer geht, wenn ein Prinzip zu lange unumschränkt geherrscht hat — es zeigt sich auch hier dessen Schattenseite: erbliche Massenarmut und chronische Krisen in fast allen Erwerbszweigen. Es wird die Aufgabe des zwanzigsten Jahrhunderts sein, nicht den Konkurrenzkampf noch mehr zu steigern, sondern ihn zu mildern, von Seite der Arbeitgeber durch Trusts, der Arbeiter durch Kooperation, Gewerkvereine, Sozialismus, von beiden vereint durch soziale Gesetze und soziales Denken. Ein gewisses Masshalten im Kinderzeugen ist dabei als eins der wirksamsten Mittel anzusehen, das nicht nur den schlimmsten Auswüchsen dieses Konkurrenzkampfes, Ausbrüchen der Verzweiflung, vorbeugen, sondern auch mit der Zeit ein heilsames Gleichgewicht wieder herstellen wird.

Das lehrt uns die Geschichte der Vergangenheit. In einer fernen Zukunft, wenn die Menschheit in sozialistischer Richtung, im gemeinsamen Handeln, wieder weit genug oder vielleicht schon zu weit gegangen sein wird, dann wird, wie ehemals, auch das Bedürfnis nach individuellem Kampf sich wieder offenbaren, und dann wird auch diese Richtung sich wiederum Bahn brechen. Wird der Anarchismus dazu berufen sein?

In dem Mass, als das Individuum künftig selbstständiger und selbstbewusster zu handeln wissen und auch nur mit Vorbedacht Kinder erzeugen wird, in demselben Mass wird auch die Erhaltung eines gewissen Gleichgewichtes zwischen den beiden genannten Faktoren möglich sein.

Wie wird nun aber die natürliche Auslese Darwin's von der willkürlichen Beschränkung der Kinderzahl beeinflusst werden?

Das Selektionsprinzip ist ein Naturgesetz und es leuchtet ein, dass es nicht einfach mit einem Schlage aufzuheben ist. Zwar vermindert sich, wenn die Zahl der kämpfenden Individuen innerhalb gewisser Schranken gehalten wird, auch die Menge der Schwierigkeiten, denen das Individuum auf seinem Weg begegnet; aber damit wird die Auslese nicht aufgehoben, nicht einmal unbedingt verringert. Man darf nicht etwa meinen, und es ist auch von Darwin niemals behauptet worden: je mehr Schwierigkeiten, desto richtiger wirkt die Auslese.

Vergegenwärtigen wir uns nochmals ein Pferderennen mit den in der Rennbahn aufgesetzten Hindernissen; da heisst es auch nicht: je mehr Hindernisse, je besser! Bei zu vielen Hindernissen würde das Wettrennen ganz unmöglich werden. So kann auch die Bevölkerungsdichtigkeit in einem Lande, die Kinderzahl in einer Familie sich so steigern, dass die Individuen ihre Kräfte gar nicht mehr entfalten können, der Kampf um's Dasein alsdann auch gar nicht gekämpft, die Auslese also gar nicht richtig ausfallen würde. Eine Mässigung ist dann gerade im Interesse der Auslese angezeigt, damit sie sich in der richtigen Weise gestalten kann.

Aber, so muss man weiter fragen, wird die Gesellschaft in dieser Richtung nicht sehr leicht zu weit

gehen? Wird nicht eine übermässige Beschränkung der Kinderzahl uns dahin führen, dass man schliesslich auch das Minderwertige am Leben behalten will? Vor lauter Mitleid und Zärtlichkeit wird man am Ende selbst die Schwachen und Minderwertigen künstlich erhalten und sorgsam pflegen wollen. Diese werden sich dann künftig ebenso unbehindert, vielleicht noch rücksichtsloser fortpflanzen als die tüchtigeren, und der Untergang der Rasse steht doch bevor.

Dr. Alfred Ploetz hat über diesen Gegenstand eine reich dokumentierte soziologische Arbeit veröffentlicht: „Die Tüchtigkeit unserer Rasse und der Schutz der Schwachen“ (Berlin, S. Fischer 1895), in der er die Lösung des Problems darin sucht, dass die sozialistisch-humanitäre Tendenz, um nicht in diesen Fehler zu verfallen, mit der Praxis des Präventivverkehrs verknüpft sein müsse. Er sagt: „Den Präventivverkehr als unmoralisch zu verwerfen, wie es noch manchmal geschieht, dürfte nur einer unheilvollen Contraselektion Tür und Tor öffnen.“ (S. 235.) „Das *A* und *Ω* dieser Hygiene (Fortpflanzungshygiene) ist natürlich die Praxis des präventiven Geschlechtsverkehrs, die erlaubt, den Zeitpunkt der Zeugung von den oft nun einmal unüberwindbaren sinnlichen Bedürfnissen des Augenblicks zu trennen und ihn auf den gewünschten Termin günstiger Bedingungen zu verlegen.“ (S. 235.)

Oben haben wir schon dargelegt, wie es gerade die fakultative Sterilität ist, die uns in den Stand setzt, die Minderwertigen wohl zu pflegen, aber ihre Fortpflanzung zu verhüten. Immer mehr wird die Humanität es uns zur Pflicht machen, schwache und unglückliche Individuen nicht länger dem grausamen Untergang preiszugeben; und hatte es auch anfangs den Anschein, dass die Menschheit sich dadurch selbst zu Grunde richten würde, so hat man sich doch nicht hindern

lassen, zu tun, was man für gut hielt. Und siehe da! wie es öfter bei der Selbstverleugnung geht: gerade in dem Augenblick, wo man meinte, einem höheren Gebot folgend sich selbst opfern zu müssen, spriesst sowohl für den einzelnen wie für die Gesamtheit neuer Segen hervor. Durch die Erkenntnis, dass man das öffentliche Wohl damit fördert, wird die Menschheit von selbst zu dem Gebot geführt, dass wir nur glückliche Individuen erzeugen dürfen. Und dies ist jedenfalls eine viel höhere Entwickelungsstufe, als sie durch die tierische Auslese je hätte erreicht werden können. Die künstliche Auslese steht höher als die natürliche Auslese.

Welche Individuen erweisen sich nun schliesslich als die am besten angepasste „the Fittest," die nach Darwin in der Mehrheit der Fälle den Sieg davon tragen und sich fortpflanzen werden? Dass bei der Entscheidung des Kampfes der Zufall eine grosse Rolle spielt, dass der Sieger oft nicht unbeschädigt aus dem Kampf hervorgeht, sahen wir oben schon. Setzen wir aber jetzt den günstigsten Fall — welche Individuen werden dann als Sieger gekrönt werden?

Denken wir uns einen der am häufigsten vorkommenden Fälle. Eine zu lange anhaltende Dürre im Frühling veranlasste einen heftigen Kampf um's Dasein unter meinen Gartengewächsen, zuletzt kommt ein milder Regen; welche Pflanzen zeigen sich nun als Sieger im Kampf? Die feineren Samenpflanzen sind alle umgekommen, nur das Unkraut wächst üppig. So macht es die Natur und so würde es immer gehen, wenn wir die Selektion der Natur überliessen. Die Natur wählt nach ihrem Ideal, nach ihren Zwecken. Wenn wir die Rassenverbesserung einfach der Natur überliessen, so züchtete sie nur wilde Pflanzen, wilde Tiere, wilde Menschen. Sie sind die den natürlichen Verhältnissen am besten Angepassten.

Wir wollen aber die Auslese nicht der Natur überlassen. Wie alle Naturgesetze, wollen wir auch die Selektion kennen lernen, damit wir dann ihre Gesetze nach unsern Zwecken anwenden. Wir müssen es also lernen, die Selektion selbst in die Hand zu nehmen; und das haben wir ja auch schon immer getan. Ehen zwischen nahe Verwandten sind schon seit prähistorischen Zeiten gesetzwidrig; Ehen von zu jugendlichen Personen sind auch bei uns schon lange verboten; Heiratsverbote zwischen erblich belasteten Personen werden schon allerwärts gewünscht. Wenn nun die Geburtsraten noch mehr fallen, so wird vielleicht eine Zeit kommen, dass auserlesene Frauen als Ehrenmütter einen neuen Adel erwerben, wie Schallmayer es sich denkt; und warum sollten diese sich es dann nicht auch zur Aufgabe stellen, für das öffentliche Wohl die herrlichsten Kinder zu erzeugen und zu erziehen? Nicht nur sollen die minderwertigen ausgemerzt, sondern es sollen auch die wertvollsten auserlesen werden! Welch ein unendlich viel höheres Entwickelungsstadium wird das sein!

Ja, auch wir wollen Auslese, Selektion, aber wir wollen dabei selbst die Jurymitglieder sein -- „Human selection“ nicht „natural selection“, d. h. bewusste, nicht unbewusste Auslese.

Ein ganz neues Moment bei dieser menschlichen Auslese ist auch, dass nicht nur der Mann, sondern auch die Frau bei der Begattung darüber zu entscheiden hat, ob ein Kind gezeugt werden soll oder nicht; dass nicht nur der Vater diese Frage in mehr oder weniger brutaler Weise beantwortet, sondern auch die Mutter ihr Veto einlegen kann. Dies ist eine der grössten Wohltaten des Neumalthusianismus und für die Rassenevolution von früher nie geahnter Tragweite: die Auslese durch die Mutter!

Von jetzt an wird die Frau nicht mehr unter ihrer Fruchtbarkeit wie unter einem Fluch aus dem verlorenen Paradiese seufzen; durch physiologisches Wissen ist sie wieder Herrin ihres eigenen Körpers, ihres eigenen Geschickes geworden, während bis jetzt gerade die sexuell am kräftigsten veranlagten weiblichen Personen oft auf die elendeste Weise umkamen. Und einmal verheiratet, wird die Frau sich umsomehr Kinder wünschen, je tüchtiger und kräftiger sie sich selbst fühlt. Fühlt sie sich aber schwach, leidend, schonungsbedürftig, dann wird sie durch ihre eigene Wahl, durch eigene Selektion von der Zeugung Abstand nehmen. (Siehe auch oben S. 133 und 134.)

Die mütterliche Auslese ist wohl die direkteste.

Die sexuelle Auslese ist, wie Westermarck das in seiner Geschichte der menschlichen Ehe (Jena, Kap. XI) dargetan hat, nur als ein Spezialfall der natürlichen Auslese zu betrachten. Es leuchtet ein, dass bei einer einigermassen sorgsamen häuslichen Erziehung, wie sie aber nur bei einer gewissen Beschränkung der Kinderzahl möglich ist, die jungen Leute von Jugend an in hygienischeren Verhältnissen und hygienischerem Sinn erzogen, auch wählerischer sein werden, wo es gilt, sich den Gatten oder die Gattin zu wählen. Nicht nur e r, auch s i e wird wählerischer sein, hygienisch wie ethisch. Und wie bedeutsam dieses letztere Moment noch für die Entwickelung der Rasse werden kann, das ist jetzt noch kaum zu ermessen.

Aus allem Gesagten geht also hervor, dass die willkürliche Beschränkung der Kinderzahl die Auslese nicht nur nicht beeinträchtigen, sondern sie verfeinern und verschärfen wird. Die Ausmerzung durch die relativ zu hohe Zahl der Individuen, diese tierische, unbewusste Auslese wird der bewussten Auslese weichen, und die rechte Auslese wird damit erst beginnen!

XLIX.

Die Lamarck'sche Evolutionslehre.

Im vorletzten Kapitel handelte es sich um den direkten Nutzen für das Keimplasma, also um die spezifisch erblichen Werte der willkürlichen Beschränkung der Kinderzahl. Im vorigen Kapitel beschäftigten wir uns mit der Selektionstheorie und stellten fest, dass die natürliche Auslese immer mehr der bewussten Auslese weichen muss. Und wiewohl selektorisch erworbene Werte eigentlich keine erblichen sind, so kommen sie doch in mancher Hinsicht den erblichen Werten sehr nahe: zunächst insoweit, als die betreffenden Auslese-Momente von Generation zu Generation dieselben bleiben; dann aber auch, weil die weniger geeigneten bei den Tieren und den Pflanzen meist schon vor der Befruchtung sterben, bei den Menschen sich nicht oder doch weniger fortpflanzen.

Nun aber kommen wir zu den erworbenen Werten, die nicht erblich sind, deren Erblichkeit wenigstens nicht wahrscheinlich ist. Wir wollen in diesem Kapitel erörtern, inwieweit diese Werte, wenn sie auch nicht erblich sind, doch für die Rassenverbesserung von höchster Wichtigkeit sein können. Das Lamarck'sche Evolutionsprinzip wird uns hierbei den Weg zeigen.

Vor beinahe hundert Jahren, lange vor Darwin, der dieses Verdienst Lamarck's auch stets anerkannte, hat Lamarck, der grosse Pariser Zoologe, die Evolution der Lebewesen als eine Reihenfolge von immer höher differenzierten Organismen richtig erkannt. Die steigende Differenzierung der Organe war nach ihm bedingt durch den, den Umständen entsprechenden Gebrauch der Organe. Aber seine Zeitgenossen haben ihn nicht verstanden,

und das darf uns nicht Wunder nehmen. War doch seine geniale Auffassung geradezu haarsträubend für Leute mit einer transcendentalen Weltanschauung. Überdies war seine Ausdrucksweise nicht klar; es verursacht sogar einige Schwierigkeit, in der Einleitung zu seiner Histoire Naturelle des Animaux sans vertèbres, Paris 1805, herauszufinden, dass mit den Worten „univers“ und „nature“ etwa das nämliche gemeint ist, was wir meinen, wenn wir jetzt von Stoff und Kraft reden. Sein Material war auch noch lange nicht so reich wie das unsrige; die Intuition spielt daher bei ihm noch eine zu grosse Rolle, wodurch seine Hypothese wohl genialer, aber seine Beweisführung weniger zwingend ist.

Als dann später Darwin noch ein anderes, negatives Evolutionsmoment, den Untergang der weniger gut angepassten Individuen, so wunderbar klar hervorhob und so überreich dokumentierte, da fühlte die gelehrte Welt gar nicht mehr das Bedürfnis, jenes schwerere Problem zu lösen, nämlich die Frage: durch welche Ursachen das erste Auftreten zweckmässiger Variationen überhaupt veranlasst wurde. In der Darwinschen Selektionslehre heisst es ja nur: wenn Individuen mit besser angepassten und solche mit weniger angepassten Organen vorhanden sind, so werden letztere ausgemerzt. Wie die Organe so zweckentsprechend geworden sind, diese Frage wird dabei offen gelassen. Den Zufall dafür in erster Linie verantwortlich zu machen, dafür sind Bau und Lebensbedingungen sogar der elementarsten Lebewesen — man denke nur an die einfachste Algenzelle — viel zu kompliziert. Darwin selbst hat diese Lücke unseres Wissens fortwährend gefühlt und zum Ausdruck gebracht.

Später wurde die Sache noch schlimmer für Lamarck. Ihm stand es noch empirisch fest, dass die

durch Übung erhaltene Differenzierung der Organe erblich sei; aber seit Weismann ist letztere Meinung ganz hinfällig geworden. Scheinbar war also die geniale Hypothese Lamarck's in die Rumpelkammer verwiesen. Aber siehe da! Neuere Beobachtungen erweiterten unsern Gesichtskreis und öffneten für die Evolutionslehre neue Perspektiven. Die biologischen Funde der letzten 25 Jahre auf dem Gebiete der Chemotaxis, Phototaxis, Thermotaxis u. s. w. zeigen uns wunderbar scharf und unwiderleglich, wie alle Lebewesen, sogar schon die Bakterien, ohne alle vernünftige Wahl, ohne die leiseste Spur von Nervensubstanz, die Neigung haben, schädliche Einflüsse zu fliehen, bezw. sich nach den günstigen Einflüssen hin zu bewegen. Diese Tatsache ist durch ein überreiches Erfahrungsmaterial bewiesen, wenn auch die tieferen Ursachen noch lange nicht genügend klar gestellt sind. Diese Art, wie jede lebende Zelle auf äussere Einflüsse reagiert, scheint aber die erste Lebensbedingung zu sein, das Fundament aller Evolution.

Auf der niedrigsten Stufe des tierischen Lebens, bei der Amöbe, scheint das sich Entfernen von schädlichen Einflüssen, bezw. das Nähern zu günstigen Einflüssen hin, durch die Kontraktionen des Eiweisses veranlasst zu werden, die bei einseitiger Einwirkung schädlicher Reize wie Alkohol, Kälte, Hitze, elektrische Ströme, Metallgifte u. s. w. eintreten. Denn es leuchtet ein, dass wenn ein solcher kontraktiler Protoplasmatropfen sich an einer Seite (der der schädlichen Einflüsse) zusammenzieht, während die andere Seite, wie gewöhnlich, im Ausfliessen begriffen bleibt, die Zelle sich (negative Taxis) fortbewegen muss, und zwar in einer den schädlichen Einfluss fliehenden Richtung. Dass die vom schädlichen Einfluss abgewendete Seite der Zelle sich nicht kontrahiert, rührt daher, dass das

Eiweiss eben zu denjenigen Stoffen gehört, die für die genannten schädlichen Einflüsse schlechte Leiter sind.

Auf einer höheren Entwickelungsstufe, wo die zarten Lebewesen, immer noch im flüssigen Milieu, sich mittelst Geisseln, Wimpern, Flimmerhaaren fortbewegen, ist der nämliche Einfluss auf diese genannten, äusserst feinen Protoplasmafortsätze, diese schon differenzierten Bewegungsorgane, noch viel feiner und anschaulicher zu beobachten und mechanisch immer richtig zu deuten, wenn man sich das Individuum oder die Zelle als einen Kahn denkt, der von einem oder von mehreren Rudern fortbewegt wird. Die Fortbewegungsorgane werden sich an derjenigen Körperseite zusammenziehen, wo der schädliche Einfluss sich geltend macht, die Längeachse wird sich also auf die Art einstellen, dass das hintere Ende dem schädlichen Einflusse zugewendet wird; und wenn dann, getrieben von der eigenen (durch Ernährung angehäuften) Energie, die Zelle oder das Zellenindividuum sich wie gewöhnlich fortbewegt, so wird die Richtung der Fortbewegung eine den schädlichen Einfluss fliehende sein.

Und bei den am höchsten differenzierten Lebewesen mit durch die nämliche Eiweisskontraktion noch stärker differenzierten Organen, unsern Muskelfasern, finden wir wiederum dies nämliche Prinzip. Durch Reize von aussen auf unsere Sinneswerkzeuge angeregt, nehmen auch wir Stellung, den angenehmen Reizen zugewendet, den unangenehmen abgewendet; so orientiert, bewegen wir uns, unserm Körperbau entsprechend, von der eigenen, durch Ernährung angehäuften Energie getrieben. Ein kleines Kind, das sich Blumen auf einer Wiese oder Kieselsteinchen in einer Ebene sucht, wird, sich selbst überlassen, sich unbewusst von dem rauhen Wind ab- und der freundlichen Frühlingssonne zuwenden; letzteres nach dem nämlichen Gesetz der positiven Phototaxis,

das man bei den Bakterien schon beobachtet, das die Fliege in die Flamme treibt und unser Zuchtvieh in die brennende Scheune zurückführt, aus der es soeben mit Mühe gerettet wurde.

Überall findet man, dass jede Zelle, jeder Organismus, jedes Individuum ganz gesetzmässig, wenn auch nicht immer mit Geschick, das physiologische Optimum sucht, bezw. schädliche Einflüsse flieht. Wenn wir das nämliche mit unserm komplizierten Nervensystem tun, Freude und Leid suchen und meiden, so ist dies nur eine feinere Differenzierung dessen, was ursprünglich auch schon alle einzelligen Lebewesen taten; nur machen wir es, eben kraft dieser höheren Differenzierung, bald besser, bald schlechter als jene.

Dieses Suchen des physiologischen Optimums, als allgemeine Erfahrungserscheinung fest begründet, so ungenügend es auch noch in seinen tieferen Ursachen erklärt sein mag, muss die Grundlage aller Evolution, die positive Seite des Problems bilden.

So bedeutungsvoll aber die auf diese Weise erworbenen Werte auch für das Individuum sein mögen, im Hinblick auf die Rassenverbesserung fragt es sich: sind diese Werte auch erblich? Hatte Lamarck recht, darauf sein Evolutionssystem zu bauen, von Generation zu Generation, von Spezies zu Spezies?

Dass das Individuum beim fortwährenden Reagieren auf günstige und schädliche Einflüsse mit der Zeit darin eine gewisse Übung und Fertigkeit erwirbt, eine gewisse Anpassung erlangt, das stimmt mit allem überein, was wir vom Wachstum und der Entwickelung unserer Gewebe wissen; der Gebrauch der Gliedmassen und der inneren Organe ist die physiologische Massage, die deren Wachstum bedingt, sogar jede Läsion ist ein Reiz zu

Neubildung. Aber dass diese erworbenen Werte auf die Nachkommen übertragen werden sollten — —?

Wahrscheinlich nicht auf dem Wege der Erblichkeit. Aber es gibt auch andere Wege und Mittel, wodurch Eigenschaften der Eltern auf die Kinder übertragen werden können. Auch n a c h der Befruchtung können Einflüsse der Mutter und auch des Vaters auf das Kind stattfinden; ja nicht nur ist mit dem Augenblick der Befruchtung die Reihe der Einflüsse der Eltern auf das Kind noch nicht abgeschlossen, sie fängt dann erst recht an.

Im intra-uterinen Leben macht Embryo und Foetus alles mit, was die Mutter erlebt. Bei einer trägen Mutter gewöhnt sich die Frucht an träge Bewegungen, bei einem flinken Mütterchen bekommt es ein rascheres Tempo. Die Blutmischung der Mutter ist die Blutmischung des Kindes; seit dem dritten Schwangerschaftsmonat ist es das nämliche Blut, das beide Individuen belebt. Der mütterliche Ernährungszustand ist auch der foetale Ernährungszustand, und bei Säuglingen bleibt diese Ernährungseinheit sogar noch lange nach der Geburt bestehen, toxische Stoffe und Alexinen mit inbegriffen. Jeder Schrecken, jede Nervenerregung der Mutter wird durch die Art und Weise, wie sie auf diese Reize reagiert, sekundär auch von der Frucht mit empfunden.

Nach der Geburt ist es noch auffälliger, dass das kleine Kind ganz dasselbe sieht, hört, riecht und empfindet wie die Mutter; ausserdem bemerkt das Kind, auf welche Weise Vater und Mutter auf die verschiedenen Reize reagieren. Dies alles ergiebt für jeden Tag und jede Nacht neue Einflüsse, hinter denen die erblichen Einflüsse ganz zurückstehen.

So werden die individuell von den Eltern erworbenen Werte hundertfach auf die Kinder übertragen,

wenn auch nicht durch Erblichkeit, d. h. nicht vor dem Zeitpunkt der Befruchtung. Was nicht durch die Kontinuität des Keimplasma's in ihm fortlebt, wird durch die Kontinuität der äusseren Verhältnisse auf das Kind übertragen, mit anderen Worten durch die Solidarität der Gattung. Denn das Kind wächst wieder unter denselben Verhältnissen wie die Eltern und unter den unmittelbaren Einflüssen von Eltern und Stammverwandten auf.*)

Wenn also immer höhere persönliche Werte individuell erworben werden, wird auch jedesmal die nächstfolgende Generation in günstigeren Verhältnissen als alle vorigen Generationen aufwachsen, und über immer bessere Unterrichtsmethoden und Arbeitsmittel verfügen. Ganz abgesehen also von der Erblichkeitsfrage, zeigt sich uns der Entwickelungsgang nach dem Lamarck'schen Prinzip wie eine immer steigende Kurve, von Generation zu Generation, von Spezies zu Spezies. Neben der Kontinuität der Spezies gibt es eine Kontinuität der äusseren Verhältnisse, eine Kontinuität im Gebrauch der Organe.**)

Das Züchten der Spezies ist freilich auch niemals als eine reine Erblichkeitsfrage betrachtet worden.

*) So versteht man auch erst recht, was Kropotkin meint, wenn er in dem obengenannten (S. 219) Werke „Mutual Aid" das Prinzip der Solidarität geschichtlich als ein Entwickelungsmoment ersten Ranges darstellt.

**) Wenn man nur dieses eine Evolutionsmoment in's Auge fasste, könnte man meinen, dass dann im Grunde jedes Individuum doch immer wieder auf's neue in demjenigen Punkte anfangen müsste, wo seine Eltern angefangen haben, u. s. w.; jeder also vom ersten Anfang der ersten Lebewesen an. Dem ist aber nicht so; es gibt, wie wir sahen, mehrere Evolutionsmomente, darunter auch erbliche. Aber muss nicht trotzdem jedes Individuum im grossen und ganzen die Evolutionsbahn der Jahrhunderte von neuem durchlaufen? Dass dem so ist, beweist folgende Tatsache: Unsere Eltern haben sich nicht wie eine Zelle geteilt; aber zwei ihrer Urzellen, die sie in sich beherbergten, und die von altersher sich zwar vermehrt, aber noch nicht differenziert hatten, sind, wie ehemals manche Urzellen, durch Konjugation zu einer einzigen

Niemals hat der Züchter von Pflanzen und Tieren sich damit begnügt, seinen Zöglingen gute Ahnen zu geben! Auch nach der Befruchtung vermeidet er sorgsam alle schädlichen Einflüsse und versetzt seine Zöglinge unter möglichst günstige Bedingungen. Durch vernünftige Beschränkung ihrer Zahl gestattet er ihnen ein Optimum von Licht, Wärme, Nahrung und freiem Entwickelungsraum. Er weiss, dass bei Tieren und Pflanzen dies alles, direkt oder sekundär, auch wieder den künftigen Generationen zu Gute kommen muss. Auch weiss z. B. der Züchter von Pferderassen sehr gut, dass durch das Zusammenleben mit edlen Eltern edlere Bewegungen und Eigenschaften von diesen auf die jungen Tiere übertragen werden.

Dazu kommt noch, dass die Erblichkeit bei den gezüchteten Rassen oft mehr Schein als Wirklichkeit ist. Bei gezüchteten Pflanzenarten z. B. bleiben wohl häufig die höheren gezüchteten Eigenschaften von Generation zu Generation fortbestehen — aber nur solange, als sie auf künstlich gedüngtem Boden wachsen. Kaum sind sie wieder in ihren dürren, wilden Nährboden versetzt, so fallen sie in ihre ursprüngliche niedrigere Natur zurück. Was also scheinbar Kontinuität des Keimplasma's war, stellte sich schliesslich doch nur als Kontinuität der äusseren Verhältnisse heraus.

So wird es auch bei der Verbesserung der Menschenrasse eine der wichtigsten Aufgaben sein, dass man die Individuen aller folgenden Generationen in möglichst günstige Lebensbedingungen versetzt.

Zelle verschmolzen. Das war ich in meiner Jugend. Ein einzelliges Wesen, ein amöbeartiger Eiweisstropfen, wie die Uramöben und wie die jetzigen Amöben, die noch Amöben geblieben sind, in ihrer Nährflüssigkeit frei schwimmend. Durch Zellteilung habe ich mich weiter entwickelt und alle die wichtigsten ehemaligen Evolutionsstadien der Tierwelt habe ich wieder auf's neue durchgemacht, wenngleich etwas schneller.

Und dies wird niemals ohne eine gewisse Einschränkung in der Kinderzahl geschehen können. Nur durch eine vernünftige Anzahlbeschränkung wird es möglich sein, die Verhältnisse für jedes neugeborene Kind so zu gestalten, dass es ein genügendes Mass von Licht und Luft, Nahrung und Pflege haben, dass überhaupt von einem Anstreben des Optimums die Rede sein kann. Das Herbeiführen dieser besseren individuellen Verhältnisse ist dann nicht nur ein individueller Gewinn, sondern wird auch auf alle nachfolgenden Generationen fördernd einwirken dadurch, dass diese besser erzogen werden und in günstigeren Bedingungen aufwachsen.

Wir haben also in diesen 3 letzten Kapiteln gesehen, dass erstens wegen der direkten Einwirkung auf das Keimplasma, zweitens wegen der die Selektion fördernden Momente, drittens wegen des Aufwachsens jeder künftigen Generation in einem besseren Milieu, die vernünftige Beschränkung der Kinderzahl nicht nur für jede gegenwärtige Generation einen zeitweiligen Nutzen, sondern auch für die künftigen Generationen eine bleibende rassenverbessernde Bedeutung hat.

L.

Das physiologische Optimum, die Minimumgrenze, die Maximumgrenze.

Darwin in seiner Selektionslehre und Malthus in seinem Bestreben, mittelst willkürlicher Beschränkung der Zahl das Elend der natürlichen Auslese aus der

Kette der Naturnotwendigkeiten auszuschalten, fassen beide hauptsächlich ein Vermeiden der Minimumgrenze in's Auge, wo durch Mangel an den erforderlichen Existenzmitteln das Leben unmöglich wird. Diese unterste Grenze zu meiden, ist gewiss die erste Aufgabe jedes biologischen Strebens und jeder Rassenverbesserung. Aber noch mehr erweitert sich unser Blick, noch verständlicher werden uns alle Lebenserscheinungen, wenn wir uns nicht auf diese untere Grenze beschränken, sondern das Forschen nach dem physiologischen Optimum zum Mittelpunkt unserer Betrachtung machen.

In Kap. III dieses Buches wurde dieses Prinzips schon gedacht. Der Kernpunkt dieser ganzen Studie, das Leitmotiv der Symphonie, der Wertmesser aller bisherigen Ausführungen ist das physiologische Optimum. An der Hand Lamarck's und durch die neuern biologischen Entdeckungen auf dem Gebiete der Chemotaxis u. s. w. ist es uns klar geworden, dass auch wir Menschen, ebensogut wie jene mikroskopischen Tierchen und wie die „animaux sans vertèbres", das physiologische Optimum suchen.

Dadurch werden unsere Perspektiven für eine höhere Entwickelung viel tröstlicher und freundlicher, als wenn wir immer in der Angst, im Elend unterzugehen, dahinleben; da finden erst alle Erscheinungen ihre rechte Würdigung. Anstatt eines ewigen Ringens mit dem Tode sehen wir überall eine Tendenz zum Leben, und Hauptaufgabe dieses Lebens wird dann ein kräftiger Drang nach Lebensverbesserung, nach Vervollkommnung — ein Feuer, das in der Seele jedes jungen Mannes und jeder jungen Frau brennt, wie wir es an den Neuvermählten im Anfange dieses Buches beobachten konnten, da die Ideale des Lebens noch offen vor ihnen lagen. Es ist der positive Drang des „Excelsior", der alles Zellenleben und auch den Menschen beseelt.

Die Furcht, zu der Minimumgrenze hinabzusinken, ist dabei nur eine Teilerscheinung, ein Spezialfall.*)

Diesem erweiterten Gesichtskreise gemäss haben wir den Standpunkt zu suchen, auf den künftighin die Führer der Menschheit, Ethiker wie Politiker, Pädagogen wie Regierende, sich zu stellen haben. Dieser Massstab aller unserer Handlungen und Verhältnisse, das physiologische Optimum, ist etwas reelles und ist durch zählen, messen und wägen objektiv und annähernd genau zu bestimmen. Dadurch erst wird es gelingen, auch die sogenannten theoretischen Wissenschaften auf ihre physiologische Grundlage zurückzuführen, sie zu Realwissenschaften zu erheben.

Vor diesem Areopag, vor diesem höchsten Gericht aber zeigt sich die Beschränkung der Kinderzahl in ihrem vollen Glanz, in ihrer ganzen Bedeutung, wie wir denn auch ihren Nutzen für Individuum und Familie, für das öffentliche Wohl und für die Nachkommenschaft bereits in allen Einzelheiten glauben dargelegt zu haben.

Das andere Extrem, das Maximum, ist im Zusammenhang dieser Studie noch nicht erörtert worden — ich meine das Meiden der Maximumgrenze, wo das Leben nicht durch zu wenig sondern durch zu viel unmöglich wird.

In vielen Fällen gilt hier das nämliche wie von dem Meiden der Minimumgrenze. Sowie z. B. die Lebewesen von einer Eisperiode vernichtet werden können, bei der die Minimum-Temperaturgrenze überschritten wird, so kann man auch von einem Prairiefeuer oder von einem vulkanischen Ausbruch vernichtet

*) Bei den reicheren Familien tritt mehr das Suchen des Optimums, bei den ärmeren Leuten das Meiden der Minimumgrenze in den Vordergrund.

werden, bei denen die Maximum-Temperaturgrenze überschritten wird. Das Individuum kann sowohl durch Kälte wie durch Hitze untergehen. Gewöhnlich fasst man denn auch beide Begriffe zusammen und spricht vom Meiden schädlicher Einflüsse. Aber es gibt auch Fälle, wo der Gegensatz zwischen diesen beiden äussersten Grenzen so scharf wie möglich hervortritt. Es hört sich ganz anders an, wenn einer von zu vielem Essen, als wenn er von Elend und Nahrungsmangel krank geworden, bezw. gestorben ist, und es macht einen ganz andern Eindruck, ob einer durch Überanstrengung oder durch zu grosse Faulheit sich ruiniert. Das Leiden der Armut erregt unser Mitleid, das Laster der Verschwendung unsern Widerwillen.

Beide Extreme, die ökonomischen Gegensätze, sollen tunlichst vermieden werden, das eine so ernstlich wie das andere. Gewöhnlich tut man es freilich nicht; mancher, von einseitiger Erfahrung irregeführt, fürchtet sich nur vor der Minimumgrenze, wünscht sogar sich so viel wie nur möglich der Maximumgrenze zu nähern. Luxus und Übermass werden von Vielen als des Lebens höchstes Ziel gesucht. Gelegentlich haben wir oben schon vor diesem Irrtum gewarnt; namentlich wo es sich um Rassenverbesserung handelt, kann er sehr gefährlich werden. Wie eine Blume, die durch zu geringe Wasserzufuhr welkte, durch Wasseraufgiessen wieder aufblüht, dagegen eine Pflanze, die von zu grosser Nässe leidet, gewöhnlich nicht mehr zu heilen ist, so ist auch eine Familie, die Mangel leidet, leichter zu retten, (wobei die Nachkommen möglicherweise sogar eine grössere Widerstandsfähigkeit aus der Zeit der Entbehrung behalten haben), während eine Familie, die durch zu grossen Luxus untergeht, meist nicht mehr zu retten ist.

Trotzdem begegnen wir jenem Irrtum so häufig.

Dem Luxus zu Liebe beschränkt mancher seine Kinderzahl allzusehr. Davor kann man nicht genug warnen, und so oft unsere Gegner dies tun, tun sie etwas sehr nützliches. Nur wäre es töricht, deshalb alle eheliche Fürsorge in Betreff der Kinderzahl tadeln zu wollen.

Die drei Kriterien seien hier noch einmal in einem etwas altmodischen Bild zusammengefasst. Eine Menschenfamilie ist wie ein Schiff, das auf einem breiten Fluss stromabwärts gleitet, dem Strom der Jahrhunderte, dem Strom der Entwickelung. In der Mitte des sich mächtig krümmenden Flusses fliesst der Strom ungestört, da geht das Schifflein fröhlich und sicher, da ist das physiologische Optimum. Vor den beiden Ufern aber soll man sich hüten, damit man nicht scheitere. Was Wunder, wenn der Schiffsführer, ängstlich am Steuer stehend, die Augen gegen das eine Ufer an der Leeseite gewendet, wo die meisten Schifflein am Legerwall elend untergehen — das andere Ufer zuweilen aus dem Auge verliert, und dadurch sein Schiff auch von dieser Seite her in Gefahr bringt. Die Bootsleute, die am Ufer stehen, bemerken dies und rufen ihn an, um ihn zu warnen. Ein ganz Kluger erteilt wohl auch den wohlgemeinten Rat, man solle dem Schiffsführer lieber mit einem Tuch die Augen verbinden, dem Tuch der Unwissenheit, damit er nicht in diesen Fehler verfalle!

Während uns in der Jetztzeit das Meiden der Minimumgrenze wichtiger dünkt als das Meiden der Maximumgrenze, weil wir nur zu gut, wenn auch nicht aus eigener Erfahrung, wissen, wie unendlich viele Menschen darben und aus Mangel an den unerlässlichsten Lebensbedürfnissen frühzeitig umkommen — lernen wir aus der Literatur, diesem Spiegel des Lebens der Jahrtausende, dass es ehedem eine Zeit gegeben hat, wo man in den entgegengesetzten Fehler verfiel

und nur Verständnis für das Meiden der Maximumgrenze hatte. Bis kurz vor der französischen Revolution wird in der belletristischen Literatur fast nur vor dem Überschreiten der Maximumgrenze gewarnt. Das war in jenen Tagen, wo die literarischen Werke nur für die Reichen und Mächtigen der Erde geschrieben wurden. Man denke z. B. an die Fabel von Florian, wo der Tod sich einen Premierminister wählt: „Elle choisit l'intempèrance". — Und an die Gestalten Molière's, Plethora-Erscheinungen, die nur der Kuren des „clystare, purgare, signare" bedurften. Erst seit die französische Revolution den Gesichtskreis erweitert hat und die Volksmasse politisch nicht mehr eine quantité négligeable ist, wird auch in der Literatur das Massenelend berücksichtigt; wenn auch die altmodische Rhetorik der Sitten- und Religionsprediger immer noch ihr höchstes Vergnügen daran findet, heute wie ehemals gegen den übermässigen Luxus und den übermässigen Geschlechtsgenuss zu toben, in dieser elenden Welt, in der es leider den meisten Individuen an beidem mangelt.

Hätte die französische Revolution keine anderen Folgen aufzuweisen als diesen Umschwung der Ideen, diese Erweiterung unseres Blickes, dann wären ihre Segnungen schon unbestreitbar. Diese neue Ära in der Literatur wurde im eleganten Frankreich glänzend von Victor Hugo, im schwerfälligen Albion von Malthus eröffnet, wobei der letztere, der sich an den kühlen Verstand wendete, sehr viel weniger sympathisch vom Publikum aufgenommen wurde als der erstere, der die wärmsten Gefühle wachrief.

Ich erwähne diesen literarischen Umschwung nicht nur als ein Kuriosum, sondern als ein ethisches Ereignis von ganz eminenter Bedeutung. Im ersten und zweiten Teil dieser Arbeit sahen wir immer, wie die

fakultative Sterilität ein höheres Stadium der ethischen Evolution bezeichnet im Vergleich zu demjenigen, auf dem ehemals die Menschheit stand. Mancher Leser wird vielleicht bei dem Begriff „ethische Evolution“ skeptisch mit den Achseln gezuckt haben. Aber dieses eben erwähnte Ereignis bedeutet empirisch unwiderlegbar einen Schritt vorwärts auf dem Weg der ethischen Evolution, der auch wieder von Frankreich ausgeht. Die französische Revolution hatte viele Scheidewände zwischen Menschen und Menschen niedergerissen, die politische und ökonomische Machtsverteilung von Grund auf geändert und die Sphäre der Sympathie erweitert. Und weil diese Sympathie nicht mehr eine Laune der Sentimentalität, sondern das ethische Korrelativ zu einer mächtigen materiellen Umwälzung wurde, haben wir mit ihr als einer bleibenden, sich später noch immer mehr erweiternden Erscheinung zu rechnen.

Die Sphäre unserer Sympathie erweitert sich immer mehr; dies erfahren wir aus dem Studium aller geschichtlichen Perioden. Die ethische Evolution geht notwendig mit der materiellen Hand an Hand. Das Prinzip allen Zellenlebens, das Suchen des physiologischen Optimums (bezw. das Meiden der beiden äussersten Grenzen) muss uns aus immer weiteren Gesichtspunkten nicht nur für uns selbst, sondern schliesslich für alle Menschen warm am Herzen liegen und das bewusste Ziel werden nicht nur unseres individuellen, sondern auch unseres Gemeinschaftslebens.

Anhang.

Malthus.

LI.
Einleitung.

Die folgende kurze geschichtliche Darstellung soll zunächst zeigen, nicht wie sich die Beschränkung der Kinderzahl im Laufe der Jahrhunderte als ein unabwendbares Fatum durch Naturereignisse, Seuchen, Krieg und Verfolgung, Menschenausbeutung und hygienische Missverhältnisse vollzogen hat, nicht wie sie mehr oder weniger bewusst durch Ehegesetze und Keuschheitsideale hervorgerufen, oder wie sie absichtlich durch Kinder-, namentlich durch Mädchenmord, durch Fruchtabtreibung, Aussetzung und fakultative Sterilität herbeigeführt wurde — wozu es hier an Raum gebricht; es soll nur kurz und übersichtlich dargelegt werden, wie man sich im Laufe der Zeiten mit dieser Frage auseinandergesetzt hat und welche Motive dabei geltend gemacht wurden.

Mit demselben Opfermut, mit welchem höhere Tierarten ihre Jungen bei akuter Gefahr retten, töten sie diese auch bei chronischem Elend, z. B. in der Gefangenschaft. Genötigt durch den beschränkten Flächenraum ihrer Insel oder durch den beschränkten Nahrungsvorrat in Perioden der Hungersnot, töten Wilde und Barbaren nicht nur Sterbende, Greise und Kriegsgefangene; sie halten auch, sei es privatim oder öffentlich durch Ritus oder Gesetz, das allzu üppige Emporblühen neuen Lebens in gewissen Schranken, weil sonst die Existenz der Gesamtheit bedroht wäre. Dabei findet man alle Schattierungen vertreten, von einem frommen Fügen unter die herrschenden Moralbegriffe bis zu den raffinierten Kurtisanenkünsten im Harem

des orientalischen Despoten. In anderen Zeiten und unter anderen Umständen wünscht man dann wieder, durch die Zahl der Krieger seinen Feinden überlegen zu sein und sieht in dem „Seid fruchtbar und mehret euch“ die höchste Staatsklugheit.

Erst im demokratischen Griechenland wird die Bevölkerungsfrage aus politischen Gesichtspunkten betrachtet, wenigstens theoretisch; d. h. es sollte Sache des Staates sein, die Zahl seiner künftigen Bürger zu regeln. Plato und Aristoteles, so grundverschieden auch ihre Weltanschauung war, wollen beide die Zahl der Bürger den zu verteilenden Ackerstücken anpassen; auch wünschen beide, dass nur von den kräftigsten Individuen in der Blüte des Lebens Kinder gezeugt werden sollten. Im Übrigen durfte man wohl geschlechtlichen Verkehr pflegen, aber zur Geburt eines reifen Kindes durfte man es nicht kommen lassen. Und nicht nur bei Hippokrates, sondern auch bei den alexandrinischen und den römischen Ärzten: Plinius, Soranus, Dioscorides, Galenus, finden wir Vorschriften, wie man die natürliche Fruchtbarkeit des Individuums hemmen kann. Dass diese Vorbeugungsmittel wie auch die fruchtabtreibenden Rezepte im Boudoir der römischen patrizischen Damen, ebenso wie ehemals im orientalischen Harem, zur Unzucht und Unterstützung des Leichtsinns missbraucht wurden, darf uns nicht Wunder nehmen.

Rein und erhaben steht im Gegensatz dazu das Christentum da. Aber dem Paulinischen (d. h. dualistischen) Christentum war das sexuelle Leben an sich zu niedrig, zu materialistisch, um es überhaupt würdigen zu können; die Ehe wurde nur aus Furcht vor Schlimmerem geduldet. Zur Beschränkung der Kinderzahl wurden in der Folge in den ältern christlichen Ländern, ebenso wie vorher im heidnischen Rom, an-

statt des Kindermordes die Kinder ausgesetzt, d. h. man überliess sie der Gottheit. Auch die Fruchtbarkeit wurde der Gottheit überlassen, wenigstens in der Theorie; denn heimlich wurde die Erinnerung an die alten antikonzeptionellen Kräuter und Gifte von Mund zu Mund aufrecht erhalten, sogar bis auf die Jetztzeit*), während Kriege und Seuchen die Bevölkerungszahl sogar übermässig herabdrückten. Die heilige Kirche übernahm im Mittelalter die mütterliche Sorge für alles und alle; mit der Zeit aber war sie dieser Aufgabe doch nicht mehr gewachsen.

Seit der Renaissance kannte man in Italien ein antikonzeptionelles Verfahren, welches man damals in Frankreich die italienische Methode nannte**) und welches wahrscheinlich das nämliche ist, was wir jetzt die französische Methode nennen. Aber erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts, als die Menschheit es zuerst wieder wagte, allen Problemen — auch den heikelsten — in die Augen zu sehen, wurde, wiederum durch der Zeiten Not veranlasst, der Bevölkerungsfrage die ihr zukommende Aufmerksamkeit gewidmet. Auch hatten schon verschiedene Forscher auf den Zusammenhang zwischen Bevölkerungszahl und Nahrungsvorrat hingewiesen, ehe Malthus die Frage einem gründlichen Studium unterzog und dadurch der Vater des Malthusianismus wurde, im nämlichen Sinn wie später Darwin der Vater des Darwinismus.

Hieran anknüpfend wollen wir denn in diesem Anhang die Bevölkerungsfrage noch einmal theoretisch beleuchten.

Während die individuelle Frage, ob man sich im

---

*) Siehe von Oefele in seinem oben genannten Werke.

**) Siehe das von Göthe übersetzte Leben des Cellini (1500—1570), Buch III, Kap. 7.

gegebenen Fall noch mehr Kinder wünscht oder nicht, eine relativ einfache Frage ist, die die betreffenden Eltern für sich zu entscheiden haben, ist die allgemeine Bevölkerungsfrage ein äusserst kompliziertes und schwer zu lösendes Problem. Trotzdem wollen wir uns diesen theoretischen Betrachtungen nicht entziehen; hat doch der wissenschaftlich Denkende nicht nur das Bedürfnis sondern auch die Pflicht, die sozialen Probleme von allgemeinen Standpunkten aus zu betrachten, ihr Verhältnis zu andern Fragen zu ermitteln, feste Normen und Gesetze zu suchen. Was individuell betrachtet nur eine Familienfrage ist, in der individuelle Motive zu entscheiden haben, das ist von höheren Standpunkten aus betrachtet eine allgemein-wissenschaftliche Frage, deren Erörterung unsern Blick ebenso erweitert, wie wenn man vom Gipfel eines hohen Berges die Gegend betrachtet, wobei ja auch die Umrisse im Einzelnen verschwinden. Gäbe es aber gegen die folgenden theoretischen Erwägungen auch noch so viele Einwände, so würde dadurch die praktische Lösung, die wir in dem bisherigen für die Spezialfälle gefunden haben, nicht hinfällig. Die Theorie muss sich der Praxis anpassen, nicht umgekehrt.

Während wir im dritten Teil dieses Werkes die biologische Seite der Frage beleuchteten, wollen wir nun die ökonomische Seite in Betracht ziehen, weil auch aus ökonomischen Gesichtspunkten bald eine Bevölkerungszunahme, bald eine Bevölkerungsabnahme erwünscht sein, resp. das eine Mal eine raschere, das andere Mal eine weniger rasche Zunahme wünschenswert erscheinen mag. Ist es doch auch in erster Linie die ökonomische Erörterung der Frage, die zu Meinungsverschiedenheiten darüber Anlass geben wird, weil hier die Interessen so weit auseinander gehen. Dem einen liegt ökonomisch alles daran, dass viele Kinder, dem andern, dass wenige

Kinder geboren werden — oder komplizierter: ich kann für meine eigene Familie wenige, für sämtliche anderen Familien viele Kinder wünschen; für meinen Arbeiterchef ein paar Kinder, für meine Massenarbeiter einen grossen Kindersegen.

LII.
Malthus.

Wenn wir bei den hier folgenden Kapiteln vom Malthus'schen System ausgehen, so wollen wir damit keineswegs den Anschein erwecken, als wären wir in Allem mit Malthus einverstanden. Im Gegenteil. Seine Zeit ist nicht mehr unsere Zeit. Die Entwickelung der Menschheit ist indessen nicht stille gestanden. Die Malthusianer werden seltener, immer zahlreicher aber die Neumalthusianer, die einen modifizierten, verbesserten Malthusianismus anstreben. Wir haben aber eine Pflicht historischer Pietät zu erfüllen, namentlich im Hinblick darauf, dass diesem Apostel unserer Lehre von allen Seiten so unendlich viel Unrecht geschah und geschieht. Es gibt nichts wohlfeileres, als einen alten Mann schelten, namentlich wenn er tot ist, und so wird der alte Malthus immer noch weidlich verspottet, nachdem man erst seine Ansichten willkürlich verdreht oder einseitig formuliert hat. Wir wollen daher wenigstens versuchen, auch nach dieser Richtung zu einer richtigen historischen Würdigung zu gelangen.

Malthus war der Vorläufer Darwins. Das Verdienst Darwins, der Menschheit die Augen geöffnet zu haben für den Kampf um's Dasein, an dem wir von jeher beteiligt waren, ohne es zu wissen (Schallmayer

id. S. 95), dieses Verdienst hatte Malthus schon lange vor Darwin, wie Darwin dies auch am Anfang seiner Origin of Species*), gleich nach der Einleitung, die von der menschlichen Zuchtwahl handelt, selbst betont, indem er sagt, sein „Struggle for existence" sei nichts anderes als die Lehre von Malthus auf Tiere und Pflanzen angewandt.

Soweit stehen also beide Forscher auf dem gleichen Boden; aber Darwin, indem er diesen Kampf bei Pflanzen und Tieren als etwas Naturnotwendiges erkennt, freut sich philosophisch darüber, dass dieser Kampf auch seine nützliche Seite hat, während Malthus, wenn er den nämlichen Kampf speziell beim Menschen beobachtet, Kummer und Mitleid empfindet und ein Heilmittel sucht, damit es dem vernünftigen Menschen gelingen möge (schade nur, dass es noch so wenige vernünftige Leute gibt!), dieses Elend zu lindern, sogar ganz abzuwenden. Wobei von vorneherein nochmals zu betonen ist, dass dieser Kampf um's Dasein bei beiden Forschern nicht immer ein Kampf der Individuen ist, sondern sogar in erster Linie ein Kampf der Individuen gegen die Naturmächte, ein Ringen um die unerlässlichen Lebensbedingungen, wobei dann die Solidarität allerdings auch eine mächtige Waffe bildet.

*) A struggle for existence inevitably follows from the high rate at which all organic beings tend to increase. Every being which during its natural lifetime produces several eggs or seeds, must suffer destruction during some period of its life and during some season or occasional year, otherwise, on the principle of geometrical increase, its numbers would quickly become so inordinately great that no country could support the product. Hence, as more individuals are produced than can possibly survive, there must in every case be a struggle for existence either individual with another of the same species, or with the individuals of distinct species, or with the physical conditions of life. It is the doctrine of Malthus, applied with manifold force to the whole animal and vegetable kingdoms; for in this case (bei Pflanzen und Tieren) there can be no artificial increase of food and no prudential restraint from marriage. (Darwin, Origin of species I. Ed. 1859 cpt. III, S. 63.)

Zur Zeit der französischen Revolution, als Adam Smith („Dr. Smith“ nennt ihn Prof. Malthus) die engliche Nationalökonomie begründete, fasste Malthus auch die Bevölkerungsfrage von der ökonomischen Seite an. Beide Forscher waren von den neuen ökonomischen Idealen mächtig angeregt worden, nachdem das Zauberwort der individuellen Freiheit „self help“ die Ketten des Mittelalters gesprengt hatte. Adam Smith, Malthus und ihre Freunde bildeten damals in England die mächtige Reformpartei, wie es heute die Sozialisten tun; nur insoweit gerade umgekehrt, als Adam Smith und sein Anhang dem mittelalterlichen Gemeinwesen gegenüber die individuelle Freiheit verfochten, während in unsern Tagen die entgegengesetzte Pendelschwingung der Weltgeschichte sich bemerklich machte und dem Individualismus der englischen Nationalökonomie gegenüber die Solidarität der Menschheit wieder in den Vordergrund stellte.

Nur in einem wichtigen Punkte unterschieden sich Malthus und Adam Smith. Letzterer fasste in seinen allgemeinen Definitionen die Nahrungsproduktion und die Industrieproduktion immer zusammen, als ob sie identisch wären; Malthus macht, wie die Physiokraten in Frankreich, diesen Fehler nicht, weil die Bedeutung der beiden Produktionszweige grundverschieden ist, sowohl hinsichtlich der Produktionsbedingungen als hinsichtlich ihrer Unentbehrlichkeit zur Lebenserhaltung.

Die Monumentalarbeit von Malthus: „An essay on the principle of population“ ist ein Meisterwerk naturwissenschaftlicher Forschung, wie man es von einem Theologen und Juristen kaum erwarten könnte. Er findet die Gottheit in den Naturgesetzen und huldigt ausdrücklich dem Utilitarismus, ein halbes Jahrhundert vor Stuart Mill. Er kann sogar als ein Vorläufer des historischen Materialismus unserer Tage angesehen

werden, indem er das menschliche Elend nicht einfach als eine Strafe Gottes für die Sünde betrachtet, sondern eine der mächtigsten Ursachen des menschlichen Elends in den materiellen Lebensbedingungen sucht.

Und was hat man nicht alles aus ihm gemacht! Was hat man ihn nicht alles gescholten! Zunächst einen Pessimisten. Malthus aber gab ja gerade das Heilmittel an, um eine der Ursachen des Elends zu beseitigen, es wenigstens soweit als möglich zu lindern. Wenn er dabei nicht den übertriebenen Optimismus hatte, zu glauben, da das Leiden entdeckt wäre, müsse sich nun auch jeder beeilen, das Heilmittel anzuwenden, so ist dies nur ein Beweis für seine Besonnenheit. Mögen auch einzelne seiner Äusserungen ein wenig wie Mutlosigkeit klingen — jedenfalls ist es Malthus nicht zu verübeln, dass er den idealistischen Optimismus des anarchistischen Philosophen Godwin nicht teilte.

Man schilt Malthus weiter einen Kapitalisten. In diesem Tadel steckt aber ein Anachronismus. Gewiss gehörte Malthus zu den Pfadfindern der englischen Nationalökonomie, die zu ihrer Zeit das Anbrechen eines neuen Morgens für die Welt begrüssten. Damals war die kapitalistische Produktionsweise das Ideal und die Fehler des Systems konnten sich erst später fühlbar machen. Malthus erwartete alle Reformen aus dem individuellen Antrieb, nicht von Staatszwang und Staatsallmacht; daraus kann man ihm aber schwerlich einen Vorwurf machen, da er ja nicht, wie Godwin, jeden Staatsverband und jede Staatsregelung vom Übel hielt.

Man nennt Malthus einen Fatalisten. Er glaubte aber gerade, indem er den Ursachen des Elends auf die Spur zu kommen suchte, möglichst viel zur Beseitigung desselben beitragen zu können. Das Malthussche Gesetz kann vielleicht dem Unwissenden wie ein Fatum erscheinen, nicht aber dem denkenden Menschen.

Es ist ja eben das Verdienst von Malthus, das er sich mehr als irgend ein anderer erworben hat, unser moralisches Bewusstsein in dieser Hinsicht geweckt zu haben.

Malthus soll ferner den Armen ihre letzte Hoffnung und ihren letzten Trost, das Familienleben und die Ehe, untersagt haben; denn müssten die Leute mit der Ehe warten, bis sie gegen Armut geschützt wären, so könnten die Armen sich nie verheiraten. Dieser Vorwurf verlangt eine eingehendere Widerlegung. Malthus lebte im Wahn des „self-help"; wenn der Mensch will, so kann er alles, so glaubte man im Gegensatz zum Mittelalter, wo der Wille des Einzelnen auf Schritt und Tritt gelähmt war. Wer ernstlich will, kann es zum Lord-Mayor von London bringen. Nicht dem Armen wurde also von Malthus die Ehe untersagt, sondern dem Faulen, dem Gleichgültigen.

In diesem Sinne lag dem Malthus'schen Heilmittel: „nicht heiraten, ehe man die dazu erforderlichen Existenzmittel hat," der Gedanke einer heilsamen Wechselwirkung zu Grunde. Zunächst sollten dadurch unbedachte Ehen vermieden werden — also weniger Menschen, weniger Konsumtion; andererseits sollten die jungen Leute zu erhöhtem Eifer und Fleiss angetrieben werden, um schneller heiraten zu können — also erhöhte Produktion. Dadurch erhellt auch, warum Malthus so sehr gegen die neumalthusianischen Präventivmittel war, gegen die „artificial checks".*) Nach seiner Ansicht würde dadurch die Anregung zum Fleiss, bezw. die Notwendigkeit wegfallen, dass jeder erst seine Carrière gemacht haben müsse, ehe er an Ehe und Familie denken dürfte.

*) Malthus' Essay, 6th Bd., London 1826, Vol. II, appendix of 1817, pag. 479: „their tendeney to remove a necessary stimulus to industry."

Wir müssen hier nachdrücklich betonen, dass Malthus zwar vor der Vermählung geschlechtliche Enthaltsamkeit forderte, nicht aber in der Ehe, sobald eine gewisse Kinderzahl erreicht ist, dauernde Enthaltsamkeit verlangte; letzteres ist eine Ungeheuerlichkeit, die Malthus erst in unseren Tagen zugeschrieben wurde. Er sagt ausdrücklich, dass, falls aus einer Ehe eine anormal grosse Kinderzahl hervorginge, dieses ein passender Anlass wäre, wo Wohltätigkeit ausnahmsweise am Platze sei; denn anormale Fruchtbarkeit sei nichts willkürliches, könne mithin auch durch Wohltätigkeit nicht künstlich hervorgerufen werden.*)

Andererseits gebührt Malthus nicht die Ehre (von der er selber auch nie geträumt hat), als hätte er uns die Lösung der sozialen Frage an die Hand gegeben.**) Kein einziger Versuch einer sozialen Reform wird durch seine Theorie überflüssig. Im Gegenteil, alle wirklichen Verbesserungen unterstützen einander, ergänzen sich, sind sich gegenseitig unentbehrlich. Jede Reform ist eine „conditio sine qua non“ für alle andere.

Einen hochkomischen Eindruck machen denn auch Äusserungen wie die folgenden: „ich bin Neumalthusianer, mithin kein Sozialdemokrat“, oder umgekehrt: „ich bin Sozialdemokrat, also kein Neumalthusianer“. Wer so spricht, hat entweder den Sozialismus oder den Neumalthusianismus nicht verstanden. Im Gegenteil,

*) Malthus, Essay. Ed. IV, 1807, Book IV, pag. 410.

**) Malthus sagt im Anfang seines Essay's ausdrücklich: es wäre keinem Menschen möglich, alle Momente, die zur Reform führen könnten, aufzuzählen, und in seinem „Essay“ behandle er nur „eine wichtige Ursache“. Er sagt: „to enumerate all the causes that have hitherto influenced human improvement, would be much beyond the power of an individual. The principal object of the present essay is to examine the effects of one great cause intimately united with the very nature of man. The cause to which I allude, is the constant tendency in all animated life to increase beyond the nourishment prepared for it.“ Malthus, Essay, Ed. VI, 1826, Book I, pag. 1 und 2.

wer für den einen etwas fühlt, muss logischerweise auch für den anderen Verständnis haben. Wer seine Aufmerksamkeit einer besseren Produktionsweise zuwendet, muss auch für eine bessere Verteilung der Lebensbedürfnisse Interesse haben; und bei dieser Verteilung kann uns die Anzahl der zu Ernährenden nimmermehr gleichgültig sein.

Es ist namentlich sein politischer Gegner Godwin, der Malthus dem öffentlichen Spott preisgegeben hat, jedoch nicht den wirklichen Malthus, sondern sein groteskes Zerrbild. Godwin tat dies mit so viel Witz, dass seine Pseudokritik der Masse nur zu sehr eingeleuchtet hat. Die Ungeheuerlichkeiten aber, die Godwin Malthus zuschreibt, bestehen nur in des gelehrten Kritikers eigener Einbildung, und es ist sehr zu bedauern, dass so viele spätere Schriftsteller sie direkt oder indirekt mit übernommen haben.

LII.

Das Malthus'sche Gesetz. Neigung zur Divergenz.

Die Welt ist nicht eingerichtet wie kindische Leute sie in ihrer naiven Phantasie zu erkennen glauben. Es ist noch nicht hundert Jahre her, das man einfach als selbstverständlich voraussetzte, alles in der Natur sei nach ganz einfachen Gesetzen und einfachen Beziehungen geregelt und in der Physik wie in der Chemie sei „simplex veri sigillum.“ Wenn man durch seine Erklärung eine Erscheinung auf eine einfache Proportion zurückführen könne, so spräche dieses

Ergebnis für die Wahrheit der Beweisführung, so meinte man — ebenso wie ein Schüler gewiss ist, dass er das Rechenexempel, das der Lehrer ihm aufgegeben, gut gelöst hat, wenn die Division ausgeht. Man erblickte in dieser grossartigen Einfachheit der Natur den grossen Schöpfer und Erbauer des Weltalls.

Regnault war einer der ersten, der diesem Hirngespinnst, dieser naiven Unwissenheit den Garaus gemacht hat. Aus seinen Naturforschungen ergab sich nämlich folgendes: je genauer er seine Untersuchungen anstellte, desto sicherer zeigten sich statt einfacher Verhältnisse und Zahlen lange Dezimalfraktionen. Die Beziehungen in der Natur sind also oft höchst komplizierte. Wir beobachten in der Natur etwas anderes als einen so naiven Plan und so einfache Regeln; wir wissen, dass auf allen ihren Gebieten ein Faktor den anderen neutralisiert. Was geschieht, ist niemals auf eine einzige Ursache zurückzuführen — dann wäre alles leicht erklärt. Alles, was geschieht, ist vielmehr die Resultante von verschiedenen Ursachen, von denen eine die andere im Gleichgewicht hält. Das beste Beispiel, weil es sich mathematisch feststellen lässt, ist der Lauf der Himmelskörper in unserm Sonnensystem: deren Harmonie wäre bald gestört, wenn nicht beständig der Lauf des einen von dem Lauf des andern beeinflusst würde. Dadurch geht alles eine zeitlang — wir können getrost sagen eine lange Zeit! — gut.

Im organischen Leben mit seiner noch weit grösseren Kompliziertheit ist die Mannigfaltigkeit der Regulierungen, die die Natur an ihrem eigenen Werke vornimmt, noch ungleich grösser. Alter, Krankheit und Tod sind nur allzu oft die Mittel, durch die das gestörte Gleichgewicht — ein ständig wachsender Fehler — schliesslich wieder hergestellt wird, und zwar oft in ganz unvorhergesehener Weise. Was am Tage aufgebaut

ist, stürzt nachts wieder ein. Das ist das Verfahren der Natur.

Auf der Kindheitsstufe sah der Mensch in der Natur ein zusammenstellbares Bild, wie die Kinder sie als Spielzeug haben; der Erwachsene hat leider die Natur als eine Tragödie erkannt. Kommen nun noch soziale Missverhältnisse hinzu, so werden die tragischen Konflikte verschärft.

Ein schlagendes Beispiel eines solchen Missverhältnisses in der Natur liefert uns das Malthus'sche Gesetz. Wir wollen es in folgendem etwas näher untersuchen.

Den Anlass zu Malthus' Studie gab die brennende Frage jener Tage: inwiefern billige Kornverteilungen, wie Paris sie forderte, und die Armenpflege, wie die englischen Poor-laws sie geregelt hatten, ein Heilmittel für den Pauperismus wären oder den Pauperismus verschlimmern könnten. In Godwin lebten die Pariser Ideale; Malthus erwartete alles Heil von „self-help",*) natürlich in einem wohlgeordneten Staatswesen. Die Erfahrungen, die man im alten Rom mit Kornaustei-lungen erzielt hatte, waren ziemlich ungünstig ausgefallen. Er sah keinen Vorteil darin, dass die Obrigkeit dem einen das Brot schenkte und es dadurch für den andern um so teurer machte; er meinte, das wäre nur eine Verlegung des Elends statt einer Linderung. Diese Ansicht scheint uns heute roh und doktrinär; es war aber damals tatsächlich so, dass nicht genügende Existenzmittel für alle vorhanden waren. Von dieser Tatsache ausgehend stellte sich Malthus die Frage, wie

*) Malthus sagt nicht, wie Godwin es uns weismachen will: man solle die Kranken, Gebrechlichen, Alten und Kinder nur dem Hungertod überlassen. Doch die Einrichtung, bei der Arbeitsfähige das Recht hatten, Unterstützung vom Staat zu fordern, war allmählich zu einem Volksübel geworden, indem sie jedes Verantwortlichkeitsgefühl im Einzelnen ertötete.

diesem Übel auf die Dauer abzuhelfen sei. Wie liesse es sich machen, dass das Gleichgewicht zwischen dem Nahrungsvorrat und der Zahl der Nahrungsbedürftigen auf die Dauer nicht gestört würde?

Gestützt auf ein ökonomisches Studium dieser Frage in der ganzen Welt (Book I und Book II seiner Essays) gelangte er zu dem Schluss, dass dieses Gleichgewicht zwischen Nahrungsvorrat und Bedürfnis überall viel zu wünschen übrig liess. Während wilde Völker die plötzlichsten Übergänge von Überfluss zu Hungersnot durchmachten, fand er bei den Kulturvölkern eine chronische Neigung zur Divergenz dieser beiden Faktoren, eine gewisse Neigung beim Menschen wie bei Pflanzen und Tieren, sich stärker zu vermehren, als es die Nahrungszunahme gestattet.

Als Nationalökonom fiel ihm dieses Missverhältnis, diese Neigung zur Divergenz zwischen dem Nahrungsvorrat und der Zahl der zu Ernährenden besonders auf. Und er fand ihre Erklärung in der physiologischen Tatsache, dass die Menschen, wie überhaupt alle Lebewesen, sich stets aus dem Trieb jedes einzelnen Organismus heraus vermehren, während der Ertrag eines Ackers bestenfalls jedes Jahr nur um ein weniges vergrössert werden kann.

Wir kommen nun zu den Thesen, mit denen Malthus seine Theorie zu erklären versucht hat, und die fast ebensoviel Missverständnis hervorgerufen haben wie der Heidelberger Katechismus.

Natürlich hat jede derartige Formulierung ihre Fehler. Es geht damit wie mit jeder Definition: so einfach eine Sache an sich sein mag, jede Definition ist mangelhaft, und weil sie eine Verallgemeinerung ist, trifft sie nicht in jedem Falle zu. Nur mathematische Definitionen können vollkommen und absolut zutreffen, weil die darin behandelten Werte selbst Abstraktionen

sind. Bei chemischen und physikalischen Erscheinungen wird es schon schwerer, und vollends bei der Behandlung des Zellenlebens muss die Plumpheit jeder Formulierung in die Augen fallen.

Ich will deshalb den Versuch machen, einige dieser Thesen herauszugreifen, die jedesmal denselben Gegenstand von einer anderen Seite beleuchten und sich mithin gegenseitig ergänzen; ungefähr wie in der Musik ein Thema verschiedene Variationen erfahren kann. So habe ich einen Pastor gekannt, der in ganz origineller Weise sich in zehn oder zwölf verschiedenen Stellungen und Gemütsstimmungen porträtieren liess, um dadurch ein Bild von der Wirklichkeit zu erlangen. Für jeden meiner Leser wird hoffentlich eine Fassung darunter sein, die ihm zusagt.

Ich gebe sie in einer Reihe von neun Thesen.

Nr. 1. Die Menschen haben, wie alle anderen Lebewesen, den Trieb, sich nach dem Prinzip der Zellenteilung zu vermehren. Das gäbe also, falls kein Hemmnis dazwischen käme, eine geometrische Reihe, z. B. 2, 4, 8, 16, 32, 64 u. s. w., oder 2, 6, 18, 54, 162, 486 u. s. w.

Der Ertrag eines Ackers kann durch Erfindungen und verbesserte Kultur mit der Zeit wohl etwas erhöht werden, jedoch bestenfalls durch Hinzufügung eines gewissen Betrages; die Ernte kann jedes Jahr ein wenig vergrössert werden. Dies gäbe also bestensfalls eine arithmetische Reihe, z. B. 2, 4, 6, 8, 10, 12 u. s. w. oder 2, 5, 8, 11, 14, 17 u. s. w.

So gross man nun auch den Zuwachs einer arithmetischen Reihe nimmt, so wird doch eine geometrische Reihe auf die Dauer jede arithmetische Reihe weit übersteigen. Es besteht mithin immer eine Neigung zur Divergenz zwischen der Kurve, die die Anzahl der

zu Ernährenden angiebt, und derjenigen, die den augenblicklichen Nahrungsvorrat darstellt.

Obenstehende Formeln deuten an, wie die Sache „in abstracto“ stände, für den Fall, dass die Vermehrung ungestört vor sich gehen könnte. Diese potentielle Möglichkeit lässt sich in folgender Weise konkret darstellen, an einem ebenfalls konstruierten Beispiel:

Nr. 2. Man denke sich ein Landgut, das Mann, Frau und sechs Kinder reichlich ernähren kann. Die Äcker können nicht so stark gedüngt, drainiert und stets verbessert werden, dass sie nach neunzig Jahren die dann lebenden Nachkommen dieser Familie ernähren könnten, falls die erwähnten Bewohner sich ungestört vermehrten. Nach neunzig Jahren repräsentierte deren Anzahl die ansehnliche Summe von 702 Personen, vorausgesetzt, dass jede Frau nur zwischen ihrem 18. und ihrem 30. Lebensjahre sechs Kinder zur Welt bringt, die am Leben bleiben, d. h. drei Mädchen und drei Knaben.

Weil dergleichen abstrakte Beweisführungen für Nichtmathematiker immer ein wenig schwer zu erfassen sind, so will ich in den nächstfolgenden Thesen nur das erwähnen, was wir in Wirklichkeit von der Malthus'schen Divergenz zu sehen bekommen:

Nr. 3. Die Menschen vermehren sich durch Fortpflanzung; die Ernte, die der Acker jedes Jahr liefert, wird höchstens vergrössert.

Die folgende These wird dies noch deutlicher zum Ausdruck bringen.

Nr. 4. Je mehr Menschen schon in einer Gegend wohnen, desto leichter vermehrt sich ihre Zahl. Dagegen: je mehr Nahrungsmittel

in einer Gegend gepflanzt werden, um so schwerer fällt es, ihren Ertrag noch zu mehren.

Dieselbe Neigung zur Divergenz lässt sich auch in dieser Weise ausdrücken:

Nr. 5. Die Menschen vermehren sich, und jedes Jahr wird ein Teil durch den Tod dahingerafft; jedoch die grosse Masse lebt fort und vermehrt sich weiter. Die Nahrungspflanzen und Nahrungstiere mehren sich auch, jedoch die Mehrzahl wird gegessen; nur ein Teil wird aufgespart, um sich weiter zu vermehren.

Kürzer ausgedrückt:

Nr. 6. Der Begriff Nahrung besagt schon, dass der Genährte sich vermehrt und dass der Nahrungsvorrat aufgezehrt wird.

Dieselbe Neigung zur Divergenz, wiederum anders ausgedrückt:

Nr. 7. Die Erdoberfläche ist beschränkt und der Mensch nimmt ungleich weniger Raum ein, als die Äcker und Wiesen, die er direkt oder indirekt zu seinem Lebensunterhalt braucht.

In anderen Worten:

Nr. 8. Der Mensch nimmt nur wenig Raum ein, der Wohnraum lässt sich also leicht vergrössern, im Notfall wohnt man in verschiedenen Schichten aufeinander getürmt. Die Nahrung hingegen erfordert monatelang viel Raum und Sonne, mithin wird es auf die Dauer immer schwerer, die Nahrungsproduktion noch mehr zu steigern.

Stellt man sich dabei die Viehzucht als Ernährungsquelle vor, so bleibt dieselbe Schwierigkeit bestehen, denn unser Vieh und unsere Haustiere überhaupt müssen doch ihrerseits wieder von Pflanzen leben.

Nehmen wir auch die wilden Vögel und Fische als

Nahrung an, so gilt auch hier das in Nr. 4 gesagte: je mehr in einem Revier schon gejagt und gefischt worden ist, desto schwerer wird es fallen, den Ertrag der folgenden Jagden und Fischfänge noch zu erhöhen.

Dieselbe Neigung zur Divergenz anders ausgedrückt:

Nr. 9. Die Erzeugung neuer Individuen ist eine Folge der Paarung; die Erzeugung von Nahrungsmitteln aber hängt von der Arbeit ab. Die Tatsache, dass die Paarung den Leuten besser behagt als die Arbeit, ist an sich schon ein Anlass zur Divergenz.

Jede dieser Thesen bietet durch mangelhafte Ausdrucksweise genügend Angriffspunkte für einen Diskussionsabend; auch sind sie unter sich zwar nicht identisch, aber sie geben doch alle eine Vorstellung von der erwähnten Neigung zur Divergenz.

Diese von Malthus beobachtete Neigung zur Divergenz zeigt sich in verschiedener Weise, je nach der Produktionsphase, in der ein Volk lebt. Jedes Produktionssystem hat, wie auch Marx sagt, sein eigenes Bevölkerungsgesetz; doch das in obigem formulierte Prinzip liegt ihm stets zu Grunde. Das Malthussche Gesetz liegt eben in der Natur der Dinge; es ist ein Naturgesetz. Nur die Einzelheiten werden sich in jedem Falle verschieden gestalten. Erst wenn man die Kunst verstehen wird, Nahrungsmittel künstlich zu bereiten, billig und aus genügendem Material, erst dann wird diese Neigung zur Divergenz aufhören. Vorläufig aber haben wir noch nicht die geringste Aussicht, dass der Mensch es je so weit bringen wird.

Sollte Jemand noch daran zweifeln, dass das Malthus'sche Gesetz wirklich einen Mangel in der Einrichtung der Natur bedeutet, so bitte ich ihn, sich einen

Augenblick mit mir vorzustellen, wie es wäre, wenn die Fruchtbarkeit aufs Genaueste von dem jeweilig vorhandenen Nahrungsvorrat abhinge. Dann wäre gewiss jeder von teleologischer Bewunderung erfüllt und man würde sagen: „Seht, wie weise das eingerichtet ist — es könnte ja auch gar nicht anders sein, denn es ist notwendig.“ Jeder würde dann wegen der Zweckmässigkeit der Natur die Vorsehung preisen, die da keine Nachkommen erzeugte, wo a priori die Lebensbedingungen fehlen.

Nun zeigt es sich aber, dass in Wirklichkeit eine solche Einrichtung nicht besteht und dass nur eine ganz lose Beziehung zwischen diesen beiden Faktoren vorhanden ist. Dass eine Frau sehr fruchtbar sein kann, während sie jahraus jahrein, auch schon ohne Kind, fast vor chronischem Hunger verkommt; schlimmer noch, dass die Natur, gleichsam in blindem Eifer für die Erhaltung der Art, soweit an ihrem Zweck vorbeieilt, dass gerade durch diese Fruchtbarkeit noch weit mehr Individuen umkommen, als dies bei einer gewissen Beschränkung der Fall gewesen wäre.

Hat man da nicht allen Grund, diese Einrichtung zu beklagen? Es liegt hier offenbar in der Natur selbst ein Fehler und es erscheint durchaus berechtigt, das sogenannte Malthus'sche Gesetz als einen schlagenden Beweis eines gewissen Missverhältnisses in der Einrichtung der Natur zu betrachten.

LIV.

Die „Checks“ nach Malthus. Wie lässt sich die Divergenz innerhalb gewisser Schranken halten?

Was ist nun die Folge dieses Missverhältnisses, dieser Neigung zur Divergenz zwischen Vorratskurve und Menschenzahlkurve? Was ist ihr weiterer Verlauf? Wird dass Missverhältnis stets wachsen, wenn die Ursachen bestehen bleiben? Werden die Kurven stets weiter auseinandergehen?

Nein, das wird nicht geschehen, sagt Malthus. Das kann nicht geschehen, sagt er.*) Ein anderes Naturgesetz, ebenso fest wie das Gesetz der Vermehrung, macht es unmöglich. Man kann nicht leben ohne Nahrung, wer keine Nahrung zu sich nimmt, stirbt. Und wer nicht Nahrung genug bekommt, fängt an zu verkommen und stirbt vor der Zeit. Dann ist alles wieder in Ordnung. Das Gleichgewicht ist wieder hergestellt. Nach der Vermehrungsleidenschaft kommt die Kehrseite der Medaille, der Tod. Der vorzeitige Tod nach einem Leben voller Leiden. Das Gesetz der Vermehrung und das Gesetz des Todes halten sich die Wage.

Statistisch ist dann alles in Ordnung und die Herstellung des richtigen Gleichgewichtes kann auch das Ergebnis sein, falls Tod und Vermehrung sich

*) Es gibt immer Gegenwirkungen, „Checks“, sagt Malthus, es muss stets solche geben. „Some check to population must exist.“ Und in seinem Essay, Ed. VI 1826, Book I, Seite 3 u. 4, sagt er: „But as, by that law of our nature which makes food necessary to the life of man, population can never actually increase beyond the lowest nourishment capable of supporting it, a strong check on population, from the difficulty of acquiring food, must be constantly in operation.“

genau die Wage halten; die Bevölkerungsziffer wird dann gleich bleiben.*) In den meisten Fällen aber wird einer der beiden Einflüsse überwiegen und dann wird eine Zunahme oder Abnahme der Bevölkerung die Folge sein. In Übereinstimmung mit der gewöhnlichen Wahrscheinlichkeitsrechnung bei Naturereignissen wird die Resultante der beiden Faktoren grössere oder kleinere Schwankungen zeigen. Es kommen dabei natürlich auch andere Faktoren in's Spiel, und diese können sogar den Ausschlag geben. Das gilt in Bezug auf die Bevölkerungsziffer. Aber auch hinsichtlich der Wohlfahrt wird das Malthus'sche Gesetz nicht immer zutreffend sein. Geburtenzunahme muss nicht immer den Zustand verschlimmern, wenn auch wohl in der Regel eine allzu schlnellwachsende Geburtenzahl auf die Dauer ein Sinken der Wohlfahrt zur Folge haben wird, wie das in Frankreich und in Irland gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts der Fall war, wo die entsetzlichste Armut sich einstellte. Und eine sinkende Geburtenrate, wie wir sie nun seit ungefähr 25 Jahren in den meisten Ländern Europa's haben, wird meist mit einer Steigung der relativen Wohlfahrt zusammengehen. Jedoch — da die Bevölkerungszahl nur

*) Damit wird auch ein Bonmot hinfällig, das ein witziger Mensch einst über Malthus aussprach und das folgendermassen lautet: „Malthus sagt zwar, die Menschen vermehrten sich zu schnell und das ist wahr: ich habe 4 Kinder, 16 Enkel und werde mit der Zeit vielleicht 64 Urenkel haben. Aber ich habe ebenso das Recht, umgekehrt zu argumentieren: ich habe zwei Eltern, 4 Grosseltern, 16 Urgrosseltern, 64 Ururgrosseltern, u. s. w. Dies ist ebensogut wahr, sogar noch mit dem Unterschiede, dass meine Ahnen sicher, meine Nachkommen aber fraglich sind.“ — Die Lösung des Problems ist diese: Meine Frau und ich haben ganz gewiss nicht mehr als 4 Eltern, 8 Grosseltern, u. s. w., aber wir können leicht mehr Nachkommen haben als 4 Kinder, 16 Enkel, u. s. w., wie z. B. der obenerwähnte Herr Huizer in Strien, der schon bei seinen Lebzeiten 113 Kinder und Enkel hatte anstatt 20! Die Bevölkerungszahl kann dieselbe bleiben, abnehmen sogar; aber bei unbeschränkter Vermehrung gesunder Menschen nimmt die Anzahl unverhältnismässig schnell zu.

ein Faktor ist, nur eine der Ursachen, die die allgemeine Wohlfahrt bedingen, so wird unter Umständen auch wohl einmal ein anderer Faktor den Ausschlag geben können.

Deutlicher als im bunten Gewühl, auf dem Markt des Lebens, wird man aber das Malthus'sche Gesetz in der Statistik der Geburten und Sterbefälle wahrnehmen können, und zwar in unwiderleglicher, überzeugender Weise.

Die Statistik lehrt nämlich mit seltener Regelmässigkeit — und diese Erscheinung fällt jedem auf, der sich mit Bevölkerungsstatistik befasst —, dass eine hohe Geburtenrate immer mit einer hohen Sterberate zusammengeht, zumal unter den Kindern. Sobald sich die Geburtenrate ein wenig mässigt, sieht man meistens auch die Sterberate sinken.*) Das ist die Probe auf das Malthus'sche Exempel.

Nun könnten wir ja mit Süssmilch einen Hymnus auf die Unfehlbarkeit der Natur anstimmen, die alles so schön zu fügen weiss und bei Mangel an Nahrung auch wohlweisslich die Zahl der zu Ernährenden beschränkt! Aber Malthus, der in Hungerjahren lebte, empfand die ganze Grausamkeit der Natur, die Summe

*) Für die Familie sahen wir dieselbe Erscheinung schon im ersten Teil dieser Studie (Seite 34—37); für Holland im zweiten Teil (Seite 125); für Australien ebenso (Seite 179, 180).

Dass in Europa das Sinken der Sterberate schon etwas früher angefangen hat als das Sinken der Geburtenrate, will nicht viel sagen, da es eine Wechselwirkung zwischen diesen beiden Erscheinungen gibt; beide sind zu gleicher Zeit Ursache und Wirkung. Beide können von einer höheren sittlichen Kultur herrühren, resp. einer höheren Lebensführung, die man in diesem Fall sowohl an der besseren Pflege der kranken Kinder, wie in einer besseren Lebenshaltung vor der Erzeugung der Kinder nachweisen könnte. — Überdies tritt die Tatsache der Geburt doch immer erst später in die Erscheinung als die der Zeugung oder der Wille zu zeugen, was hier eigentlich der Zeitpunkt wäre, den man zum Vergleich heranziehen müsste.

der Leiden, die in jener trockenen Sterbestatistik enthalten ist, als direkte oder indirekte Folge des Missverhältnisses zwischen dem Nahrungsvorrat und der Zahl der zu Ernährenden.

Es gibt tausend andere Ursachen eines frühzeitigen Todes, es gibt Millionen andere Ursachen des Leidens; diese Ursache ist nur eine, aber eine der tiefsten, die sich unter den verschiedensten Gestalten zeigt und mit allen andern Ursachen in Wechselbeziehung steht.

Für die Folgen kann es freilich ziemlich gleichgiltig sein, welches in jedem einzelnen Fall die Ursache des Todes ist; jeder Sterbefall wirkt mit, das gestörte Gleichgewicht wieder herzustellen. Jeder Tod macht neuem Leben Platz. Das ist das Spiel der Natur, das grausame Spiel. Und dass wir so wenig wahrnehmen von all dem Leiden, das Malthus wie ein Unglücksprophet verkündete, das kommt daher, dass die Toten nicht sprechen, und daher, dass unser sozialer Gesichtskreis ein so beschränkter ist.

Statt das gestörte Gleichgewicht auf diese grausame Weise von der Natur wiederherstellen zu lassen, ist es ungleich besser, dass der Mensch dafür sorge, dass das Gleichgewicht überhaupt nicht gestört wird.

Wir können dies in zweierlei Weise tun: 1. indem wir die Nahrungsproduktion erhöhen. Dazu haben ja nun Malthus und Adam Smith durch ihr ökonomisches System vom Freihandel und der individuellen Initiative mehr als irgend jemand beigetragen; 2. durch Mässigung im Kinderzeugen, indem wir z. B. keine unbedachten Ehen schliessen.

Das ist die Malthus'sche Moral. Er drückt sie auf die ihm eigentümliche Art aus, indem er sagt: die Bevölkerung hat eine Neigung sich schneller zu ver-

mehren als der Nahrungsvorrat; da nun der Mensch ohne Nahrung nicht leben kann, so muss der Bevölkerungszuwachs stets eingedämmt, beschränkt, gezügelt werden. „Checks“ nennt Malthus die regulierenden Einflüsse, die Gegenwirkungen, sozusagen die Bremsen einer zu starken Bevölkerungszunahme, die Ursachen eines frühzeitigen Todes „Repressive Checks“ (Unterdrückungsmittel), die einer verminderten Zeugung „Preventive Checks“ (Vorbeugungsmittel).

Wir wollen diese Malthus'schen „Checks“ ein wenig näher untersuchen und vor allem die verschiedenen Formen, in denen sie auftreten, beleuchten. Ehe wir aber in's Auge fassen, wie sie auf den Menschen einwirken, wollen wir einen Blick auf einen Ulmenbaum werfen, der vor unserem Fenster steht. Da sehen wir die „repressive checks“ der Natur noch deutlicher als auf dem Papier. Jedes Zweiglein entwickelt jeden Frühling zwei Reihen von Blattknospen, absetzend an beiden Seiten entlang. Aus jeder Knospe wird im Laufe des Frühsommers ein neues Zweiglein mit neuen Knospen. Alle diese Zweige und neuen Schösslinge würden sich im Lauf der Jahre totdrücken, und es würde daraus schliesslich ein massiver Klumpen knorrigen Holzes entstehen — wenn sie nicht fast alle frühzeitig zu Grunde gingen. Nach vielen Jahren findet man am Hauptstamm, der seinerzeit ja auch nur ein Zweiglein war, nur noch einzelne Äste, an den Ästen nur noch einzelne Zweige. Aber, wo immer der Baum später angeschnitten wird, da spriessen unter günstigen Umständen aus den tieferen Holzschichten atypische Knospen hervor (im Gegensatz zu den Axillarknospen), aus den Resten aller dieser begrabenen und überwucherten Zweige, die als kleine Augenansätze sich überall im Holze finden. Die Natur beschneidet den Baum, wo es der Mensch nicht tut. So allgemein sind die „checks“!

Ein anderes Beispiel, aus dem Bakterienreich: „Unter optimalen Bedingungen (Temperatur, Ernährung) teilt sich das Stäbchen des Heubazillus in einer halben Stunde, der Choleravibrio verdoppelt sich in 20 Minuten, woraus sich für einen Tag die stattliche Zahl von 1600 Trillionen als Nachkommen einer einzigen Zelle berechnen würde. Diese Menge von Bakterien würde ungefähr 2000 Centner Trockensubstanz enthalten, . . . So schlimm ist es nun freilich niemals in der Natur, denn in so regelmässig geometrischer Progression schreiten aus verschiedenen Gründen die Teilungen niemals fort. Einmal schon, weil das nötige Nährmaterial niemals, auch im kranken Körper nicht, zur Verfügung steht, ferner weil viele Individuen bald absterben, weil die Konkurrenz anderer Organismen hemmend wirkt und weil endlich, so besonders in Reinkulturen, die eigenen Stoffwechselprodukte, z. B. Säurebildung, bremsen.“ (Dr. Alfred Fischer, Vorlesungen über Bakterien, Jena, Gustav Fischer, Seite 17.) Das sind die Checks bei den Bakterien.

Nun die Checks bei den Menschen. Wenn wir die verschiedenen Arten derselben betrachten, so wollen wir zuvörderst der zufälligen Ereignisse und Unfälle gedenken, die ausser unserm Willensbereich liegen und die hier nur der Vollständigkeit halber genannt seien. Sie sind mannigfaltig und es gibt unter ihnen sehr gewaltige, wie Erdbeben und Eisperioden. Diese können sogar eine solche ungeheuere Wirkung haben, dass für die nächsten Jahre oder Jahrhunderte ein Defizit an Zellenleben entsteht. Und wenn die Pflanzenwelt und die Tierwelt sich davon eher erholen als die Spezies Homo Sapiens, so kann doch noch auf lange Zeit hinaus ein relativer Mangel an Menschen bestehen, wie Kropotkin anführt. Das Missverhältnis ist dann mehr als korrigiert.

In den meisten Fällen aber wird das Missverhältnis ungenügend korrigiert und daraus entsteht eine endlose Kette von Entbehrungen und dauernden Leiden, denen man schliesslich erliegt. So selten in unserer Umgebung der akute Hungertod ist, so häufig ist der chronische*). Aber letzterer ist schwer zu diagnostizieren. Durch anhaltende Entbehrung wird am Ende das Widerstandsvermögen aufgezehrt, auch der Widerstand gegen Krankheiten. Auch die Bakteriologie lehrt, dass Hunger und Kälte (übrigens physiologisch identische Begriffe) die Immunität aufheben und zur Infektion empfänglich machen. So stirbt man frühzeitig durch Mangel an allem Nötigen, auch durch Mangel an genügender Nahrung. In solchen Fällen ist es schliesslich dem Arzte nicht mehr möglich, ausfindig zu machen, ob der Hunger die primäre Ursache war und die Krankheit die sekundäre, oder ob die Krankheit primär war und die Auszehrung sekundär. Meist wirken beide Ursachen zusammen. Ein langsamer Tod nimmt immer die Form irgend einer Krankheit an. Das Widerstandsvermögen war schon seit lange gebrochen und es hängt nur noch von den Umständen ab, welcher Anlass zum Tode der letzte sein wird. Für viele ist das Leben ein Experiment für die Minimumgrenze.

*) Prof. Dr. Huizinga sagt in seiner bekannten Schrift über die Nahrung, dass „Millionen Menschen an keinem oder ungenügendem Mittagsmahl sterben. Doch sie sterben eigentlich nicht, wenigstens nicht sogleich. Den akuten Hungertod stirbt man heutzutage nur noch in Persien; in den Kulturstaaten Europa's stirbt man den chronischen Hungertod. Der menschliche Organismus ist zähe und kann jahrelang ungenügende Nahrung ertragen, ehe der Tod eintritt. Die gewöhnliche Form dieses europäischen Hungers ist nicht vollständiger Mangel an Nahrung, sondern schlechte und einseitige Nahrung. Die billigeren Kohlenhydrate sind durchweg ziemlich genügend vertreten, die teureren Fette und Eiweissstoffe nicht. Und um dann dem drückenden Gefühl der Schlaffheit und des Fehlens an Energie abzuhelfen, greift man zu Nervenreizen und zwar zu dem billigsten, dem Alkohol. Kartoffeln und Schnaps bilden die gewöhnliche europäische Hungerdiät.“ Groningen, Noordhoff & Smit, Seite 103.

Aber es sind nicht nur die Armen, die die Nachteile des erwähnten Missverhältnisses erfahren, nicht nur die „Hungerleider", die frühzeitig dadurch umkommen. Auch der Reiche erfährt dadurch eine allzu anstrengende Konkurrenz, ein entmutigendes Verdrängtwerden durch andere. Es werden immer höhere Anforderungen gestellt, die Examina werden immer mehr erschwert, immer mehr Protektion wird erforderlich. Durch dies alles lebt auch der Reiche in einer Überspannung, die seine Kräfte frühzeitig untergraben kann. Und wer wird mehr und ganz direkt zu Grunde gerichtet und gemordet durch allzu zahlreiche Geburten als die Mutter, die die Kinder zur Welt bringt, oft nach viel zu kurzen Erholungspausen? Der frühzeitige Tod der Mutter ist der wirksamste automatische „Check", aber auch der traurigste.

Es ist weiter selbstverständlich, dass alle Entbehrungen, alle sozialen Missverhältnisse sich zuerst am Kinde rächen, da die Widerstandskraft des Kindes die geringste ist. So leicht es gezeugt wird, so schwer ist es aufzuziehen. Hohe Kindersterblichkeit ist denn auch der beste Gradmesser für zu hohe Geburtsraten. Auch werden alle sonstigen sozialen Missstände, alle Sünden, alles Elend der Welt verschlimmert, wenn dieser Faktor, eine zu grosse Anhäufung von Menschen, hinzukommt. Warum ist der Pauperismus so unausrottbar? Weil es so viele Paupers gibt, und weil ihre Zahl noch vermehrt wird, je mehr wir ihnen helfen. Warum frommen alle Reformen so wenig? Weil die sekundäre Kinderproduktion länger anhält als der primäre Vorteil. Alle Missverhältnisse (Alkoholismus und Prostitution mit einbegriffen) stehen in Wechselwirkung, fördern sich gegenseitig, und einer der wichtigsten Faktoren ist das Missverhältnis zwischen dem Nahrungsvorrat und der Zahl der zu Ernährenden.

Wohl ist es ein Übel, das sich selbst korrigiert, sich per se ausgleicht — aber es wird eine Quelle unendlichen Leides bleiben, so lange sich der Mensch gedankenlos fortpflanzt.

Nach den grausamen Checks der Natur, wollen wir nun die vernünftigen Checks des bewussten Menschen betrachten.

Selbstbeherrschung auf geschlechtlichem Gebiete, keine unbedachten Ehen, Mässigkeit im Kinderzeugen, Vorbeugung des erwähnten Missverhältnisses — „präventive Checks", das ist die bessere Lösung der Frage; eine Lösung, die zwar auch Leid bringen kann, jedoch ungleich geringeres als alle obenerwähnten. Sogar Enthaltsamkeit von allem Geschlechtsverkehr, so viele Unzuträglichkeiten, Krankheit und Sünde sie auch verursachen kann, ist noch nicht ein so schlimmes Leiden als Armut und Hunger. Denn Selbsterhaltung, wenn man einmal geboren ist, ist der oberste Naturtrieb, Erhaltung der Art erst der zweite.

Enthaltsamkeit, nicht von der Befriedigung des Geschlechtsreizes, sondern nur von dem Erzeugen von Kindern durch Anwendung der „artificial checks", durch Gebrauch der neumalthusianischen Präventivmittel — das ist gar kein Leid, und es steht auch in sittlicher Hinsicht in vielen Fällen ungleich höher als gänzliche Enthaltsamkeit. Es ist ein Altruismus, der kein Leid verursacht.

Also: in welcher Weise man sie auch anwendet, der Gebrauch „präventiver Checks", das Verhindern von zu vielen Geburten ist die Lösung eines grossen sozialen Problems. Eine unumgängliche Pflicht gegenüber dem Kinde, das ja nicht darum bittet, geboren zu werden, wie gegenüber der Gesellschaft, die dadurch aus einem peinlichen Dilemma erlöst wird. Denn wie immer man die Sache auch betrachten mag, der Mensch

steht nur vor der Wahl: entweder präventive oder repressive Checks. Tertium non datur (es gibt kein Drittes).

LV.
Neukultur und Kolonisation.

Es ist doch noch ein dritter Ausweg möglich, sagen einige. Man muss fortwährend neue Bodenstrecken für die Kultur erobern, um dadurch auch die Nahrungsproduktion im Verhältnis zur Menschenproduktion zu vergrössern. Dieses kann in zweierlei Weise geschehen: 1. durch allmählichen Gewinn an Kulturboden, an der Grenze oder wenigstens in der Nähe des schon kultivierten (Neukultur); 2. durch Niederlassungen in grosser Entfernung, wo die Bevölkerungsdichtigkeit noch gering ist, man also Gelegenheit findet sich niederzulassen, ohne allzu grossen Widerstand zu erfahren (Kolonisation).

Die Neukultur findet sich immer nur in verhältnismässig bescheidenem Umfang; denn überall, wo Menschen wohnen, die den Ackerbau betreiben, sind die am leichtesten kultivierbaren Bodenstücke schon kultiviert; man sieht sich also genötigt, zu solchen seine Zuflucht zu nehmen, die mehr Kapital erfordern und die Mühe weniger lohnen. Man muss grosse Summen im Voraus und andauernd für Düngung oder für Deichanlagen oder für Bewässerungswerke wagen können*) und auch dieses

*) Auch in jenen Fällen, wo der Staat im Voraus die grossen Werke anlegt, um dann das Land stückweise abzugeben — wie Präs. Roosevelt dies in den Vereinigten Staaten bei der Reclamation Act von 1902 verfügte — ändert dies die Sache nicht wesentlich, da der Pächter dann doch immer die Auslagen vergüten muss, in diesem Fall innerhalb zehn Jahren. Es ist also

Risiko und die ganze Unternehmung wird erst dann die Mühe lohnen, wenn Witterung und Preiskonjunktur günstig sind.

Jeder, der diese Verhältnisse kennt, weiss, dass noch viel Land in Kultur zu bringen ist, und dass auch fortwährend viel Land kultiviert wird; aber nicht in dem Masse, in dem die Bevölkerung bei ungezügelter Vermehrung anwachsen würde. Die grausamen „Checks" der Natur werden dadurch nicht vermieden. Die einfachste Berechnung lehrt, dass es auf die Dauer stets schwerer wird, noch weiter Land zu kultivieren, da man immer schwerer zu bearbeitenden Boden in Anspruch nehmen muss. Und wie viele Gegenden gibt es, wo jedes kleinste Stückchen Grund schon bebaut ist und überhaupt kein neuer Boden mehr für die Kultur übrig. Und in den grossen Städten, wie soll man da Abhülfe schaffen!

Neukultur ist eine schöne Sache für die Landwirtschaft, aber als eine Lösung der Bevölkerungsfrage kann sie nicht angesehen werden.

Daher, so heisst es, müssen wir weiter umherblicken, namentlich unser Augenmerk auf wärmere Länder richten, wo der fruchtbarste Alluvialboden in unermesslicher Ausdehnung sich in einem Meer von Sonnenlicht badet und nur der fleissigen Menschenhände harrt, um tausendfache Ernte zu geben. „Aux grands maux les

---

im Grunde ziemlich gleich, ob der Kultivator dadurch schwer belastet ist, dass er innerhalb 20 Jahren irgend einem Privatunternehmer die benötigten Gelder zurückzahlen muss, oder dass er in 10 Jahren dem Staat die Auslagen in der Form von Miete zurückzuerstatten hat — Neukultur bleibt finanziell immer ein schweres Unternehmen. In Friesland hat man hie und da schon eingedeichtes Land verlassen, weil der jährliche Ertrag nicht einmal für die Entwässerungskosten genügte. Und in Surinam gibt es eine beträchtliche Anzahl „verlassene Pflanzungen", die seinerzeit mit grossem Spesenaufwand trockengelegt wurden.

grands remèdes“ — ja freilich, aber man bedenke auch: „aux grands remèdes les grands maux!“

Kolonisation ist ungleich kostspieliger als einfache Neukultur, ungleich grösser ist auch das Risiko; denn man hat mit den ungeheueren Kosten des Transports und namentlich mit der grossen Unannehmlichkeit zu rechnen, dass man an Ort und Stelle keinerlei Existenzmittel hat, bis die erste Ernte in den neugebauten Scheunen untergebracht ist. Kolonisation — das lässt sich so leicht sagen; aber nur die Wenigsten sind im Stande, sich eine richtige Vorstellung von den Kosten zu machen. Im „Bondsblad“, Organ des indischen Bundes vom 11. Juni 1904 heisst es:

„„Ich will hier einige Zahlen anführen zur Illustrierung der Idee, durch Auswanderung von Javanern nach den andern Inseln des Archipels der Besorgnis weckenden Zunahme der Bevölkerung Java's und Madura's zu steuern. Nach der Volkszählung betrug die einheimische Bevölkerung in Java und Madura am letzten Dezember 1895 25 370 000; am letzten Dezember 1900 28 385 000. Eine jährliche Vermehrung also von 2,27 %. Das gäbe für 1902 29 689 000 und für eine 30,9-jährige Periode Verdoppelung. 1902 wurde zum ersten Male nachdrücklich die Aufmerksamkeit auf die Auswanderung gelenkt durch eine Randbemerkung von der Hand des jetzigen Justizdirektors Mr. Cohen Stuart. Setzen wir nun den Fall, man hätte die Bevölkerung auf der Anzahl vom letzten Dezember 1902 erhalten wollen, so müssten jedes Jahr, von 1903 an, 674 240 Menschen, oder besser gesagt: 674 240 : 5 = 134 848 javanische Familien, auswandern. Verstehen Sie mich?“ Ich beeilte mich zu bejahen, worauf der freundliche Redner fortfuhr: „Nehmen wir nun wiederum an — was aber ganz ungewiss ist —, dass jährlich diese Anzahl von Familien sich zur Auswanderung bewegen

liesse und dass ihnen genügend Grundstücke zur Verfügung ständen, kurz, dass alles so glatt ginge, als es sich nur auf dem Papier vorschreiben lässt; dann haben wir doch noch zu untersuchen, was für die Ausrüstung, die Vorbereitung, das Logis und den Lebensunterhalt im ersten Jahre für jede Familie von 5 Personen erforderlich wäre. Nehmen wir an:

Ausrüstung, Spesen u. s. w.	Fl.	35.—
Reise nach dem Einschiffungsort, Unterhalt während der Reise u. s. w.	„	25.—
Seereise	„	35.—
Überlandreise nach dem Bestimmungsort, Unterhalt während dieser Reise . . .	„	25.—
Wohnung	„	40.—
Geräte	„	20.—
Lebensmittel im ersten Jahre	„	120.—
zusammen	Fl.	300.—
		(500 Mark)

„Das wäre also für . . . wieviele Familien hatten wir doch?“

„134 848!“ antwortete ich.

„Das würde also über vierzig Millionen Gulden ($67^1/_2$ Million Mark) per Jahr erfordern. Aber es braucht mehr. In der Voraussetzung, dass die Einschiffung regelmässig das ganze Jahr hindurch vor sich gehen könnte, müssten jeden Tag durchschnittlich 1847 Personen verladen werden. Dazu müsste man jeden Tag über 4 tüchtige Dampfer verfügen; 1460 Reisen müssten jährlich gemacht werden, und nehmen wir durchschnittlich 8 Tage für die Reise hin und her und lassen wir jeden Dampfer 40 Reisen pro Jahr vollbringen, so brauchte man dazu jahraus, jahrein eine Flotte von 36 Dampfern.“

„Ich glaube, niemand könnte gegen diese Berechnung das kleinste Bedenken hegen,“ sagte ich.

„Nein, denn sie ist richtig. Sie sehen darnach aber wohl ein, dass von einer wirklich genügenden Auswanderung nicht die Rede sein kann. Und auf andere Weise die Auswanderung betreiben, gäbe meines Erachtens kein nennenswertes Resultat, es hiesse nur unnütz Geld vergeuden. Wenn man näher zusieht, kann man von Auswanderung in geringerem Masse, als dem soeben genannten, gar nichts erwarten. Ich habe darüber ein paar Berechnungen aufgestellt, die Ihnen auch einleuchten werden. Wir haben herausgebracht, dass die Bevölkerung unter den jetzigen Umständen in 30,9 Jahren verdoppelt wäre, nicht wahr? Wie könnten wir es nun anfangen, um diese Verdoppelung hinauszuschieben? Selbst wenn wir jährlich 10 000 Familien auswandern liessen, käme die Verdoppelung nur 1,7 Jahre später, mit 20 000 Familien 3,7 Jahre, mit 40 000 8,5 Jahre später, u. s. w. Das bedeutet also, dass man, um die Bevölkerungsverdoppelung auf 20 Monate hinauszuschieben, 32 Jahre lang eine jährliche Auswanderungssumme von Fl. 3 000 000.— (5 000 000 Mk.) aufwenden müsste.““

Fragen wir nun, welche Individuen zur Kolonisation geeignet sind. Unsere zusammengepferchten Stadtbewohner, die keine Ahnung vom Ackerbau haben und keine Widerstandskraft gegen Wind und Wetter und Klimawechsel? Oder unsere Landleute, die nur unsern Ackerbau kennen, im übrigen aber noch unbeholfener sind als die Städter? Um mit Erfolg zu kolonisieren, braucht man die Tüchtigkeit der Pioniere und ein Mass von Energie, Kenntnissen und Geschicklichkeit, das man nur äusserst selten in einer Bevölkerung findet. Auch lehrt die Erfahrung, dass nur selten ein Kolonisationsplan eine Aussicht auf Erfolg bietet, gleichviel ob die Organisation eine despotische, philanthropische, kooperative oder individualistische ist.

Ausserdem — „terra inoccupata“, Land, das niemandem gehört, ist nun einmal auf unserm Erdball nicht mehr vorhanden. So dünn gesät die Bevölkerung auch hie und da sein mag, so primitiv die Bodenkultur ist, Kolonisation gerät doch früher oder später in einen Kampf auf Leben und Tod mit den ursprünglichen Bewohnern. Die Geschichte hat nirgends so viel Grausamkeit aufzuweisen, wie in diesem Kampf um's Dasein, der einer der allergrausamsten „checks“ ist. Der Kampf endet meist erst mit dem Untergang des einen der beiden Kämpfer. Da ist kein Entrinnen möglich. Gewöhnlich ist der Verlauf der, dass erst ein oder mehrere Male die ganze Kolonie ausgerottet wird; dann, auf die Vorarbeit dieser Pioniere gestützt, werden grössere Expeditionen mit noch mehr Zerstörungsmaterial ausgerüstet, und schliesslich werden die ursprünglichen rechtmässigen Insassen ausgerottet, oder — was wenig besser ist — in's Innere des Landes zurückgedrängt. Das sind die traurigsten Kapitel der Kulturgeschichte. Wie haben die Europäer in Amerika gehaust, die Holländer in Ostindien, die Engländer in Vorderindien! Es ist immer dieselbe Tragödie. Die Festung kann erst erstürmt und erobert werden, wenn der Graben durch Anhäufung von Leichen überbrückt wurde.

In dieser Weise in's Werk gesetzt, ist Kolonisation allerdings eine Lösung der Bevölkerungsfrage. Wäre es aber nicht besser, etwas mässiger im Kinderzeugen zu sein, als sich genötigt zu sehen, auf diese Weise Menschenleben zu zerstören! Mit der Zeit würden ja dieselben Bodenstrecken ohnedies, durch die allmähliche Ausbreitung der Kultur, für den Ackerbau gewonnen werden, dann aber nur zum Segen für alle, nicht zugleich zum Fluch für Millionen!

Wenn die Menschheit eine höhere Gesittung erworben haben wird, wird ihr vor solchem Barbarentum grauen.

Wer aber trägt heute Schuld daran? Nicht die Kolonisten, die einmal zur Auswanderung verführt, keinen anderen Ausweg zu ihrer Selbsterhaltung sehen, als Gewalt gegen Gewalt; wohl aber jene freundlichen Philanthropen, die die Kolonisation befürworten, ohne zu wissen, was sie tun, die Kolonisation wollen, um dem „schrecklichen Übel", — schrecklich nur für sie! — des Präventivverkehrs vorzubeugen. Und alle die Spekulanten und Gauner, die zu ihrem Lied den Chorus bilden!

Die Vorteile der Kolonisation sind zu teuer erkauft. Welches sind aber diese Vorteile? Ökonomisch können Kolonien eine zeitlang grossen Gewinn bringen, doch die Bevölkerungsfrage wird damit nicht gelöst; denn gerade in einer neuen Kolonie, wenn wirklich alles „gut geht" — entsteht ein noch viel grösserer Bevölkerungszuwachs als im Mutterlande. Man denke an Java! *)

Und im Mutterlande? Sobald durch Kolonisation einer dichtbevölkerten Gegend plötzlich viele Menschen entzogen werden, gibt es wieder Raum, und so minderwertig sie auch ist, Beschäftigung, und diese werden von allen Seiten mit Sturm genommen; dadurch wird aber der schnelle Bevölkerungszuwachs nicht nur nicht geringer, er kann zeitweilig sogar noch zunehmen.

Dies ist eine ebenso augenfällige Erscheinung wie der unglaublich schnelle Ersatz der Bevölkerung nach einer Katastrophe. Man pflegt über diese „vis recreatrix naturae", die gewissermassen einer Wundreaktion vergleichbar ist, immer aufs neue zu erstaunen. Nach einem Aderlass ersetzt sich aber das Blut doppelt schnell; nach einer Verwundung oder einem Bruch

*) Die Bevölkerung Java's und Madura's betrug: 1816: 4 613 000 Einw., 1830: 6 830 000, 1849: 9 384 000, 1869: 15 573 000, 1889: 22 818 000, 1895: 25 370 000, 1900: 28 385 000.

ist die Neubildung grösser als das alte Gewebe war, das heisst, so lange der Mensch im Wachsen ist.*) So wirkt auch zahlreiche Auswanderung im Mutterlande als ein Anreiz zur Neubildung.

In der Theorie könnte vielleicht die ganze Erdoberfläche, könnten alle die 509 950 714 Quadratkilometer Land und Meer, auf die abwechselnd die Sonne scheint, urbar gemacht und in ein einziges grosses, fruchtbares Feld verwandelt werden. Für den Weinbau macht man ja schon aus der Felswand eine „étagère", die leider zuweilen von einem Gussregen zerstört wird. Und was die Wasserfläche angeht: in China findet man schon Blumenschiffe, in Friesland Wohnungsfahrzeuge, unter denen die Fische noch leben . . . Doch es fragt sich nicht, was möglich ist, — alles ist möglich, heisst es ja — es fragt sich, ob es der Mühe lohnt. Und damit sieht es traurig aus.

Wehmut erfüllt uns, wenn wir auf den Berghöhen die schwächlichen Roggenähren so spärlich wachsen sehen, wie die Haare auf dem Schädel eines Sechzigjährigen; und das ist die Ernte des ganzen Jahres! Wenn man in Schweden und Norwegen hie und da die Heuernte sieht, eine handvoll Heu auf Stecken zum Trocknen ausgehängt — da denkt man unwillkürlich: welche Mühe für so spärlichen Erfolg! Soll man auf noch schlechterem Boden noch schwerer arbeiten?

Damit es praktisch durchführbar sei, muss ein derartiges Unternehmen, gleichviel unter welchem Produktionssystem, lohnend sein. Und wollt Ihr die Mühe nicht nach Geld berechnen, weil Geld nur der gebräuchliche Massstab ist für die Arbeit, so messt sie ab nach

*) In der Pflanzenwelt findet man dieselbe Erscheinung; sobald man eine Staude abgeschnitten hat, treibt sie noch üppigere Schösslinge.

der erforderlichen Zeit. Der Arbeitstag ist schon jetzt lang genug; im Sommer auf dem Lande arbeitet man zuweilen schon von drei Uhr morgens bis sechs Uhr abends. Soll man denn noch länger arbeiten, sich noch mehr abquälen? Soll man sich noch grösserer Lebensgefahr aussetzen bei Fischfang und Seefahrt, auch in der schlimmen Jahreszeit?

Es wird schon viel zu lange und zu schwer gearbeitet. Das heutige Produktionssystem hat das Suchen nach neuen Wegen, das Ausbeuten neuer Erwerbsquellen schon auf's Äusserste gesteigert. Wir können nicht noch Schlimmeres wünschen. Lieber etwas Mässigung im Kinderzeugen, und für die Menschen, die nun einmal da sind, eine menschenwürdige Existenz. Der Zusammenhang ist unverkennbar: in China mit seiner sprüchwörtlich hohen Proliferität arbeitet man unter den allerschlimmsten Bedingungen; in Australien, wo die Geburtenziffer am schnellsten sank (siehe Seite 174), findet man auch den kürzesten Arbeitstag (siehe Seite 183).

LVI.

Wie hat sich die Malthus'sche Lehre bewährt?

Hundert Jahre sind verflossen, seit Malthus seine Theorien offenbarte. Was ist seitdem aus seinen Prophezeihungen geworden?*) Sind seine Forderungen erfüllt?

*) Es ist sehr bemerkenswert, dass auf jedem Gebiet, wo Godwin versucht hat, Malthus nicht blos mit Witzen, sondern mit Zahlen zu schlagen, die späteren Statistiken vernichtend für Godwin ausgefallen sind. Die Bevölkerungszahlen bilden tatsächlich eine wachsende Reihe; es gibt kein Zuviel an Lebensmitteln; es

Wenn es wirklich schon zu Malthus' Zeiten so elend ausgesehen hat in Folge der Übervölkerung — wie ist dann heute der Zustand, da sich inzwischen die Bevölkerung noch mehr als verdoppelt hat? Die Strassen müssten ja geradezu von den Leichen der Verhungerten versperrt sein!

Was aber sehen wir statt dessen? Wachsende Wohlfahrt auf dem Lande, rapides Wachstum der Städte. Es gibt sogar Überproduktion, Krisen durch Überproduktion, u. zw. nicht Überproduktion von Menschen, sondern von Waren, weil es nicht Menschen genug gibt, um alles zu kaufen!

Es scheint also doch etwas an den herrschenden Verhältnissen auszusetzen zu sein, wenn man von „Krisen" sprechen kann.

So eine Krise durch Überproduktion in irgend einem Artikel bedeutet nicht, dass es nicht genügend Menschen, sondern dass es nicht genügend Käufer gibt, d. h. nicht genügend Wohlstand und Kaufkraft. Je mehr sich das Proletariat vermehrt und je mehr es „verschämte Arme" gibt, desto weniger können gute Waren gekauft werden und desto dringender wird die Nachfrage nach billiger, ungeeigneter Ware, wodurch schliesslich der Produzent mit Artikeln sitzen bleibt, die zwar begehrt, aber nicht bezahlt werden können. Von Krisen wäre weniger die Rede, wenn die Wohlfahrt allgemeiner wäre, und wenn es kein so zahlreiches Proletariat gäbe.

Man kann dieselbe Tatsache auch anders ausdrücken, wenn man den Menschen nicht als Konsumenten, sondern als Produzenten betrachtet. In der üblichen Handelssprache stellt sich die Sache etwa

besteht gewöhnlich ein entsprechendes Verhältnis zwischen Geburtsrate und Sterberate; der Lachsvorrat hat sich tatsächlich durch den Fischfang verringert.

folgendermassen dar: Wie es in jedem anderen Artikel von Zeit zu Zeit Krisen gibt, die immer mehr chronisch zu werden drohen, bis der Trust die Produktion vernünftig regelt, so besteht auch eine Neigung zu Krisen in der Produktion menschlicher Arbeitskraft; und auch dieser Zustand zeigt umsomehr die Neigung zur Beständigkeit, als das Gleichgewicht der Gesellschaft immer weniger labil und die Rechtssicherheit eine immer grössere wird. Auch dieser Übelstand wird daher bestehen bleiben, bis eine vernünftige willkürliche Regelung an Stelle der gedankenlosen Menschenproduktion getreten sein wird.

Malthus soll ein falscher Prophet gewesen sein, hauptsächlich aus zwei Gründen: erstens weil er eine unrichtige Vorstellung von der Vermehrung der Menschen, zweitens weil er nicht die mindeste Ahnung von der Vermehrung der Nahrungsproduktion hatte. Und ausserdem noch aus verschiedenen Gründen.

1. Die Vermehrung der Menschen.

Eine feste Regel in der Natur, eine Art Naturgesetz, von Spencer formuliert, ist folgendes: auf je niedrigerer Evolutionsstufe eine Pflanze oder ein Tier steht, desto grösser ist seine Fruchtbarkeit. Der Mensch steht auch in dieser Hinsicht obenan in der Reihe; seine Kinderzahl ist nicht gross.

Denselben Unterschied bemerkt man, wenn man den ungebildeteren Menschen mit dem intellektuell hochstehenden vergleicht. Die gebildete Frau macht schon viel weniger Wochenbetten durch als eine Proletarierfrau. Das lässt sich auch gar nicht anders erwarten: je mehr sich die Individuen und die Arten differenzieren, desto mehr Bedingungen müssen erfüllt sein, ehe es zur Erzeugung eines neuen Individuums kommen kann; und umsomehr wird auch die Energie

der Eltern verteilt auf die verschiedenen Lebensfunktionen, umsoweniger auf die Geschlechtsverrichtungen beschränkt. Die höheren Tierarten verwenden auf ihre komplizierteren Sinne und Verteidigungsorgane mehr Energie als die niedrigeren. Was ist nun der grösste Unterschied zwischen dem Menschen und den Tieren, dem intelligenten Menschen und dem Wilden? Doch jedenfalls der, dass ein relativ grösserer Teil unserer Energiesumme für das Gehirn verwendet wird. Hier tritt also der Zusammenhang von geringerer Fruchtbarkeit und höherer Differenzierung deutlicher als sonst zutage. Das Gehirn denkt, und ein denkender Mensch erzeugt keine Kinder, die er nicht wünscht; er enthält sich dann entweder des Geschlechtsverkehrs, oder wenigstens eines Teiles desselben, der Befruchtung.

Das Spencer'sche Gesetz, mit Vernunft erfasst, ist das stärkste Argument für die willkürliche Beschränkung der Kinderzahl. Ein vernünftiger Mensch handelt mit Vorbedacht. Und auch wer nicht vernünftig, sondern leichtsinnig ist und reich dazu, wird nicht viele Kinder erzeugen, wenn es ihn nicht darnach verlangt. Der Mann wird in diesem Fall leicht dazu kommen, Befriedigung bei bezahlter Liebe und Prostitution zu suchen; die Frau wird sich zur gewohnheitsmässigen Fruchtabtreibung verleiten lassen. Beides kostet viel Geld, mehr als arme Leute bezahlen können, wenn sie es auch wollten. Ist es denn erstaunlich, dass die Reichen noch weniger Fruchtbarkeit zeigen als die Armen?

Dass die geringere Fruchtbarkeit bei den intellektuell höher stehenden Menschen so aufgefasst werden müsste, als wären sie durch ihre grössere Gehirnentwickelung weniger fähig geworden, Kinder zu zeugen, als wären sie unfruchtbar — dazu liegt kein einziger Grund vor, es sei denn in denjenigen Fällen,

wo die Sterilität eine pathologische Folge von besagter Prostitution oder habitueller Fruchtabtreibung ist.*) Die intellektuell hochstehenden Personen werden es wohl auch selbst nicht behaupten wollen, dass sie impotent oder steril seien; und es liegt kein Grund vor, dieses von vorn herein von ihnen anzunehmen.

Vernunft und Fruchtbarkeit schliessen sich gegenseitig nicht aus. Die höheren Gehirncentren wirken nur mit Unterbrechungen, und auch die Geschlechtsorgane wirken nur zeitweilig, sie stören sich also gegenseitig keineswegs. Das Herz aber wirkt Tag und Nacht, um bald dem einen, bald dem andern Organ den Impuls zu geben. Bei gesunden, hochintelligenten Personen mag der Geschlechtstrieb etwas weniger heftig sein, namentlich im höheren Alter (die „Weisheit“ kommt ja mit den Jahren); aber das vermindert weder das Zeugungsvermögen noch die Konzeptionswahrscheinlichkeit. Ein paar Mal Geschlechtsverkehr im Jahre genügt schon bei normalen Individuen, um jedes Jahr ein Kind zu erzeugen.

Wenn man nun auch annehmen könnte, dass die Fruchtbarkeit durch Gehirnüberlastung oder durch Verfettung als Folge des Luxus oder dergleichen verringert würde — so kann man sich doch nicht vorstellen, dass die Fruchtbarkeit, ausgenommen in pathologischen Fällen, so sehr sänke, dass nicht mindestens 6—12

*) Der Mensch nimmt in der Reihe der Geschöpfe die höchste Stellung ein, nicht nur durch seine grössere Denkkraft, sondern auch — und dies ist für die Auslese nicht weniger wichtig — durch sein grösseres Paarungsvermögen, das bei ihm dauernder und weniger periodisch ist, als bei den Tieren, wenigstens bei den Säugetieren. Dieses bekundet sich schon im ganzen Habitus des Menschen: die aufrechte Stellung, die man bei anderen Säugetieren nur ausnahmsweise, und zwar bei der Paarung, antrifft, ist beim Menschen die gewöhnliche Körperstellung geworden. Wir sehen auch, dass der Mensch stets über das gleiche Mass von geistiger Leistungsfähigkeit verfügt, was man bei den Tieren nur in der Paarungszeit antrifft.

Kinder während der ganzen Ehe geboren würden, wenn nicht der Mensch, gerade durch seine Vernunft, auch diese Verrichtung zu regeln wüsste, so gut wie andere Verrichtungen.

Die Erfahrung lehrt denn auch, dass er dieses tut. Der intelligente Mensch hört auf die Stimme der Vernunft, hört also auf die Stimme von Malthus; denn Malthus war ein vernünftiger Mensch.

Das Herabsinken der Fruchtbarkeit unter vernünftigen Menschen, das Sinken der Geburten fast in ganz Europa, das den Malthus'schen Lehren folgte, zeugt nicht gegen, sondern für Malthus. Man hat dem Propheten gelauscht, die öffentliche Meinung ist aufgerüttelt worden; natürlich nicht, weil Malthus also sprach, sondern durch die Not der Zeit. Und Malthus hat die Notwendigkeit eher eingesehen, als die meisten anderen Menschen. Er war demnach ein guter Prophet und kein Lügenprophet.

Wenn Malthus eine durchschnittliche Schätzung gibt, in wie vielen Jahren sich ein Volk — hypothetisch — verdoppeln könnte, falls keinerlei Beschränkung stattfinden würde und auch die Natur keine Schranken setzte, so hat er die Zahl nicht zu hoch gegriffen, ist sogar noch viel zu bescheiden gewesen, da er (und das war vielleicht sein logischer Fehler) seine Beispiele wirklich existierenden Zuständen entnahm, also unter Voraussetzung der „Checks". Ja, er wählte von den maximalen Beobachtungen, die ihm zur Verfügung standen, sogar die niedrigsten, nämlich eine Verdoppelung in 25 Jahren, weil eine solche während einer Periode von 250 Jahren in den Vereinigten Staaten Nord-Amerikas beobachtet worden war.

Hätte er sich nicht an die hypothetische geometrische Reihe halten wollen, sondern Beispiele aus der Erfahrung entnommen, so hätte er sogar noch ganz

andere Zahlen anführen können. So las ich z. B. dieser Tage in der holländischen Zeitung Avendpost vom 14. Februar 1905, dass im Dorfe Strien ein gewisser Herr Huizer starb, der 113 Kinder und Enkel hinterliess. Dieses Beispiel ist durchaus nicht einzig in seiner Art. Das ist aber noch eine ganz andere Vermehrung als eine Verdoppelung in 25 Jahren!

Dergleichen Fälle hätte Malthus ebensogut anführen können, u. zw. ohne den empirischen Boden zu verlassen. Malthus hat also nichts übertrieben; er ist in seiner hypothetischen Proliferität noch viel zu bescheiden gewesen.

---

2. Die Vergrösserung der Nahrungsproduktion.

Der gewerbliche Produktion hat unendlich zugenommen seit Malthus' Tagen, der Verkehr ebenso. Aber die Produktion von Nahrungsmitteln hat damit nicht Schritt gehalten, sie ist nicht zur Grossindustrie geworden. Bestenfalls kann man das von einzelnen Zweigen sagen, aber die Bodenkultur erfordert noch immer viel Raum und Zeit. Eine gewerbsmässige Bereitung der Nahrungsmittel auf chemischem oder mechanischem Wege gibt es nicht.

Der jährliche Ertrag eines Hektars Ackerboden ist zwar seit früher vergrössert, er hat sogar um sehr viel zugenommen. Aber darum handelte es sich nicht. Malthus behauptete nur, dass auf die Dauer die erhöhte Fruchtbarkeit des Ackers nicht mit der Menschenzahl Schritt halten könne, falls diese sich ungestört vermehrte.

Der Leser berechne selber nach dem Seite 263 erwähnten Falle, wie schnell die Bewohnerzahl eines einzigen Gehöftes bei ungestörter Vermehrung anwachsen würde. Schon im dritten und vierten Geschlecht zeigt sich die reine Unmöglichkeit, so viele

Menschen von demselben Ackerboden zu ernähren, auf dem ihre Ahnen ihr gutes Auskommen hatten. Es steht ausser allem Verhältnis, wenn man auch ein paar Strecken neu in Kultur gebrachte Heide mit in Betracht zieht.

Nur derjenige, der nie dergleichen Berechnungen versucht hat, kann von verbessertem Ackerbau faseln, der mit solcher Vermehrung auch nur annähernd Schritt hielte. Beim fünften Geschlecht schon wird die Proportion lächerlich. Die Bevölkerungszunahme muss unter allen Umständen immer in Schranken gehalten werden, sei es nun von der Natur oder von unserer eigenen Vernunft. Wenn z. B. bei Insekten oder bei Mäusen einmal ausnahmsweise einzelne Geschlechter nacheinander gut gedeihen, so spricht man von einer Insektenplage oder Mäuseplage. Es ist ein grosses Übel.

Dass aber die Erde Nahrung genug für den Menschen liefern kann bei gehemmter Vermehrung, das wollen wir gern zugeben. Selbstverständlich! Es hängt nur von der Bedeutung des Hemmnisses (der „Checks") ab.

Auch bei seiner Voraussetzung von der Zunahme des Ackerbauertrages erweist sich Malthus als viel zu bescheiden, setzt dies aber selbst ausdrücklich hinzu. Eine ständige Zunahme, eine Additionsreihe gibt er auch nur als eine äusserste Hypothese zum indirekten Beweis: „sogar wenn wir annähmen, dass dieses möglich wäre." Dem damaligen Stand der agrarischen Wissenschaft gemäss ist er für sich überzeugt, dass der Acker auf die Dauer Erschöpfungssymptome zeigen müsste.

Durch dieses, von seinem Standpunkt betrachtet übergrosse Zugeständnis ist Malthus' Beweisführung auch heute noch gültig. Hätte er gesagt: „die Be-

völkerung nimmt zu, der Ertrag des Ackers aber nimmt ab," so könnte man das jetzt nicht mehr gelten lassen.

Indessen — der Acker verliert tatsächlich an Ertragsfähigkeit durch Pflanzenwuchs und Ernten, er zeigt tatsächlich Symptome von Erschöpfung. Nur durch Wechselkultur, durch Mischung von Bodenarten, natürliche und chemische Düngung u. s. w. vermag man dieses Defizit wieder auszugleichen, oft sogar den Ertrag zu steigern. Aber man darf sich nicht verhehlen, dass dieses einen Aufwand von Mühe und Geld erfordert, der als Abzug vom Nettoertrag auf die Debetseite kommt. Durch allzuvielen Dünger sinkt auch der Ertrag häufig wieder. Ausserdem bleibt immer ein unübersteigliches Hindernis für die Zunahme der jährlichen Ernte bestehen: jede Pflanze, jede Ähre des Ackers braucht ein Meer von Sonnenlicht den ganzen Sommer hindurch. Für dieses Kapital, das nur in beschränktem Mass vorhanden ist, gibt es keinen praktischen Ersatz. Und wachsen die Pflanzen zu dicht, so gibt es auch keine gute Ernte.

Zuweilen mag es wohl vorkommen, dass der Ertrag einer Bodenstrecke durch irgend eine Verbesserung oder Erfindung unverhältnismässig stark zunimmt; doch das wird immer nur ausnahmsweise sein, und es wird dann schwerlich gelingen, die Ernte im folgenden Jahr in gleichem Masse zu steigern. Je mehr der Boden schon verbessert ist, umso schwerer wird es halten, ihn noch weiter zu verbessern. Überdies ist es allbekannt, dass im Ackerbau die besseren Jahre mit schlechteren abzuwechseln pflegen.

Von Neukultur und Kolonisation haben wir schon gesprochen. Wir dürfen aber dieses Thema einer erhöhten Kulturproduktion nicht verlassen, ohne allen unsern Dank auszusprechen, die für eine Erhöhung des Bodenertrags gewirkt haben, sei es im Schweiss

ihres Angesichts, sei es im stillen Studierzimmer. Und so schwer auch zuweilen der Arbeiter unter der kapitalistischen Produktionsweise gelitten hat — das System des Freihandels, der persönlichen Initiative und der individuellen Freiheit feiert in der erhöhten Produktion seinen schönsten Triumph. Es waren Adam Smith und Malthus und alle die anderen Pfadfinder der Nationalökonomie, die diesen Sieg erfochten. Malthus und seine Anhänger haben mehr getan als den Bevölkerungszuwachs aufgehalten; sie haben ebenso energisch die Nahrungsproduktion gefördert.

Und trotzdem wirft man Malthus die erhöhte Nahrungsproduktion als einen Beweis dafür vor, dass er ein Lügenprophet gewesen!

---

3. Das ganze Malthus'sche System soll sich als ein Irrtum erweisen, weil er die Erhöhung der Nahrungsmittelproduktion und die Vermehrung der Menschen als von einander unabhängige Probleme betrachtet haben soll. Das ist aber — so heisst es — gerade der grosse Unterschied zwischen Menschen und Tieren. Tiere suchen die vorhandene Nahrung; je mehr Tiere es also gibt, um so kleiner wird der Anteil daran für das einzelne. Der Mensch aber schafft seine Nahrung; je mehr Menschen es also gibt, desto mehr Nahrungsvorrat wird geliefert werden, und immer billiger wird er geliefert werden können durch Massenbetrieb und durch Arbeitsteilung. Jeder Arbeiter produziert mehr als er bedarf; also wäre der einzige Fehler der, dass dieser Mehrwert so häufig in die Tasche des Unternehmers und des Dividendenbesitzers wandert, statt in den Magen des Arbeiters und seiner Hausgenossen.

Nun ist aber die Nahrungsproduktion gerade dasjenige, was der Mensch nur in beschränktem Masse beherrscht. Man kann Nahrungsmittel nicht in willkür-

lichen Quantitäten hervorbringen, wie man Industrieartikel hervorbringt; die Nährpflanzen müssen wachsen, langsam, durch Sonnenlicht und in der Bodenfläche wurzelnd. Und diese Bodenfläche ist beschränkt, für den Menschen ebenso beschränkt, wie das Haselgebüsch für das Eichhörnchen.

Gewiss, bei guten Produktionsverhältnissen und wenn man endlich anfinge, nur nützliche Sachen zu produzieren statt wertloser Luxusgegenstände, könnten binnen einigen Jahren eine beträchtlich grössere Anzahl Menschen behaglich leben, als jetzt eine ärmliche Existenz führen; aber auch diese Verbesserung hat ihre Grenzen. Jedes Produktionssystem hat sein eigenes Bevölkerungsgesetz, und nie kann die Nahrungsproduktion dergestalt zunehmen, von Jahr zu Jahr in demselben Masse steigen, dass sie auf die Dauer den Bedürfnissen einer Bevölkerung genügen könnte, die sich in's Ungemessene vermehrte. Wie viele Bauernsöhne gibt es, die den Ackerbau ausgezeichnet verstehen, aber nirgends ein Gehöfte kaufen oder mieten können. Der Boden vermehrt sich eben nicht. Die Zellenteilung ist unbeschränkt, und aus den befruchteten Eizellen werden erwachsene Menschen, wenn genügende Nahrung vorhanden ist. Die Äckerverteilung aber hilft nicht viel; denn die Äckerchen wachsen nicht wieder zu grossen Äckern an.

---

4. Einige sagen: von den Malthus'schen Prophezeiungen sei gerade das Gegenteil wahr geworden. Malthus habe es so vorgestellt, als bildeten Elend und Hunger die Wand, an der die Menschheit zerschellt. Und was sehen wir? Dass gerade Wohlfahrt und höhere Intelligenz den Bevölkerungszuwachs beschränken.

Praktisch ist dieser Einwand wohl nicht sehr wichtig. Die Bevölkerungszunahme wird durch die

verschiedensten Mittel beschränkt, durch die Präventivmittel der Reichen ebensogut wie durch die Kindersterblichkeit der Armen. Auch Malthus spricht von verschiedenen Checks. Wenn nur die Reichen ein gutes Beispiel geben und die Kenntnis der Mittel nicht eigennützig für sich behalten, so werden die anderen wohl nachfolgen.

Aber auch Malthus' theoretischer Grundgedanke scheint von diesem Einwand angetastet zu werden. War der Hungertod doch der Gipfelpunkt seiner Beweisführung.

Der Mangel, der Kampf um's Dasein, nimmt mit der verschiedenen Lage der Menschen verschiedene Formen an: der eine kämpft um einen Bissen trockenen Brotes, der andere quält sich, um die Zimmermiete zu zahlen, ein dritter weiss nicht, wie er seine Privatstunden bezahlen soll, ein vierter wiederum kann keine gute Anstellung bekommen, um heiraten zu können, ein fünfter muss einer Krankheit wegen einige Zeit in einem Sanatorium oder einem teuren Badeort zubringen, u. s. w. So machen sich die Bedürfnisse in verschiedener Weise fühlbar, und ebensogut wie für den Armen besteht für den Reichen die Notwendigkeit der Beschränkung, wenn er seinen Kindern die erforderliche Erziehung angedeihen lassen will.

Sogar derjenige, der reich genug ist, um sich jeden Wunsch zu erfüllen, wird seine Kinderzahl beschränken, um für die Zukunft seinen Nachkommen dauernde Wohlfahrt zu sichern*), damit auch diese den Bedürfnissen, mit denen sie aufgewachsen sind, dauernd genügen können. Mit anderen Worten und um wieder auf unsere eingangs aufgestellte Formel zurückzu-

*) Ausserdem kann noch die Erwägung hinzukommen, dass er nicht gerne seine Frau einem lebensgefährlichen Wochenbett aussetzen möchte! Und sollte er dieses auch wollen, so wird sie wenigstens vernünftig genug sein, die Gefahr zu vermeiden.

kommen: der Mensch sucht nicht nur die Minimumgrenze zu vermeiden, sondern sucht auch das physiologische Optimum zu erreichen; es ist die positive und die negative Seite des gleichen Strebens. Derselbe Rat, den Malthus den Armen gibt, wenn er sie vor der Minimumgrenze warnt, wird auch den Reichen zum Heil werden im Streben nach dem physiologischen Optimum. Es ist ein und dasselbe Prinzip.

LVII.

Das Malthus'sche Heilmittel.

Malthus forderte neben einer Erhöhung der Nahrungsproduktion eine Abnahme der Geburtenzahl d. h. Anpassung der Geburtenzahl an die Produktion. Sein Heilmittel war: keine Ehe eingehen, bevor man den Lebensunterhalt für eine Familie verdienen kann. Dieser Rat ist in der Tat vortrefflich und sehr beherzigenswert; ist er aber wirklich das Heilmittel für die Krankheit, die er so klar erkannte?

Vor allem soll man, nach Hippokrates, bei jedem Heilmittel fragen, ob es nicht schadet. Da ist es aber zweifellos — und Malthus hat dieses auch selbst klar genug erkannt —, dass späte Heiraten eine gefährliche Kehrseite haben, eine sehr gefährliche sogar. Um diesem Bedenken vorzubeugen, setzte er immer gleich hinzu, dass er vor der Ehe Keuschheit fordere. Allein das Aufstellen dieser Forderung beseitigt die Gefahr keineswegs. Übrigens sahen wir oben schon, dass Malthus in seiner Illusion der „self-help" nicht glaubte, dass energische junge Leute auf diese Weise spät zur Ehe kommen würden. Noch viel weniger vermutete er, dass

sein Heilmittel für die meisten Arbeiter lebenslängliche Ehelosigkeit bedeuten würde, ein „decretum horribile", das am allerwenigsten dazu angetan wäre, die Sitten vor Verwilderung zu schützen.

Das Malthus'sche Heilmittel ist demnach in vielen Fällen schlimmer als die Krankheit, denn auch die Ehe würde dadurch nur ein neues Vorrecht der Reichen werden. Dies Heilmittel ist zudem eine solche Quälerei, dass es schon deshalb eine allgemeine Anwendung ausschliesst. Schliesslich aber kann es auch nie eine Lösung der Bevölkerungsfrage herbeiführen, da das Mittel, auch wenn es angewandt würde — unwirksam wäre. Ist es doch meistens der Mann, der den Lebensunterhalt verdient, und immer die Frau, die die Kinder zur Welt bringt. Das Alter des Mannes mag die Frequenz des ehelichen Verkehrs beeinflussen, auf die Frequenz der Schwangerschaft hat das Alter des Mannes (innerhalb gewisser Grenzen) keinerlei Einfluss. Wer verbürgt uns, dass ein Mann, wenn er aus ökonomischen Gründen bis an sein dreissigstes Jahr gewartet hat, ehe er heiratete, nicht lieber eine Frau von 23 Jahren als eine von 30 wählen wird? Und wo bleibt da der Vorteil der späten Ehe? Die Kinderzahl wird in diesem Falle nicht abnehmen; wohl aber wird die Zahl der Witwen dadurch grösser werden, die mit einer Schar unversorgter Kinder zurückbleiben.

Wenn Malthus rät, man solle nicht heiraten, ehe man eine Familie versorgen kann, so hofft er — ohne Grund —, dass dadurch auch die Frau sich erst vermählen wird, wenn sie z. B. 28 bis 30 Jahre alt ist.*) Aber selbst in dem Fall, wo die Frau nach dem Malthus'schen Rat erst in jenem Alter heiratet, weil auch sie erst Jahre lang hat sparen müssen, könnte sie, wenn sie im ehelichen Verkehr keine Vorsicht ge-

*) Malthus, Essay Ed. IV 1807, Seite 251.

brauchte, sehr bequem noch zehn Kinder zur Welt bringen, selbst wenn man nur alle zwei Jahre ein Kind annimmt. Wo bleibt da die Lösung der Bevölkerungsfrage?

Kann es nun Wunder nehmen, dass man über Malthus hinaus nach besseren Mitteln gesucht hat? Allerdings sind dabei die Meinungen sehr auseinander gegangen und die Vorschläge noch weiter voneinander abgewichen. Einige haben in ihrem Idealismus Malthus noch übertrumpft, indem sie verlangten, dass man sich sogar in der Ehe lebenslang enthalten müsse, sobald die gewünschte Kinderzahl erreicht ist. So gibt es Sittlichkeitsprediger, die da sagen: auch wenn ihr vermählt seid, dürft ihr lebenslang nur in dem Falle Geschlechtsverkehr pflegen, wenn ihr hofft, dadurch ein Kind zu erzeugen. Die Liebesäusserung müsste demnach ausser dem Drang, sich gegenseitig zu beglücken, immer noch diesen Zweck im Auge haben.

Die meisten stellen sich aber nicht auf diesen Standpunkt, sondern nehmen dankbar die Fortschritte der Wissenschaft an, durch die es gelungen ist, die Fruchtbarkeit mit den verschiedensten Mitteln zu beherrschen, sodass man jetzt nach Belieben wählen kann, entweder das Malthus'sche Mittel oder das Mittel der Idealisten oder die mechanischen und chemischen Mittel, die ich hier als bekannt voraussetze.

Dadurch ist es heutzutage jedem Einzelnen möglich geworden, sich besser als früher den veränderten Umständen anzupassen; und dadurch sind wir ein gutes Stück weiter gekommen in der Lösung des Problems, das Malthus aufgeworfen, dessen Lösung er aber nicht gefunden hat.

Wie man es auch drehen und wenden mag, und so sehr die Umstände auch wechseln mögen, stets werden Eltern und Staatslenker die Lehre von Malthus beherzigen müssen, dass es leichter ist, die Bevölkerung zu vermehren, als den Nahrungsvorrat von Jahr zu Jahr in demselben Mass zu steigern. Man wird auf Beides achten müssen: sowohl einer allzu starken Vermehrung vorzubeugen, wie auch darnach zu trachten, die Nahrungsproduktion zu steigern, im Gegensatz zur Produktion und zum Gebrauch von überflüssigen Luxusartikeln.

Inhaltsverzeichnis.

Seite

I. Einleitung 1
II. Die Forschungsmethode 2
III. Das physiologische Optimum 6

I. Teil.

Die willkürliche Beschränkung der Kinderzahl in ihrer individuellen Bedeutung.

IV. Das Mysterium der Zeugung 11
V. Sexuelle Abstinenz 14
VI. Sexuelles Übermass 19
VII. Eheverbot bei Krankheitsanlage 20
VIII. Die Kinderzahl pro Familie 23
IX. Hygiene der Mutter 28
X. Hygiene des Kindes 32
XI. Bestimmung der Kinderzahl durch die Eltern . . 37
XII. Zu grosse Kinderzahl 40
XIII. Zu geringe Kinderzahl 42
XIV. Die Kinderzahl als Erziehungsmoment für die Eltern 44
XV. Die Kinderzahl als Erziehungsmoment für die Kinder 47
XVI. Ist der eheliche Präventivverkehr gesundheitsschädlich? 50
XVII. Ist der eheliche Präventivverkehr unsittlich? . . 53
XVIII. Ist unser Urteil über diese Frage immer sittlich begründet? 60
XIX. Ist die Anwendung von Präventivmitteln naturwidrig? 64
XX. Missbrauch 67
XXI. Prostitution 70
XXII. Ausserehelicher Verkehr 75
XXIII. Fruchtabtreibung 78

II. Teil.

Die willkürliche Beschränkung der Kinderzahl in ihrer Bedeutung für die Gesamtheit.

Seite

XXIV. Einleitung 85
XXV. Voreiliges Generalisieren 87
XXVI. Ein Paradoxon 89
XXVII. Noch zwei Paradoxa 93
XXVIII. Der gesellschaftliche Mechanismus der Produktion 98
XXIX. Kinder als Erwerbsquelle 101
XXX. Automatische Regelung der Bevölkerungszahl . . 104
XXXI. Wird nicht manches Genie ungeboren bleiben? . 108
XXXII. Die Übervölkerungsfrage 113
XXXIII. Genügen die Nahrungsmittel für die vorhandene Menschenzahl? 119
XXXIV. Die wirtschaftliche Evolution. Der Arbeiter . . 126
XXXV. Die wirtschaftliche Evolution. Die Arbeiterin . 131
XXXVI. Das Jahrhundert des Kindes 134
XXXVII. Darf man den Gebrauch der Präventivmittel ein notwendiges Übel nennen? 139
XXXVIII. Kirche und Staat 144
XXXIX. Die gelbe Gefahr 159
XL. Das alte Rom 161
XLI. Frankreich 167
XLII. Australien 174
XLIII. Emporblühen und Niedergang der Völker . . . 183
XLIV. Cui bono? 191
XLV. Schlussfolgerungen 196

III. Teil.

Die willkürliche Beschränkung der Kinderzahl in ihrer rassenhygienischen Bedeutung.

XLVI. Einleitung 201
XLVII. Die Weismann'sche Lehre vom Keimplasma . . 202
XLVIII. Die Darwin'sche Selektionslehre 217
XLIX. Die Lamarck'sche Evolutionslehre 231
L. Das physiologische Optimum, die Minimumgrenze, die Maximumgrenze 239

Anhang.

Malthus.

		Seite
LI.	Einleitung	249
LII.	Malthus	253
LIII.	Das Malthus'sche Gesetz. Neigung zur Divergenz	259
LIV.	Die „Checks" nach Malthus. Wie lässt sich diese Divergenz innerhalb gewisser Schranken halten?	268
LV.	Neukultur und Kolonisation	277
LVI.	Wie hat sich die Malthus'sche Lehre bewährt? .	285
LVII.	Das Malthus'sche Heilmittel	297

A-3475

Von demselben Verfasser sind erschienen (in holländischer Sprache):

Sexuelle Hygiene für junge Frauen und Mädchen. Amsterdam, C. Daniels. 6. Auflage 1907.

Im Namen der Sittlichkeit! Amsterdam, C. Daniels, 1901. (Vergriffen.)

Die Hygienische Bedeutung des Neumalthusianismus. Ebenda.

Die Gefahren der kriminellen Fruchtabreibung.

Die Tüchtigkeit unseres Volkes und die Beschränkung der Kinderzahl.

Ausserdem zahlreiche medizinische Aufsätze und Vorträge in dem durch 20 Jahre redigierten **Niederländischen Medizinalkalender**, in der **Zeitschrift für Biologie**, München, der **Niederl. Zeitschrift für Medizin**, der **Revue de Morale Sociale**, Genf, der **Zeitschrift für Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten**, der Zeitschrift **Mutterschutz** u. a. m.

Gebr. Adolph & Co., Dresden-Löbtau.

BRIGHAM YOUNG UNIVERSITY
3 1197 22104 9197